Tutti Frutti

der

neuesten

Litteratur des Auslandes.

1839. October. November. December.

Mit 12 artistischen Beilagen.

Berlin,

Verlag von Carl J. Klemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tutti Frutti

der

neuesten

Literatur des Auslandes.

1839. October. November. December.

Mit 12 artistischen Beilagen.

Berlin,

Verlag von Carl J. Klemann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

John Davy's Leben und Abenteuer

von

Alexander Dumas.

Ich erinnere mich nichts anderes aus den drei ersten Jahren meines Lebens, als daß meine Mutter mir immer gesagt hat, ich wäre ein allerliebstes Kind.

Soweit meine Erinnerungen sich zurückerstrekken, sehe ich mich auf einer weiten Rasenfläche, welche sich vor der Schloßtreppe ausdehnte, in deren Mitte sich ein Dickicht von Syringen und Geisblatt erhob, mich herumwälzen, während meine Mutter, auf einer grün angemalten Bank sitzend, von Zeit zu Zeit ihre Augen von ihrem Buch oder ihrer Stickerei erhob, um mir zuzulächeln, oder mir einen Kuß zuzuwerfen. Gegen 10 Uhr Morgens erschien mein Vater, nachdem er die Zeitungen gelesen hatte, auf der Treppe; meine Mutter eilte ihm entgegen, und ich folgte ihr auf meinen kleinen Beinen und kam zu gleicher Zeit unten an den Stufen an, wenn sie sie mit ihm hinabstieg. Dann machten wir einen kleinen Spaziergang, welcher fast immer den Ort, den man die Capitains-Grotte nannte, zum Ziel hatte; wir setzten uns auf die Bank, wo Sir Eduard das erstemal gesessen hatte, als er Anna Mary bemerkte. Georg kam um anzumelden, daß die Pferde angespannt seien: wir machten eine Fahrt von zwei bis drei Stunden, einen Besuch, entweder bei Fräulein de Villevieille, welche eine Rente von dreißig Pfund Sterling und das kleine Haus meiner Mutter geerbt hatte, oder bei einer kranken oder armen Familie, denen die Heilige immer als ein Schutz- oder Trostengel erschien; darauf kehrten wir mit dem besten Appetit von der Welt zum Mittagsessen nach dem Schloß zurück. Zum Nachtische fiel ich Tom anheim und dies war meine Freudenstunde; er trug mich auf den Schultern und ließ mich die Hunde und Pferde sehen, holte mir Nester aus den höchsten Bäumen, während ich von unten die Hände nach ihm ausstreckte und ihm zurief, „nimm Dich in Acht, daß Du nicht fällst, bester Tom." Endlich führte er mich zurück, von Mattigkeit zerschlagen, und mit vor Schlaf halbzugefallenen Augen, was mich indeß nicht verhinderte, Herrn Robinson, dessen Ankunft fast immer das Signal zu meinem Rückzuge gab, ein sehr böses Gesicht zu machen. Im Falle zu großen Widerstandes von meiner Seite war es wieder Tom, zu dem man seine Zuflucht nahm; dann ging er in den Saal hinein, und stellte sich, als nähme er mich trotz der ganzen Welt mit sich; ich ging brummend hinaus und Tom legte mich in einer Hängematte nieder, welche er hin- und herwiegte, indem er mir alle möglichen Geschichten erzählte, welche mich gewöhnlich bei der ersten Sylbe einschläferten; darauf kam meine gute Mutter, und trug mich aus der Hängematte in ein Bett. Man verzeihe mir diese Details; zur Zeit, wo ich diese Zeilen schreibe, leben weder mein Vater, noch meine Mutter, noch Tom und ich befinde mich allein, in dem Alter, in welchem mein Vater hieher zurückkam, in diesem alten Schlosse, in dessen Nachbarschaft es keine Anna Mary mehr giebt.

Ich erinnere mich des ersten Winters, welcher eintrat, weil er für mich eine Quelle von neuen Vergnügungen war; es fiel viel Schnee, und Tom erfand tausend Mittel, Schlingen, Fallen, Netze u. s. w., um die Vögel zu fangen, welche aus Mangel an Nahrung in den Feldern, sich den Häusern näherten, um dort welche zu suchen. Mein Vater hatte uns einen großen Schoppen überlassen, welchen Tom durch ein Gitter hatte schließen lassen, welches fein genug war, daß die kleinen Vögel nicht hindurch kommen konnten; in diesen Schoppen schlossen wir alle unsere Gefangenen ein, die darin reichliche Nahrung und guten Schutz in drei oder vier in Kasten gepflanzten Tannen, welche Tom hatte hineinsetzen lassen, fanden. Ich erinnere mich, daß am Schlusse des Winters die Zahl unserer Gefangenen unberechenbar war. Ich brachte meine ganze Zeit damit hin, sie zu betrachten, ich wollte nicht mehr für alles in der Welt ins Schloß zurückkehren, kaum konnte man mich dort zur Zeit des Essens haben; meine Mutter wurde anfangs unruhig, meiner Gesundheit wegen, als aber mein Vater ihr meine dicken rothen Backen zeigte, indem er sie mit den Fingern kneipte, beruhigte sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich, und ließ mich nach meinem Vogelhaus zurückkehren. Im Frühjahr kündigte mir Tom an, daß wir alle unsere Pensionaire loslassen müßten. Ich machte anfangs ein gewaltiges Geschrei, aber meine Mutter zeigte mir mit jener Logik des Herzens, die ihr so natürlich war, daß ich nicht das Recht habe, mit Gewalt die armen Vögel zurückzu halten, die ich durch Ueberraschung eingefangen hatte. Sie setzte mir auseinander, daß es ungerecht sei, das Unglück des Schwachen zu benutzen, um ihn zum Sklaven zu machen; sie zeigte mir, wie die Vögel bei den ersten Knospen, welche wieder erschienen, versuchten, durch das Gitter zu dringen, um sich in die wiedererwachende Natur zu verbreiten, und wie sie ihre kleinen Köpfe an den eisernen Dräthen blutig stießen, welche sie gefangen hielten. Während einer Nacht starb einer von ihnen, und meine Mutter sagte mir, es sei aus Gram, weil er nicht frei sei. An demselben Tag öffnete ich den Käfig, und alle meine Gefangenen flogen davon, und ließen nun im Park ihren Gesang ertönen.

Am Abend holte mich Tom ab und führte mich, ohne etwas zu sagen, nach meinem Vogelhause; wie groß war meine Freude, als ich es fast eben so sehr bevölkert fand, wie am Morgen; drei Viertel meiner kleinen Tischgenossen hatten bemerkt, daß die Blätter im Park noch nicht dick genug seien, um sie vor dem Nachtwinde zu schützen, und sie waren zurückgekommen, um den Schutz ihrer Tanne aufzusuchen, wo sie nun ihre süßesten Gesänge anstimmten, als ob sie mir für die Gastfreundschaft danken wollten, die ich ihnen angedeihen ließ. Ich kam äußerst vergnügt zurück, um diese Begebenheit meiner Mutter zu erzählen, und diese erklärte mir nun, daß dies Dankbarkeit sei.

Am andern Morgen, sobald ich erwacht war, lief ich nach meinem Vogelhaus und fand alle meine Miethsleute ausgezogen, mit Ausnahme einiger frechen Spatze, welche dreister als die übrigen, im Gegentheil alle Anstalten trafen, um das Local zu benutzen, welches ihre Kameraden ihnen überlassen hatten. Tom zeigte mir, wie sie in ihren Schnäbeln Stroh und Wolle herbeitrugen, und setzte mir auseinander, wie dies geschehe, um ihre Nester zu bauen. Ich hüpfte vor Freude bei dem Gedanken, daß ich kleine Vögel haben würde, die ich heranwachsen sehen könnte, ohne die Mühe zu haben, in die Spitze eines Baumes zu klettern, wie ich Tom es hatte thun sehen.

Die schönen Tage kamen heran, die Spatzen legten und die Eier wurden Spatzen. Ich verfolgte sie in ihrer Entwickelung mit einem Glücke, dessen ich mich noch heute erinnere, wo ich mich noch einem Zwischenraume von 40 Jahren wieder vor diesem ganz zerbrochenen Vogelhause befinde. Es liegt für den Menschen ein so großer Reiz in seiner ersten Erinnerung, daß ich nicht fürchte, die Leser zu ermüden, wenn ich ein wenig bei den meinigen verweile, so gewiß bin ich, daß dieselben mit einigen der ihrigen übereinstimmen werden; und außerdem ist es wohl erlaubt, wenn man eine lange Reise mitten durch flammende Vulkane, blutige Ebenen, und eisige Wüsten zu machen hat, einen Augenblick in Mitte grüner und lieblicher Wiesen zu verweilen, welche man fast immer beim Beginn des Weges antrifft.

Der Sommer kam und unsere Spaziergänge dehnten sich mehr aus. Eines Tages setzte mich Tom, wie in der Regel, auf seine Schultern; meine Mutter umarmte mich zärtlicher als gewöhnlich; mein Vater nahm seinen Stock und ging mit uns. Wir durchwanderten den Park, folgten den Ufern des kleinen Baches, und langten am See an. Es war sehr warm; Tom zog seinen Rock und sein Hemde aus; darauf näherte er sich dem Wasser, hob seine Hände über den Kopf, machte einen Sprung, ähnlich wie ich sie zuweilen die Frösche habe machen sehen, welche meine Annäherung in die Flucht trieb, und verschwand in den See. Ich stieß einen lauten Schrei aus, und wollte ans Ufer laufen, ich weiß nicht, in welcher Absicht, aber vielleicht, um mich ihm nachzustürzen. Mein Vater hielt mich zurück. Ich rief aus dem Innersten meines Herzens, indem ich vor Verzweiflung trippelte: „Tom, mein bester Tom," als ich ihn wieder erscheinen sah. Nun rief ich ihn mit so flehentlichen Blikken zurück, daß er sogleich zu mir kam; ich war nicht eher ruhig, als bis ich ihn wieder auf dem Trocknen sah.

Nun zeigte mein Vater mir die Schwäne, die auf der Oberfläche des Wassers, die Fische, welche einige Fuß tief in demselben schwammen, und lehrte mich, daß der Mensch, indem er auf gewisse Weise diese Bewegungen combinirte, trotz seiner wenigen natürlichen Anlagen zu dieser Uebung, dahin gelangt sei, mehrere Stunden in dem Elemente der Schwäne und Fische sich aufzuhalten. Um die Praxis mit der Theorie zu vereinigen, stieg Tom nun wieder langsam in den See hinab, diesmal ohne zu verschwinden; er schwamm vor meinen Augen, indem er zuweilen die Arme nach mir ausstreckte, und mich fragte, ob ich mit ihm kommen wolle. Ich kämpfte zwischen Furcht und Begierde, als mein Vater, da er bemerkte, was in mir vorgehe, zu Tom sagte: „Quäle ihn nicht länger, er hat Furcht."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dies Wort war ein Talisman, mit dem man mich zu allem bringen konnte, was man wollte. Ich hatte immer Tom und meinen Vater von der Furcht als einem so verächtlichen Gefühl sprechen hören, daß ich, obgleich noch ganz Kind, bei dem Gedanken erröthete, daß man vermuthen könne, daß ich sie empfände. „Nein, ich habe keine Furcht," rief ich aus, „und ich will mit Tom gehen." Tom kam wieder ans Land. Mein Vater entkleidete mich, setzte mich auf Toms Rükken, um dessen Hals ich meine Arme klammerte; Tom empfahl mir, ihn nicht loszulassen, und ging wieder ins Wasser.

Tom mußte an dem Druck meiner Arme fühlen, daß mein Muth nicht so groß sei, als ich es glauben machen wollte. Im ersten Augenblicke nahm mir die Kälte des Wassers die Luft, nach und nach indeß gewöhnte ich mich daran. Am andern Tage befestigte mich Tom an ein Büschel Binsen, und schwamm neben mir, indem er mir die Bewegungen zeigte. Acht Tage darauf konnte ich mich allein oben halten; im Herbst konnte ich schwimmen.

Meine Mutter hatte den übrigen Theil meiner Erziehung für sich reservirt; aber sie wußte die Lehrstunden, welche sie mir gab, mit so viel Liebe und ihre Befehle mit so süßen Gründen zu würzen, daß ich meine Erholungsstunden mit meinen Lehrstunden verwechselte, und daß man durchaus keine Mühe hatte, mich die einen wegen der andern aufgeben zu lassen. Wir waren im Herbst; das Wetter wurde kälter; die Spaziergänge nach dem See wurden mir untersagt, und dies machte mir um so mehr Kummer, als ich bald Ursache hatte, Verdacht zu schöpfen, daß sich hier etwas Außerordentliches zutrüge. In der That hatte ich in Williams Hause unbekannte Gesichter ankommen sehen; mein Vater hatte sich lange mit diesen Fremden unterhalten, endlich schienen sie einig geworden zu sein. Tom war mit ihnen aus dem Thore des Parks hinausgegangen, das nach den Wiesen führte; mein Vater war ihnen nachgegangen, und bei seiner Rückkehr hatte er meiner Mutter gesagt: „Alles wird im nächsten Frühjahr fertig sein." Meine Mutter hatte wie gewöhnlich gelächelt, es war also keine beunruhigende Sache; aber mochte dem sein, wie ihm wolle, dies Geheimniß stachelte deßhalb nicht weniger meine Neugier. Jeden Abend kamen diese Leute zurück, und aßen und schliefen im Schloß, und es ging kein Tag hin, wo mein Vater ihnen nicht seinerseits einen Besuch machte.

Der Winter kam, und mit ihm der Schnee. Diesmal hatten wir nicht nöthig, Fallen und Netze aufzustellen, um die Vögel zu fangen; wir brauchten nur die Thüren des Vogelhauses zu öffnen: alle unsere Pensionaire vom vergangenen Jahre kamen zurück, und mit ihnen viele andere, denen sie ohne Zweifel in ihrer Sprache die gute Gastfreundschaft gerühmt hatten, die sie genossen hätten. So viele ihrer kamen, wurden sie gut aufgenommen, und fanden ihren Hanfsamen, ihre Hirse und ihre Tannen.

Während der langen Stunden des Winters hatte meine Mutter mich vollständig lesen und schreiben gelehrt, und mein Vater hatte angefangen, mir die ersten Elemente der Geographie und Seefahrkunst beizubringen. Ich war ein eifriger Liebhaber aller Reisebeschreibungen. Ich wußte die Abenteuer des Gulliver aus dem Kopfe, und ich verfolgte auf einem Globus die Reisen von Kook und Lapeyrouse. Mein Vater hatte auf dem Kamin seines Zimmers das Modell einer Fregatte unter Glas stehen, welches er mir schenkte, und bald kannte ich die Namen aller Stücke, aus welchen ein Schiff zusammengesetzt ist. Im folgenden Frühjahr war ich ein bedeutender Theoretiker, dem nur die Praxis fehlte; und Tom behauptete, daß es nicht fehlen könne, daß ich, wie Sir Eduard den Grad eines Contre-Admirals erlangen werde; eine Meinung, welche er übrigens niemals vorbrachte, ohne daß meine Mutter nicht sogleich die Augen auf das hölzerne Bein ihres Gatten warf und eine Thräne trocknete, welche den Winkel ihrer Augenlieder befeuchtete.

Der Jahrestag der Geburt meiner Mutter erschien; meine Mutter war im Mai geboren, und jedes Jahr kehrte dies Fest zu meiner großen Freude mit schönem Wetter und den Blumen wieder. An diesem Tage fand ich anstatt meiner gewöhnlichen Kleider ein vollständiges Midshipmans-Costum vor. Meine Freude war, wie man sich denken kann, groß, und ich stieg in den Salon hinab, wo ich meinen Vater in Uniform fand. Alle unsere Bekannte waren gekommen, um wie gewöhnlich diesen Tag im Schloß zuzubringen. Ich suchte Tom; er allein war abwesend.

Nach dem Frühstück sprach man davon, einen Spaziergang nach dem See zu machen; der Vorschlag ward einstimmig angenommen; wir brachen auf, aber ohne den gewöhnlichen Weg einzuschlagen; der über die Wiese war kürzer, aber der durch das Gehölz hübscher; ich wunderte mich also nicht über die Aenderung unseres gewöhnlichen Weges.

Ich erinnere mich noch dieses Tages, als

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wenn es gestern gewesen wäre. Wie alle Kinder konnte ich mich nicht an den langsamen und abgemessenen Schritt der übrigen Gesellschaft gewöhnen, und ich lief voraus, indem ich Maaßlieben und Maiblumen pflückte, als ich plötzlich, am Saume des Waldes angekommen, wie versteinert stehen blieb, die Augen auf den See gerichtet, ohne die Kraft zu haben, etwas anderes zu sagen, als: Vater, eine Brigg! —

„Wahrhaftig, er hat sie von einer Fregatte und einer Goelette unterschieden," rief mein Vater in der höchsten Freude aus. „Komm her John, daß ich Dich umarme.

In der That schaukelte eine allerliebste kleine Brigg, unter englischer Flagge, anmuthig auf dem See. Am Vordertheile stand mit goldenen Buchstaben: „Anna Mary" geschrieben. Die unbekannten Arbeiter, die seit fünf Monaten das Schloß bewohnten, waren Zimmerleute, die aus Portsmouth gekommen waren, um sie zu bauen. Sie war ein Monat vorher beendigt worden, vom Stapel gelassen, und aufgetakelt, ohne daß ich das Geringste davon wußte. Als sie uns bemerkte, gab sie eine Lage aus ihrer ganzen Artillerie, die aus vier Stücken bestand. Ich war überselig.

In der dem kleinen Holze am nächsten gelegenen Bucht des kleinen Gehölzes lag die Jolle, mit Tom und sechs Matrosen bemannt. Die ganze Gesellschaft stieg ein. Tom stellte sich ans Steuer, die Ruderer machten sich an die Ruder, und wir glitten leicht über den See hin. Sechs andere Matrosen von George commandirt, erwarteten den Capitain am Bord, um ihm die seinem Range schuldigen Honneurs zu machen, die er mit all dem Ernste aufnahm, den die Umstände geboten.

Kaum war Sir Eduard auf dem Verdecke, als er das Commando übernahm. Wir drehten uns auf dem Anker, bis wir flott waren, man spannte die oberen Segel auf, nach und nach senkten sich alle herab, und die Brigg fing an sich fortzubewegen.

Ich kann nicht das Entzücken ausdrücken, das ich empfand, so in der Nähe und im Großen diese bewundernswürdige Maschine zu sehen, welche man ein Schiff nennt; als ich es unter meinen Füßen bewegen fühlte, klatschte ich in die Hände und Freudenthränen flossen aus meinem Augen. Auch meine Mutter fing an zu weinen, aber sie that es, weil sie daran dachte, daß ich eines Tages ein wirkliches Schiff besteigen werde, und daß alsdann ihre bis dahin so sanften und friedlichen Träume voll von Stürmen und Kämpfen sein würden.

Uebrigens nahm Jeder das Vergnügen, welches mein Vater uns zu machen beabsichtigte, sehr wohl auf. Das Wetter war köstlich und die Anne Mary gehorchte den Manoeuvern, wie das beste Schulpferd. Wir segelten zuerst um den See herum, dann durchschnitten wir ihn in seiner ganzen Länge; endlich ließ man, zu meiner großen Trauer, die Anker fallen und zog die Segel ein. Wir stiegen in die Jolle hinab, die uns ans Land brachte; dann, in dem Augenblicke, wo wir verschwanden, um den Weg nach dem Schloß einzuschlagen, wo das Mittagessen unserer wartete, begrüßte eine zweite Salve der Artillerie unsere Abfahrt, wie sie unsere Ankunft begrüßt hatte.

Von diesem Tage an hatte ich nur noch einen Gedanken, eine Erholung, ein Glück: die Brigg. Mein armer Vater war entzückt, in mir einen so entschiedenen Beruf für die Marine zu sehen; und da die Schiffszimmerleute, die uns bis dahin als Equipage gedient hatten, uns verließen, um nach Portsmouth zurückzukehren, so engagirte er sechs Matrosen aus Liverpool, um sie zu ersetzen. Was meine Mutter anbetrifft, so lächelte sie melancholisch bei dieser seemännischen Lehrlingschaft, und tröstete sich damit, daß ich noch sieben oder acht Jahre bei ihr zubringen müßte, ehe ich mich wirklich einschiffen könne. Meine Mutter vergaß das Colleg, diese erste so schmerzliche Trennung, welche aber den Vortheil hat, daß sie sanft auf eine zweite ernstere Trennung vorbereitet, die jener fast immer folgt.

Wie man gesehen hat, kannte ich schon den Namen der verschiedenen Stücke, aus denen ein Fahrzeug besteht; nach und nach lernte ich den Gebrauch derselben. Am Ende des Jahres fing ich an, selbst kleine Manoeuvres auszuführen, Tom und mein Vater lösten sich einer den andern ab, um mich zu instruiren. Der andere Theil meiner Erziehung ward dadurch verzögert, aber man hatte dies auf den Winter verschoben.

Seitdem ich an Bord der Brigg gestiegen war, und eine Uniform angezogen hatte, glaubte ich mich kein Kind mehr; ich träumte nur noch von Manoeuvren, von Stürmen und Kämpfen. Ein Winkel des Gartens war zu meiner Schießbahn bestimmt; mein Vater ließ mir aus London einen Karabiner und zwei Pistolen kommen. Ehe Sir Eduard erlaubte, daß ich diese Zerstörungsinstrumente berührte, wollte er, daß ich durchaus deren Mechanismus kennen sollte. Ein Waffenschmidt aus Derby kam zweimal die Woche aufs Schloß, um mich zu lehren, jedes Stück der Batterie ab- und anzuschrauben; dann, als ich sie,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenn sie auch von einander getrennt waren, alle mit ihrem Namen nennen konnte, erlaubte er mir endlich, Gebrauch davon zu machen. Der ganze Herbst ward mit dieser Erlustigung hingebracht, und als der Winter kam, fing ich an, mich geschickt genug meines Arsenals zu bedienen.

Das schlechte Wetter unterbrach nicht unsere nautischen Manoeuver und kam im Gegentheil meinem Vater zu Hülfe, um meine Erziehung zu vollenden. Unser See erlaubte sich, Stürme wie ein wirkliches Meer zu haben, und wenn die Nordwinde wehten, so erweckten sie auf seiner gewöhnlich so ruhigen und glatten Oberfläche Wogen, welche nicht unterließen, das Schiff in tüchtige Schwankungen zu bringen. Dann stieg ich mit Tom hinauf, um die Raaen der höchsten Seegel einzuholen, und diese Tage waren Feste für mich; denn bei meiner Rückkehr in's Schloß hörte ich meinen Vater und Tom Jedermann von der den Tag bewiesenen Bravour erzählen, und meine Eigenliebe erhöhte mich fast zur Größe eines Mannes.

So verflossen drei Jahre bei diesen Arbeiten, aus denen man mir Vergnügen zu machen gewußt hatte. Ich war nach Verlauf dieser Zeit nicht allein ein vortrefflicher Seemann, geschickt und kühn beim Manoeuver, sondern ich kannte das Manoeuver selbst so genau, daß ich es commandiren konnte. Zuweilen aber gab mir mein Vater ein kleines Sprachrohr, und ich ward aus einem Matrosen Capitain; auf mein Commando führte dann die Equipage unter meinen Augen die Bewegungen aus, welche ich so eben mit ihr durchgemacht hatte, indem ich geschicktere, als ich war, zuweilen dergleichen machen sah. Der übrige Theil meiner Erziehung rückte freilich langsam vorwärts; indessen war ich in Geographie so weit, als es ein Kind von zehn Jahren sein kann; ich wußte ein wenig Mathematik, aber nicht das geringste von Latein. Was meine Schießübungen anbetrifft, so that ich Wunder darin, zur großen Freude Jedermanns, ausgenommen meiner Mutter.

Der zu meiner Abreise von Williams-House bestimmte Tag kam heran. Mein Vater hatte das Colleg **Harrow-sur-la-Colline**, das scholastische **rendez vous** der ganzen jungen Noblesse von London, für mich auserwählt, um dort meine Studien zu machen. Es war die erste Trennung von meinen guten Eltern; sie war schmerzhaft, obgleich jeder von uns sein Möglichstes that, um seinen Schmerz vor den andern zu verbergen. Tom allein sollte mich begleiten; er empfing von meinem Vater einen Brief für den Doctor Butler, in welchem die Unterrichtszweige angedeutet waren, auf welche man nach seinem Wunsche besondere Sorgfalt verwenden sollte; gymnastische Uebungen, Fechten und Boxen waren dabei unterstrichen. Was Latein und Griechisch anbetrifft, so machte sich Sir Eduard wenig daraus; er verbot indessen nicht, daß man mich diese Sprachen lehre.

Ich reiste mit Tom in meines Vaters Reisewagen ab, nachdem ich meiner Brigg und meiner Equipage ein fast eben so zärtliches Lebewohl gesagt hatte, als meinen guten Eltern. Die Jugend ist egoistisch, sie unterscheidet nicht die zärtlichen Neigungen von den Vergnügungen.

Alles auf unserem Wege war neu und außerordentlich für mich. Unglücklicherweise war Tom, der nie einen Schritt ins tiefe Land gethan hatte, bis zu dem Augenblick, wo er nach Williams-House gekommen war, und seitdem das Schloß keinen Augenblick verlassen hatte, sehr wenig im Stande, meine Neugier zu befriedigen. Bei jeder ein wenig größeren Stadt auf unserem Wege fragte ich, ob dies London sei. Kurz, man konnte unmöglich naiver in allen Punkten, von denen ich nicht gut unterrichtet war, sein, als ich.

Wir kamen endlich im Colleg Harrow an. Tom führte mich sogleich zu dem Doctor Butler; er war so eben dem Doctor Drury gefolgt, der sehr beliebt war, und seine Gelangung zur Professur hatte in dem Colleg eine Emeute herbeigeführt, die noch kaum gestillt war. Dieser Umstand gab meiner Vorstellung eine größere Feierlichkeit. Der Doctor empfing mich, in einem großen Armstuhle sitzend, las den Brief meines Vaters, machte ein Zeichen mit dem Kopfe, um mir anzuzeigen, daß er darein willige, mich in die Zahl seiner Schüler aufzunehmen, und mit dem Finger Tom einen Stuhl bezeichnend, fing er mit mir ein Examen an, indem er mich fragte, was ich verstände.

Ich sagte ihm, daß ich ein Schiff zu manoeuvriren, die Höhe aufzunehmen, zu reiten, schwimmen und mit dem Karabiner zu schießen verstände.

Der Doctor Butler glaubte, ich sei närrisch, und erneuerte seine Frage, indem ich versicherte, daß dies die Wahrheit sei, und daß ich das Alles verstände.

„Versteht er nichts anders?" fragte der Doctor mit verachtungsvoller Miene, welche er sich nicht einmal die Mühe gab, zu verbergen.

Tom war ganz erstaunt; er glaubte, daß meine Erziehung sehr weit vorgeschritten sei und hatte es immer als eine sehr unnütze Sache angesehen, daß man mich nach dem Colleg schicke, wo, nach seiner Meinung, ich nichts mehr lernen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

könnte. „Um Verzeihung," erwiederte ich, ich verstehe sehr gut Französisch, ziemlich viel Geographie, ein wenig Mathematik und auch nicht schlecht Geschichte."

Ich vergaß das irländische Patois, welches ich, Dank der Madame Denison, wie ein wahrer Sohn des alten Erin sprach.

„Das ist etwas," murmelte der Professor, verwundert, ein Kind von zwölf Jahren zu sehen, das nichts von allem dem zu kennen schien, was die andern Kinder in diesem Alter wissen, und das viele Dinge kannte, welches sie in der Regel erst in vorgerückterem Alter lernen; „aber hast Du nicht Unterricht in den ersten Elementen von Latein und Griechisch erhalten?" fuhr er fort.

Ich war gezwungen, zu gestehen, daß ich dieser beiden Sprachen vollkommen unkundig sei. Nun nahm der Professor Butler ein großes Register und schrieb darauf:

„John Davys, angekommen im Colleg **Harrow-sur-la-Colline** am 7. October 1806, und eingetreten in die erste Klasse."

Und da er diese Aufzeichnung ganz laut wiederholte, so hörte ich vollkommen die demüthigende Phrase, womit sie endigte. Ich wollte mich, roth bis zur Stirn, zurückziehen, als die Thür sich öffnete und ein Zögling eintrat.

Es war ein junger Mensch von sechszehn bis siebzehn Jahren, mit blassem Gesicht, feinen aristokratischen Zügen und hochmüthigem Blick; er hatte schwarzes lockiges Haar, welches auf der einen Seite des Kopfes mit viel mehr Sorgfalt geordnet war, als in der Regel ein Kind von diesem Alter auf jenen Theil der Toilette verwendet; außerdem hatte er, auch gegen die Gewohnheit der Schüler, weiße und fleischige Hände, wie ein Frauenzimmer; auf einer derselben steckte ein Ring von Werth.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Butler," sagte er von der Thür aus mit einem Accent von Hochmuth, der sich bis auf seine unbedeutendsten Worte erstreckte.

„Ja, Mylord," antwortete der Professor.

„Und dürfte ich ohne Indiscretion wissen, was mir diese Ehre verschafft?"

Er sagte diese beiden letzten Worte mit einem Lächeln, das keinem von uns entging.

„Ich wünschte zu wissen, Mylord, warum Sie nach Ablauf der festgesetzten Zeit, der gestern stattgefunden hat, trotz meiner Einladung (und der Professor betonte nun seinerseits diese Worte) nicht mit den andern Zöglingen zum Essen zu mir gekommen sind."

„Erlassen Sie mir die Antwort, mein Herr."

„Unglücklicherweise, Mylord, kann ich das nicht; Sie haben gestern einen Bruch aller Gewohnheiten des Collegs begangen, und ich wiederhole Ihnen, daß ich die Ursache davon zu wissen wünschte; wenn Sie jedoch eine haben sollten," murmelte der Professor, mit den Achseln zuckend.

„Ich habe eine, mein Herr."

„Was für eine."

„Nun, Doctor Butler," sagte der junge Mann mit der impertinentesten Ruhe, „wenn Sie in meiner Nachbarschaft vorbeikommen, wenn ich meine Ferien in meinem Schlosse bei Newstead zubringe, so werde ich Sie ganz gewiß nicht zum Essen einladen; ich kann also von ihnen keine Höflichkeit annehmen, die ich in keiner Art gesonnen bin, Ihnen zu entgelten."

„Ich muß Ihnen anzeigen, Mylord," erwiederte der Professor, mit Zornesflammen im Gesicht, „daß, wenn Sie bei diesem Benehmen beharren, Sie nicht im Colleg zu Harrow bleiben können."

„Und ich, mein Herr, muß Ihnen anzeigen, daß ich dasselbe morgen verlasse, um mich nach dem Colleg der Dreieinigkeit zu Cambridge zu begeben, und hier ist der Brief meiner Mutter, worin sie Ihnen diesen Entschluß mittheilt." Bei diesen Worten reichte er den Brief hin, aber ohne sich zu nähern.

„Ach! mein Gott!" sagte der Professor Butler, „kommen Sie doch näher, Mylord, man weiß wohl, daß Sie hinken."

Jetzt kam die Reihe an den jungen Mann, tief verletzt zu sein; aber anstatt zu erröthen, wie der Professor gethan hatte, wurde er furchtbar blaß.

„So sehr ich hinke, mein Herr," antwortete der junge Pair, indem er den Brief zerknitterte, den er in der Hand hielt, „so möchte ich doch nur, sie versuchten einmal, dahin zu folgen, wohin ich gehe. James," sagte er, indem er sich nach einem Diener in Livree umwendete, der ohne Zweifel den Brief gebracht hatte, „laß meine Pferde satteln, wir reisen ab."

Und er schloß die Thür, ohne anderweitigen Abschied von dem Professor Butler zu nehmen.

„Gehen Sie nach Ihrer Klasse, Herr Davys," sagte mir dieser nach einem Augenblick von Schweigen, und nehmen Sie ein Beispiel an diesem unverschämten jungen Mann, um ihm nicht ähnlich zu werden.

Als wir über den Hof gingen, sahen wir den, welchen man mir empfohlen hatte, damit ich nicht seinen Fußtapfen folgen sollte, mitten unter seinen Kameraden, die Abschied von ihm nahmen. Ein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Chateaubriand.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diener, der sein Pferd schon bestiegen hatte, hielt ein anderes am Zügel. Der junge Lord sprang leicht in den Sattel, grüßte mit der Hand, sprengte im Galopp davon, kehrte sich noch einmal um, um seinen Freunden ein letztes Lebewohl zuzuwinken und verschwand um eine Mauerecke.

„Das ist ein Laskar, der mir ein wenig unverschämt scheint, murmelte Tom," als er ihn sich entfernen sah.

„Frage einmal nach seinem Namen," sagte ich Tom, von der lebhaftesten Neugier getrieben.

Tom ging zu einem Schüler hin, sprach mit ihm und kam zurück.

„Er heißt George Gordon Byron," sagte er mir. Ich trat also an demselben Tage in das Colleg **Harrow-sur-la-Colline** ein, an welchem Byron es verließ.

Am andern Tage kehrte Tom nach Williams-House zurück, nachdem er vor allem empfohlen hatte, daß man für die wesentlichsten Theile meiner Erziehung Sorge trage, nämlich für die gymnastischen Uebungen, das Fechten und Boxen.

Ich war zum erstenmale in meinem Leben allein, verloren mitten unter meinen jungen Kameraden, wie ich es in einem Walde gewesen sein würde, dessen Blumen und Früchte ich nicht gekannt und aus Furcht etwas Bitteres zu kosten zu bekommen, nicht gewagt hätte, etwas von dem, was mich umgeben, zu schmecken.

Es entstand daraus, daß ich in der Klasse meinen Kopf nicht von meinem Papier erhob, und in den Erholungsstunden während der ersten zwei oder drei Tage in einem Treppenwinkel mich versteckt hielt, anstatt mit den andern in den Hof hinabzusteigen. In diesen Stunden des gezwungenen Nachdenkens erschien mir das herrliche Leben von Williams-House, umgeben von der Liebe meiner guten Eltern und von Tom, in seinem ganzen Reiz und seiner ganzen Heiligkeit. Mein See, meine Brigg, meine Schießbahn, meine Reisebeschreibungen, meine Besuche mit meiner Mutter bei den Armen oder Kranken, alles das stellte sich nach der Reise wieder meinem Gedächtniß und meinen Augen dar, und ich fühlte mich von tiefer Entmuthigung ergriffen, denn an der einen Seite meines Lebens war alles Licht und Freude, während ich auf der anderen nur noch Finsterniß sah. Diese Gedanken, die mit um so schwererem Gewichte auf mir lasteten, weil sie die eines anderen Alters waren, bedrückten mich so sehr, daß ich mich am dritten Tage in den Winkel eines Treppenabsatzes setzte und zu weinen anfing. Ich war in den tiefsten Schmerz versenkt, beide Hände vor den Augen, und mein gutes Derbyshire durch meine Thränen erblickend, als ich fühlte, daß man mir die Hand auf die Schultern legte; ich machte, ohne den Kopf aufzuheben und ohne meine Stellung zu verändern, eine jener ungeduldigen Bewegungen, welche Schülern, wenn sie maulen, eigen sind; aber der, welcher neben mir stehen geblieben war, ließ sich dadurch nicht abschrecken und sagte zu mir mit ernster und zugleich theilnehmender Stimme:

„Wie geht das zu, John, daß der Sohn eines so braven Seemannes wie Sir Eduard Davys, weint, wie ein Kind?"

Ich erbebte, und da ich begriff, daß Weinen eine Schwäche sei, so hob ich den Kopf auf, Thränen auf den Wangen, aber mit trockenen Augen.

„Ich weine nicht mehr," sagte ich.

Der, welcher mich anredete, war ein Knabe von ungefähr funfzehn Jahren, der ohne schon zu den „**seniors**" zu gehören, doch nicht mehr unter den „**fags**" war. Er hatte ein ruhigeres und ernsteres Ansehen, als man es von einem Knaben seines Alters erwarten konnte, und ich brauchte nur einen Blick auf ihn zu werfen, um zu fühlen, daß wir vollkommen mit einander harmonirten.

„Gut!" sagte er zu mir, „Du wirst ein Mann werden. Jetzt, wenn Jemand mit Dir Streit anfängt, und Du meiner bedarfst, ich heiße Robert Peel."

„Danke," antwortete ich ihm.

Robert Peel gab mir die Hand, und stieg wieder in sein Zimmer hinauf.

Ich wagte nicht, ihm zu folgen; aber da ich mich schämte, zu bleiben, wo ich war, so stieg ich in den Hof hinab. Die Schüler benutzten hier die Erholungsstunde, und spielten alle Spiele, welche in den Collegien gebräuchlich sind. Ein großer junger Mensch von sechszehn bis siebzehn Jahren näherte sich mir.

„Niemand hat Dich noch zu seinem „fag" genommen," sagte er zu mir.

„Ich verstehe nicht, was Du sagen willst," antwortete ich.

„Nun, ich nehme Dich," fuhr er fort. „Von dieser Stunde an gehörst Du mir an; ich heiße Paul Wingfild. Vergiß nicht den Namen Deines Herrn... komm... komm hieher."

Ich folgte ihm ohne Widerstand, denn ich verstand nichts von dem, was ich hörte, und doch wollte ich das Ansehn haben, als verstände ich alles, um nicht lächerlich zu erscheinen; übrigens glaubte ich, es sei dies ein Spiel. Paul Wingfild fing seine unterbrochene Partie Ball wieder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

an; da ich glaubte, daß ich sein Kamerad sei, so stellte ich mich neben ihn.

„Hinter," sagte er zu mir, „hinter."

Ich glaubte, daß ich den Hintergrund in Acht nehmen sollte, und zog mich zurück. In diesem Augenblick flog der Ball, kräftig von seinem Gegner zurückgeworfen, über Paul hinaus. Ich lief, um ihn wiederzuholen und zurückzuwerfen, als ich mir zurufen hörte:

„Berühre nicht diesen Ball, kleiner Narr, ich verbiete es Dir."

Der Ball gehörte ihm, er hatte also das Recht, mir zu verbieten, ihn zu berühren, und meine Ansichten von gerecht und ungerecht waren mit seinem Verbot in Uebereinstimmung. Da es mir indessen schien, daß er mir sein Eigenthumsrecht auf eine höflichere Weise habe erklären können, so ging ich fort.

„Nun, wohin gehst Du," rief mir Paul zu.

„Ich gehe fort," antwortete ich.

„Aber wohin denn?"

„Wohin es mir gefällt!"

„Wie, wohin es Dir gefällt?"

„Ohne Zweifel; da ich nicht zu Eurem Spiele gehöre, so kann ich hingehen, wohin es mir gefällt. Ich glaubte, Du hättest mich eingeladen, mit Euch zu spielen; es scheint, als wenn ich mich geirrt habe. Adieu."

„Hole mir den Ball da wieder, rief Paul, indem er mir mit dem Finger den Gegenstand bezeichnete, den er von mir verlangte, und der hinten nach dem Hofe hingerollt war.

„Hole ihn selbst," antwortete ich; „ich bin Niemandes Diener."

„Warte, ich will Dich gehorchen lehren," sagte nun Paul.

Ich kehrte mich um und erwartete ihn. Ohne Zweifel rechnete er darauf, daß ich die Flucht nehmen würde, denn er war über meine Stellung ein wenig verwirrt; er zauderte; seine Kameraden fingen an zu lachen; die Schamröthe stieg ihm ins Gesicht, und er kam zu mir heran.

„Hole mir den Ball da," rief er mir zum zweitenmal zu.

„Und wenn ich ihn nicht hole, was soll dann kommen?"

„Dann wird kommen, daß ich Dich schlage, bis Du ihn holst."

„Mein Vater hat mir immer gesagt," antwortete ich ruhig, „daß, wer einen schlüge, der schwächer sei, als er, ein Feigling wäre. Es scheint, daß Du ein Feigling bist, Wingfild.

Bei diesen Worten hielt Paul sich nicht länger, und gab mir mit aller Kraft einen Faustschlag mitten ins Gesicht. Ich war nahe daran zu fallen, so stark war der Schlag gewesen. Ich legte die Hand an mein Messer; aber es kam mir vor, als riefe die Stimme meiner Mutter mir ins Ohr: Mörder! Ich zog also meine Hand aus der Tasche, und am Wuchs meines Gegners ermessend, daß ich vergebens Rache suchen würde, wenn ich mich darauf beschränkte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so wiederholte ich ihm:

„Du bist ein Feigling, Wingfild."

Diese Worte würden mir vielleicht einen zweiten noch heftigeren Faustschlag eingebracht haben, aber zwei von Pauls Freunden Namens Hunzer und Dorset, hielten ihn zurück. Ich meinerseits ging fort.

Ich war, wie man aus der Erzählung, die ich so eben von meinem Eintritt in die Welt entworfen habe, ersehen wird, ein sonderbares Kind. Dies hing damit zusammen, daß ich beständig mit Männern zusammengelebt hatte. Das Resultat davon war, daß mein Charakter, wenn ich so sagen darf, doppelt so alt als meine Jahre war. Paul hatte daher, ohne daß er daran dachte, einen jungen Mann geschlagen, während er ein Kind zu schlagen glaubte. Kaum hatte ich auch den Schlag bekommen, als mir tausend Geschichten einfielen, die ich von meinem Vater und Tom gehört hatte, wo unter ähnlichen Umständen der Beleidigte mit den Waffen in der Hand Genugthuung von seinem Beleidiger gefordert hatte. In einem solchen Falle, hatte mein Vater gesagt, war dies eine Forderung der Ehre, und wer eine Ohrfeige empfängt, ohne Rache dafür zu nehmen, ist entehrt. Da es nun niemals meinem Vater oder Tom eingefallen war, in meinem Beisein eine Scheidungslinie zwischen Mann und Kind zu ziehen, noch mir zu sagen, in welchem Alter jene Empfindlichkeit entstehen müsse, so glaubte ich, wenn ich nicht Genugthuung von Paul fordere, so sei ich entehrt.

Ich stieg also langsam auf mein Schlafzimmer hinauf, und da ich bei meiner Abreise von Williams-House sorgfältig meine kleinen Pistolen unten in meinen Koffer gelegt hatte, indem ich hoffte, daß die Erholungen, die meiner warteten, derselben Art sein würden, wie die, welche ich so eben verlassen, so zog ich meinen Koffer unter meinem Bett hervor, steckte meine Pistolen unter meinen Rock, Pulver und Blei in meine Taschen, und ging nach dem Zimmer von Robert Peel.

Er war bei meinem Eintreten mit Lesen beschäftigt, aber beim Geräusch, welches das Oeffnen der Thür machte, erhob er den Kopf.

„Großer Gott!" rief er aus, „John, mein Kind, was ist Dir? Du bist ganz voll Blut."

„Das kommt," antwortete ich ihm, „weil Paul Wingfild mich mitten ins Gesicht geschlagen hat; und da Du mir gesagt hast, wenn Jemand Streit mit mir anfange, so soll ich zu Dir kommen, so bin ich hier."

„Gut," antwortete Peel, indem er aufstand, „sei ruhig, John, er soll es mit mir zu thun bekommen."

„Wie, mit Dir zu thun bekommen?"

„Ohne Zweifel; kommst Du nicht, um mich zu bitten, Dich zu rächen?"

„Ich komme, um Dich zu bitten, mir beizustehen, mich selbst zu rächen," antwortete ich, indem ich meine kleinen Pistolen auf den Tisch legte. Peel sah mich mit Verwunderung an.

„Wie alt bist Du denn?" fragte er mich.

„Bald dreizehn," antwortete ich.

„Und wem gehören diese Waffen?"

„Sie gehören mir."

„Seit wie lange bedienst Du Dich denn derselben?"

„Seit zwei Jahren."

„Wer hat Dich gelehrt, mit denselben umzugehen?"

„Mein Vater."

„Zu welchem Endzwecke?"

„Zu ähnlichen Zwecken, als wozu ich sie jetzt gebrauchen will."

„Würdest Du wohl diesen Wetterhahn treffen können?" fuhr Peel fort, indem er das Fenster seiner Kammer öffnete, und mir einen Drachenkopf zeigte, der sich ungefähr in einer Entfernung von fünf und zwanzig Schritt kreischend herumdrehte.

„Ich glaube wohl," antwortete ich.

„Laß einmal sehen," erwiederte Peel.

Ich lud eine meiner Pistolen, visirte mit großer Aufmerksamkeit das Ziel, welches mir angegeben war, und setzte die Kugel an den Kopf des Drachen, neben dem Auge.

„Bravo! rief Peel aus; „sein Arm hat nicht gezittert; es ist Muth in diesem kleinen Herzen."

Bei diesen Worten nahm er die Pistolen, legte sie in die Schublade seiner Kommode, und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

„Und nun, John," sagte er, „komm mit mir."

Ich hatte ein solches Zutrauen zu Robert, daß ich, ohne eine Bemerkung zu machen, ihm folgte.

Er stieg in den Hof hinab. Die Schüler waren in Gruppen vertheilt, sie hatten den Pistolenschuß gehört und suchten, von welcher Seite er gekommen sein möchte. Robert ging gerade auf Paul zu.

„Paul," sagte er zu ihm, „weißt Du, woher dieser Pistolenschuß gekommen ist, den du eben gehört hast?"

„Nein," antwortete Paul.

„Aus meinem Zimmer. Und dann, weißt Du, wer ihn gethan hat?"

„Nein."

„John Davys. Endlich, weißt Du, wohin die Kugel gegangen ist?"

„Nein."

„In diese Wetterfahne; siehe hin."

Aller Augen wendeten sich nach der Wetterfahne, und Jeder konnte sich überzeugen, daß Robert die Wahrheit sprach.

„Nun und dann?" fragte Paul.

„Und dann," sagte Robert, „und dann, Du hast John geschlagen; John ist zu mir gekommen, weil er sich mit Dir schlagen wollte; und um mir zu beweisen, daß, so klein er ist, er Dir eine Kugel mitten in die Brust zu schießen wisse, hat er eine Kugel mitten auf diese Wetterfahne gesetzt.

Paul wurde sehr blaß.

„Paul," fuhr Robert fort, „Du bist stärker als John, aber John ist geschickter als Du. Du hast ein Kind geschlagen, welches das Herz eines Mannes hat, das ist ein Irrthum, für welchen Du die Strafe tragen mußt. Entweder mußt Du Dich mit ihm schlagen oder ihn um Verzeihung bitten."

„Ein Kind, um Verzeihung bitten!" rief Paul aus.

„Höre," sagte Robert, indem er sich ihm näherte und leise zu ihm sprach, „willst Du lieber etwas anderes? ich bin von demselben Alter als Du, ich bin auf den Degen eben so stark als Du. Wir können beide unsere Zirkel auf einen Stock stecken, und dann wollen wir zusammen einen Gang hinter die Mauer des Collegs machen. Ich lasse Dir Zeit bis heute Abend, um einen dieser drei Vorschläge zu wählen."

In diesem Augenblicke schlug die Glocke und wir gingen wieder in die Klasse.

Um fünf Uhr, sagte Robert Peel zu mir, als er mich verließ.

Ich arbeitete mit einer Ruhe, die alle meine Kameraden überraschte und die bei den Lehrern keinen Argwohn über das Vorgefallene erregen konnte. Die Erholungszeit für den Abend rückte heran; wir gingen von neuem in den Hof hinaus, Robert kam zu mir.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Da," sagte er, indem er mir einen Brief gab, „Paul schreibt Dir, das es ihm Leid thue, Dich geschlagen zu haben; Du kannst nicht mehr von ihm verlangen."

Ich nahm den Brief; er war so, wie Robert mir gesagt hatte.

„Nun," sagte dieser zu mir, indem er mich unter dem Arm faßte, „muß ich Dir eine Sache sagen, John. Ich habe das gethan, was Du wünschtest, weil Paul ein schlechter Kamerad ist, und weil es mir ganz recht war, daß er eine Lehre von einem jüngeren, als er selbst ist, empfinge. Aber wir sind keine Männer, wir sind Kinder, unsere Handlungen haben kein Gewicht, unsere Worte keinen Werth; es müssen für mich noch fünf oder sechs, für Dich noch zehn Jahre hingehen, ehe wir wirklich einen Standpunkt in der Welt einnehmen; wir müssen unserm Alter nicht zuvoreilen, John. Das, was für einen Bürger oder für einen Soldaten eine Schande ist, hat für einen Schüler keine Bedeutung. In der Welt schlägt man sich, aber im Colleg prügelt man sich. Kannst Du boxen?

„Nein."

„Nun ich will es Dich lehren; und wenn Jemand Dich angreift, ehe Du im Stande bist, Dich zu vertheidigen, so will ich ihn schon prügeln."

„Danke, Robert; und wann willst Du mir meine erste Stunde geben?"

„Morgen, während der Freistunde um 11 Uhr."

Robert hielt Wort. Am andern Morgen stieg ich, anstatt in den Hof zu gehen, auf sein Zimmer hinauf und an demselben Tage fing meine Erziehung an. Ein Monat darauf konnte ich, Dank meinen natürlichen Anlagen, unterstützt von einer Stärke, die weit über die gewöhnliche der Kinder meines Alters ging, dem Größesten der Schule die Stange halten. Uebrigens hatte meine Geschichte mit Paul Aufsehn gemacht, und jeder nahm sich in Acht.

Ich habe diese Begebenheit in ihrem ganzen Detail erzählt, weil sie eine genaue Idee von der Verschiedenheit geben muß, die zwischen mir und andern Kindern stattfand. Meine Erziehung war so eigenthümlich gewesen, daß man sich nicht wundern darf, daß mein Character sich danach gebildet hatte; so jung ich war, hatte ich doch immer meinen Vater und Tom bei jeder Gelegenheit eine so große Verachtung für Gefahr blicken lassen sehen, daß ich sie während meines ganzen Lebenslaufes nie als ein Hinderniß ansah. Es ist dies bei mir nicht eine Gunstbezeugung der Natur, sondern die Frucht der Erziehung. Mein Vater und Tom haben mich gelehrt, tapfer zu sein, wie meine Mutter mich Lesen und Schreiben gelehrt hatte.

Uebrigens wurden die Instructionen, welche der Doctor Butler durch den väterlichen Brief erhalten hatte, genau befolgt: man gab mir einen Fechtlehrer, wie mehreren anderen größeren Schülern, und ich machte sehr schnelle Fortschritte in dieser Kunst. Was die gymnastischen Uebungen anbetrifft, so waren die schwersten davon nichts im Vergleich mit den Manoeuvren, welche ich hundertmal auf meiner Brigg ausgeführt hatte. Ich machte auch gleich am ersten Tage alle Sachen, welche die andern machten, und am zweiten Tage viele Sachen, welche sie nicht machen konnten.

So verfloß die Zeit viel schneller für mich, als ich erwartet hatte, ich war fleißig und einsichtsvoll, und meinen starren und festen Charakter bei Seite gesetzt, hatte man mir nichts vorzuwerfen, ich sah auch wohl aus den Briefen meiner guten Mutter, daß die Berichte, welche man über mich in Williams-House empfing, von der allerbefriedigendsten Natur waren.

Mit der größten Freude indessen sah ich die Zeit der Ferien herankommen; je näher der Zeitpunkt, Harrow zu verlassen, heranrückte, desto mehr Stärke gewann meine Erinnerung an Williams-House. Von Tag zu Tag erwartete ich Tom. Eines Morgens, während der Erholungsstunde, sah ich unseren Reisewagen still halten, ich lief nach demselben hin; Tom war erst der Dritte, der abstieg. Mein Vater und meine Mutter hatten ihn begleiten wollen.

Es war ein Augenblick köstlichen Glückes für mich, sie wiederzusehen, dergleichen Augenblicke gibt es in unserem Dasein drei oder vier, wo der Mensch vollkommen glücklich ist; und so kurz sie auch sein mögen, diese Augenblicke genügen, um zu machen, daß man nur mit Bedauern das Leben verläßt.

Mein Vater und meine Mutter nahmen mich mit sich, um mit ihnen einen Besuch beim Doctor Butler zu machen. So lange ich dort zugegen war, lobte man mich nicht allzusehr, aber man gab meiner Mutter vollkommen zu verstehen, daß man mit mir zufrieden sei. Meine guten Eltern waren seelenvergnügt.

Beim Hinausgehen vom Doctor Butler, traf ich Robert und Tom plaudernd, Tom schien ganz strahlend über das, was ihm Robert erzählte, dieser letztere nahm Abschied von mir, um auch seinerseits die Ferien bei seinen Eltern zuzubringen. Seine Freundschaft für mich hatte sich übri-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gens seit dem Tage meines Abenteuers mit Paul nie verläugnet.

Bei der ersten Gelegenheit nahm Tom seinerseits meinen Vater bei Seite; als er wieder zu mir kam, umarmte mich mein Vater, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „ja, ja, Du wirst ein Mann sein." Meine Mutter wollte nun auch wissen, was dies alles bedeute, Sir Eduard gab ihr aber ein Zeichen mit den Augen, sie möge Geduld haben und sollte die Sache schon bei erster Gelegenheit erfahren; in der That, merkte ich an ihren Umarmungen am Abend sehr gut, daß der Tag nicht verflossen sei, ohne daß er ihr Wort gehalten habe.

Mein Vater und meine Mutter boten mir an, acht Tage in London zuzubringen, aber ich fühlte ein solches Verlangen, Williams-House zu sehen, daß ich es vorzog, sogleich nach Derbyshire abzureisen. Mein Wunsch ward erfüllt, am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg.

Ich kann nicht den Eindruck beschreiben, den nach dieser ersten Abwesenheit der Anblick der Gegenstände auf mich hervorbrachte, die meiner Jugend vertraut waren. Die Hügelkette, die Chester von Liverpool trennt; die Pappelallee, die nach dem Schlosse führte, von der jeder Baum, indem er sich vor dem Wind beugte, mir ein Willkommen zuzuflüstern schien; der Hofhund, der aus seinem Häuschen hervorstürzte, als wollte er seine Kette zersprengen, um mich liebkosen zu können, Mistreß Denison, die mich auf irisch fragte, ob ich sie nicht vergessen habe; mein Vogelhaus, immer noch voll von freiwilligen Gefangenen; der gute Herr Landers, der kam, um pflichtgemäß, wie er sagte, seinen jungen Herrn zu begrüßen, kurz, es war nichts, was ich nicht mit Freuden wiedersah, selbst den Doctor und den Herrn Robinson, trotz meines alten Grolls gegen sie, der, wie man sich erinnern wird, daher stammte, daß die Stunde ihrer Ankunft ohne Gnade die meines Zubettegehens war.

Nichts war im Schlosse verändert. Jedes Stück war an seinem gewöhnlichen Platze; der Lehnstuhl meines Vaters neben dem Kamin, der meiner Mutter neben dem Fenster, der Spieltisch in der Ecke rechts von der Thür, Jeder hatte in meiner Abwesenheit jenes ruhige und glückliche Leben fortgesetzt, das ihn auf geradem, ebenem und leichtem Wege so bis zum Grabe hinführen mußte. Ich war der Einzige, der seinen Weg geändert hatte, und der zuversichtlichen und frohen Blickes andere Horizonte zu entdecken anfing.

Mein erster Besuch galt dem See. Ich ließ Tom und meinen Vater hinter mir zurück, und strengte die ganze Kraft meiner Beine zum Laufen an, um meine Brigg einen Augenblick eher zu sehen. Sie wiegte sich noch immer graciös auf demselben Platze, ihr zierlicher Wimpel flatterte im Winde; das Boot war in seiner Bucht angebunden. Ich warf mich mitten ins Gras, das voll von Gold- und Marienblumen stand, nieder, und weinte vor Freude und Glück.

Mein Vater und Tom kamen mir nach; wir stiegen ins Boot und begaben uns an Bord. Das Verdeck war am Tage vorher gescheuert und gebohnet, man sah, daß man mich auf meinem Schiffspalast erwartet hatte. Tom lud eine Kanone und löste sie. Dies war das Apellzeichen für die sämmtliche Bemannung. Zehn Minuten darauf waren unsere sechs Leute am Bord.

Ich hatte nichts von der Theorie vergessen, und meine gymnastischen Uebungen hatten mich in der Praxis außerordentlich stärker gemacht. Es gab kein einziges Manoeuver, das ich nicht mit größerer Schnelligkeit und Sicherheit ausführen konnte, als der geschickteste Matrose. Mein Vater war glücklich und zitterte zugleich beim Anblick meiner Geschicklichkeit und Behendigkeit; Tom klatschte in die Hände, meine Mutter, die gekommen war, um uns aufzusuchen, und die uns vom Ufer aus zusah, wendete jeden Augenblick ihr Gesicht ab.

Die Glocke zum Mittagsessen rief uns zurück. Es war Gesellschaft im Schlosse, um meine Rückkunft zu feiern. Der Doctor und Herr Robinson erwarteten uns auf der Treppe. Alle beiden fragten mich über meine Stunden und beide schienen so sehr befriedigt über das, was ich im Laufe eines Jahres gelernt hatte. Sogleich nach dem Essen gingen Tom und ich nach der Schießbahn, am Abend ward ich wieder, wie früher, das ausschließliche Eigenthum meiner Mutter.

Von den ersten Tagen an, hatte mein Leben wieder seinen altgewohnten Gang genommen; ich hatte überall meinen Platz wiedergefunden, und nach Verlauf von drei Tagen, schien mir nun wieder das Jahr auf dem Kolleg fast wie ein Traum.

Oh! die schönen frischen Jahre, wie schnell sie verfließen, und wie sie doch das ganze übrige Leben mit Erinnerungen füllen! Wie viel wichtige Dinge habe ich seitdem vergessen, während mein Gedächtniß mir noch diese Tage der Ferien und des Collegs in ihren geringsten Details bewahrt hat, Tage voll Arbeit, Freundschaft, Vergnügungen und Liebe, und während derer man nicht begreift, warum nicht das ganze Leben so hinfließt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Was mich anbetrifft, so flossen die fünf Jahre, welche meinem Eintritt ins Colleg folgten, wie ein Tag dahin; und doch, wenn ich zurückblicke, scheinen sie mir von einer anderen Sonne erhellt, als die, welche mir den übrigen Theil meines Lebens leuchtete. Welche Unglücksfälle mich auch seitdem betroffen haben, ich segne Gott für meine Jugend, denn ich war ein glückliches Kind.

So gelangten wir zu dem Ende des Jahres. Ich war über mein sechzehntes Jahr hinaus. Mein Vater und meine Mutter kamen, wie gewöhnlich, gegen Ende August, mich abzuholen; aber diesmal kündigten sie mir an, daß ich nicht zurückkehren werde. Ich bemerkte an meinem Vater einen Ernst, und an meiner Mutter eine Trauer, die ich noch nie bei ihnen gesehen hatte. Mir selbst drückte diese Nachricht, die ich so oft zu erfahren gewünscht hatte, das Herz zusammen.

Ich nahm Abschied vom Doctor Butler und allen meinen Genossen; mit denen ich nebenbei niemals enge Freundschaft geschlossen hatte. Meine einzige intime Verbindung war die mit Robert, und er hatte seit einem Jahre das Colleg zu Harrow verlassen, um auf die Universität zu Oxford zu gehen.

Bei meiner Ankunft zu Williams-House fing ich meine gewöhnlichen Uebungen an; aber diesmal schienen mein Vater und meine Mutter mich davon zurückzuhalten, und selbst Tom, obgleich er sich mir ganz hingab, hatte ein wenig von seiner frohen Laune verloren. Ich begriff nichts davon, doch fühlte ich mich selbst, ohne zu wissen warum, unter dem Einflusse dieser allgemeinen Traurigkeit. Endlich, eines Morgens, während wir unseren Thee tranken, brachte Tom einen mit einem großen rothen Siegel mit dem Wappen der Krone versiegelten Brief. Meine Mutter setzte die Tasse wieder auf den Tisch, die sie eben an den Mund brachte. Mein Vater nahm die Depesche, indem er ein Ah! ah! ausstieß, das ihm bei allen Umständen zur Gewohnheit geworden war, wo zwei entgegengesetzte Gefühle in ihm kämpften; dann, nachdem er dieselbe hin- und hergedreht hatte, ohne sie zu öffnen, sagte er, indem er sie mir hinreichte: „Da, das geht Dich an." Ich brach das Siegel, und ich fand meine Bestallung als Midshipmann am Bord des Schiffes Trident, Capitain Stambow, auf der Rhede von Plymouth.

Der von mir so erwünschte Augenblick war gekommen; aber als ich meine Mutter das Gesicht abwenden sah, um ihre Thränen zu verbergen, als ich meinen Vater das **Rule Britannia** pfeifen hörte, als selbst Tom mit einer Stimme, die er mit all seinen Anstrengungen nicht fest machen konnte, zu mir sagte: „Nun! mein Herr Officier, diesesmal ist es etwas vorzüglich Gutes" ging in mir eine solche Veränderung vor, daß ich den Brief fallen ließ und, mich meiner Mutter zu Füßen werfend, ihre Hand ergriff, und sie weinend umarmte.

Mein Vater nahm die Depesche auf, las sie und las sie drei- oder viermal wieder, um diesem ersten Ausbruche seinen Lauf zu lassen, dann, als er glaubte, daß wir uns alle genug den zärtlichen Gefühlen hingegeben hätten, welchen er sich im Stillen unterwarf, während er sie laut für Schwäche erklärte, erhob er sich hustend, schüttelte den Kopf und nachdem er drei oder vier Gänge durch den Saal gemacht hatte, sagte er, indem er vor mir stillstand. — „Komm, John, sei ein Mann!" Bei diesen Worten fühlte ich die Arme meiner Mutter mich umklammern, als wollte sie sich stillschweigend dieser Trennung widersetzen, und ich blieb vor ihr auf den Knien liegen. Es trat ein Augenblick des Stillschweigens ein, dann löste sie langsam die sanfte Kette, die mich umschlungen hielt, und ich erhob mich.

„Und wann muß er abreisen?" sagte meine Mutter.

„Er muß den 30. September an Bord sein, und wir haben den 18ten, er kann hier noch sechs Tage zubringen; am 24sten müssen wir abreisen."

„Darf ich ihn mit Dir begleiten?" fragte schüchtern meine Mutter.

„Oh! ja, ohne Zweifel," rief ich aus. „Oh! ich will Dich nicht verlassen, als so spät wie möglich."

„Dank Dir, mein Kind," antwortete mir meine Mutter mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Dankbarkeit, „Dank Dir, mein John, denn Du hast mich durch dies einzige Wort für alles belohnt, was ich für Dich gelitten habe."

Am bestimmten Tage reisten wir ab, mein Vater, meine Mutter, Tom und ich.

(Revue de Paris.)

Chateaubriand.

Nebst Portrait.

Wenn ihr den Garten des Luxembourg und die große Kastanien-Allee, welche in gerader Linie vom Pairspalaste nach dem Observatorium führt, durchwandelt, dann halb rechts in die rue d'Enfer biegt, gelangt ihr bald vor eine blendend weiße, laubumrankte Mauer, die ein Hotel einschließt, das anmuthig zwischen einem weiten Hof und baumreichen Garten liegt. Hier, in diesem Ruhesitz, gleichsam wie ein Vorposten an der Tête der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hauptstadt, mitten unter grünenden Bäumen, die er selbst gepflanzt, unter dem religiösen Schatten des Hospitiums, das er gestiftet, als hätte er ein Kapitel des **Génie du Christianisme** in Stein übersetzen und verewigen wollen, lebt schon seit vielen Jahren der Staatsmann und Dichter, der gefeierte Chateaubriand. Hier ist es, wo er die **Etudes historiques** verfaßt, wo er in beschaulicher Ruhe, in mit Erinnerungen bevölkerter Einsamkeit, unter den Harmonien der Religion und Natur die Memoiren eines bewegten Lebens schreibt, die ihm ein ehrenvolles Andenken sichern werden.

Chateaubriand ist aus einer altadligen Familie entsprossen und ein Neffe des unglücklichen Malesherbes. Seine Jugend fiel in den Ausbruch der französischen Revolution, deren heftigsten Eruptionen er sich durch eine Reise nach Amerika im Jahre 1791 entzog. Die literarische Frucht dieser Reise waren die Natchez, wovon Atala und René nur Bruchstücke bildeten, und die erst viel später in Druck erschienen. „Atala ist in der Wüste, in den Hütten der Wilden niedergeschrieben worden." Von dieser Reise zurückgekehrt, faßte er den Plan zu einer zweiten, welche neun Jahre dauern sollte und mit welcher er sogar geographische Entdeckungsprojecte verband; die Revolution vereitelte diese Pläne. „Besprützt von dem Blute meines einzigen Bruders, meiner Schwägerin, von dem Blute des erlauchten Greises, ihres Vaters, nachdem ich meine Mutter und eine andere höchst talentvolle Schwester hatte sterben sehen, in Folge der in den Kerkern erlittenen Mißhandlungen, durchirrte ich fremde Länder." In England, wo er sich acht Jahre aufhielt, schrieb er den „historischen Versuch über die Revolutionen der alten und neuen Zeit," welche mit der französischen zusammengestellt werden. Er verwirft die Revolutionen, als fruchtlos für das Wohl der Völker, aber noch nicht vom legitimistisch-religiösen, sondern vom historischem Gesichtspunkt.

Im Jahre 1801 kehrte er nach Frankreich zurück und gab den **Génie du Christianisme** heraus, welchen er Napoleon widmete. „Ich übergebe das Werk dem Schutze dessen, welchen die Vorsehung von lange her bezeichnet hatte zur Erfüllung ihrer wundervollsten Absichten." Napoleon protegirte ihn und bewirkte seine Aufnahme in die Akademie, bei welcher Gelegenheit Chateaubriand eine Rede ausarbeitete, die er wegen des männlichen Unabhängigkeitsgeistes, der darin wehte, nicht halten durfte. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien sagte er sich von Napoleon los und trat eine Reise nach Jerusalem über Griechenland an, deren Früchte die Märtyrer und das Itinéraire waren. Als im Jahre 1814 Napoleons Herrschaft gestürzt wurde, trat Chateaubriand zu Gunsten der Bourbons mit der berühmten, aber für ihn nicht eben ehrenvollen Schrift auf: „Bonaparte und die Bourbons." Die Restauration belohnte ihn mit der Gesandtschaft in Schweden; aber Napoleon kam von Elba zurück, Ludwig XVIII floh nach Gent, Chateaubriand folgte ihm und verfaßte daselbst den „Bericht an den König über die Lage Frankreichs." Diese beiden Schriften ließen keinen sehr versöhnlichen Geist hoffen und wirklich ging Chateaubriand, nach der zweiten Rückkehr der Bourbons allzubereitwillig auf die Pläne der Restauration ein. Nach dem Congreß zu Verona wurde er Minister des Auswärtigen, förderte und vertheidigte den Einfall in Spanien und pries den Herzog von Angouleme als den ersten Helden der Zeit. Im Jahre 1824 wurde er auf eine schonungslose Weise, durch geschicktere Intriganten als er war, aus dem Ministerium verdrängt und verfocht jetzt gegen Villele die Sache der Freiheit; besonders die Presse und der Liberalismus nahm diesen unerwarteten Verbündeten mit Jubel auf. Nach der Julius-Revolution vertheidigte er in einem beredten Vortrag in der Pairskammer die Ansprüche des Herzogs von Bordeaux auf den Thron, weigerte sich der neuen Dynastie zu huldigen, feierte die Herzogin von Berry und wurde sogar wegen Verdachts von Verschwörungen gefangen gesetzt. So sehr er jedoch die Thronbesteigung Heinrichs V wünschte, erklärte er sich doch entschieden gegen eine Invasion der auswärtigen Mächte. Seine politische Laufbahn und Bedeutung ist ohne Zweifel zu Ende, aber literarisch ist er noch sehr thätig; er schreibt noch an seinen Memoiren, die erst nach seinem Tode erscheinen sollen, von welchen er jedoch schon einzelne Bruchstücke gelegentlich mitgetheilt hat. Wir wissen nicht, in wie weit seine Worte buchstäblich zu nehmen sind, wenn er sagt: er übersetze das verlorne Paradies von Milton, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen und werde so zum zweitenmal (das erstemal als Emigrirter) der Gastfreund des britischen Dichters, „weil es doch edler und sicherer sei, sich an den Ruhm, als an die Gewalt anzuschließen."

Chateaubriand ist in St. Malo, an dem flachen und sandigen Ufer der Bretagne, den 4ten September 1768 geboren, und nach einer testamentarischen Verfügung, will er auch in seinem Heimathlande begraben sein. Ein dürres sandiges Ei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

land, im Angesicht der Mauern seiner Vaterstadt, hat der Verfasser der „Märtyrer" zu einer Grabstätte gewählt, ein Eiland, ebenso einsam, trostlos und Meerumgürtet, wie das Grab des Kaisers auf St. Helena.

Guizot.

Nebst Portrait.

Unter dem gigantischen Schatten der Madelein-Kirche, gegenüber den weiten Säulenhallen, die diesen herrlichen Tempel schmücken, in einem bescheidenen und ruhigen Häuschen, das ein zierlicher, einige Toisen großer Garten einschließt, lebt, wie ein anderer Washington, in der strengsten Einfachheit der Sitten und in der Heimlichkeit seiner Betrachtungen, einer der ausgezeichnetsten Männer des Jahrhunderts, der erste Historiker unserer Zeit, eine der politischen Mächte des Tages, und eine der höchsten Intelligenzen der Epoche; ein Mann, welcher das einsame Studium, die ernste Arbeit leidenschaftlich liebt, mit Energie sich in die hitzige Parteikämpfe mischt, den Fortschritten der Gesellschaft, der Thätigkeit seines Jahrhunderts all seine Kräfte weiht und mit scharfem und wachsamem Auge das politische Schlachtfeld überschaut. Hier, in diesem einsamen und schattigen Ruhesitz, empfängt er seine Freunde, alle seine berühmten Zeitgenossen, alle ausgezeichneten Fremde, die zuerst ihn und dann erst Paris sehen wollen; hier empfängt er mit der größten Humanität, jeden Sonntagmorgen, die jungen Leute, die zukünftigen Gesandten, die kommen, um von ihren Studien und ihren Hoffnungen zu sprechen; hier überdenkt er jene Reden, die immer so wichtige und ernste Interessen verhandeln; hierher endlich kehrt er nach dem Tumult und dem Sturm der Kammern zurück, seinen Geist zu erfrischen, seinen Körper zu erholen, inmitten seiner Bücher, seiner Bäume und einer Familie, die der Tod so grausam und hartnäckig verfolgt.

Guizot, (François-Pierre-Guillaume) ist 1787 in Nimes geboren, aber in Genf erzogen. Hier studirte er mit Eifer und Beharrlichkeit die Philosophie und die Geschichte, die ihm später ein so ehrenvolles und gerechtes Renommee gebracht. Die politische Stellung Genfs in jener Epoche, dieses kleinen Winkels am Globus, wohin sich die Trümmer des bürgerlichen Patriciats geflüchtet, mußte nothwendiger Weise einen Einfluß auf das junge Gemüth Guizots üben. Sein Vater, François André Guizot, Advokat von Ruf an der Barre von Nimes, stammte aus einer alten und geachteten protestantischen Familie des Südens, und obwohl er der Revolution und ihren edleren Principien seine Anerkennung nicht versagte, mußte er doch, wie so viele edle, berühmte und muthige Märtyrer in jener schlimmen Zeit, sein Haupt auf das Blutgerüst tragen. Als seine Mutter, eine treffliche und begabte Frau, Wittwe geworden, verließ sie mit ihren beiden Söhnen ihr Vaterland, wo das Gesetz zum Mörder geworden, und zog nach Genf, um dort zu suchen, was man damals aus Frankreich verbannt, den Frieden und die Wissenschaft. Sie war eine edle und würdige Frau, ausgezeichnet durch Geist und Herzensgüte und nimmer wankend in ihren Pflichten, wie schwer auch die Vorsehung sie prüfte.

Als der junge Guizot die Universität verließ und in die Welt trat, glaubte er, daß die Revolution, die doch alle Schranken des Vorurtheils niedergerissen, es jedem Manne von hellem Verstande und entschlossenem Herzen leicht gemacht, sich den Weg zu Ehre und Reichthum zu bahnen. Aber wie traurig fühlte er sich getäuscht. Ohne Gönnerschaft, ohne einflußreiche Freunde, mußte der künftige Minister und geheimer Rath des Königs, gleich Lamennais, sich glücklich schätzen, eine Hauslehrerstelle bei einer zu Paris lebenden Schweizerfamile zu erhalten, deren patriarchalische Tugenden ihm ein stetes Beispiel von Ordnung und Religiösität gaben — die festen Grundsteine des politischen Gebäudes, das er später aufzuführen bestimmt war.

Seine literarischen Talente verschafften ihm jedoch bald den Zutritt in den Salon von Suard, den Versammlungsort aller aufgeklärten Männer. Hier sah und hörte der ernste und philosophische Guizot, die Cyniker, das Direktorium, die Repräsentanten der Republik, die letzten Encyclopädisten, wie einige Emigrirte, die nach den revolutionären Stürmen zurückgekehrt waren. Von dieser Epoche datirt sich seine Annäherung an die royalistische Partei, die ihn auch bald nach der Restauration in das öffentliche Leben einführte. Aber das Haus Suard sollte noch von größerem Einfluß auf sein Schicksal sein. Hier lernte er das Fräulein Pauline von Meulan, eine der geistreichsten und unterrichtetsten Frauen jener Zeit kennen und schätzen, und ungeachtet des Unterschieds der Jahre, reichte er ihr seine Hand. Funfzehn Jahre lebte er mit ihr in glücklicher, mit einem Sohn gesegneter Ehe. Madame Guizot starb, von ihrem Gatten tief betrauert, im Jahre 1827.

Unter der Restauration begann Guizots politische Carriere; unter den Ministerien Montesquieu, Barbé, Marbois und Decazes bekleidete

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Guizot.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

er wichtige Posten, aber immer wieder ward er gezwungen zu seiner früheren Beschäftigung, zu literarischen Arbeiten sich zurückzuwenden. Fontanes, dessen Wahlen, wie die seines Gebieters oft glücklich waren, gab ihm eine Anstellung bei der Universität, indem er den Lehrstuhl der Geschichte zwischen Guizot und Lacretelle theilte. Es wird der größte Ruhm der Jetztzeit bleiben, das Studium der Geschichte vom philosophischen Standpunkte wieder in Aufnahme gebracht zu haben. Thierry und Guizot sind die ersten und berühmtesten Reformatoren der französischen Nationalgeschichte. Wir können den mächtigen und wohlthätigen Einfluß Guizots auf die historischen Studien unserer Zeit nicht besser würdigen, als wenn wir ihm durch die Wirren und Revolutionen des Mittelalters folgen, um die Uranfänge moderner Civilisation aufzusuchen, die er uns immer und immer wachsend zeigt, gleich einem wunderbaren Gestirn, das funfzehn Jahrhunderte gebrauchte, um am Horizonte aufzusteigen. Welch ein bewunderungswürdiger Vorwurf und welch ein bewunderungswürdiges Talent in dem Studium und der philosophischen Behandlung dieses Themas, des großen und prächtigen Tableaus der Bewegungen und Geschicke des Menschengeschlechts! Guizot gebührt, ohne Widerspruch, der erste Rang in der ruhmvollen historischen Schule des heutigen Frankreichs.

Der Raum verbietet uns zu prüfen, in wie weit Guizot an der Julius-Revolution und den politischen Bewegungen unserer Epoche betheiligt ist. Wir begnügen uns, zu erwähnen, daß wenige Menschen theoretisch und praktisch so viel für den öffentlichen Unterricht und die Volksbildung gethan haben, als der Ex-Minister des öffentlichen Unterrichts. Seine moralische und physische Energie scheint mit den Arbeiten, mit den Schwierigkeiten zu wachsen. Seine Beredsamkeit, auf Geschäftspraxis oder die Vertheidigung wahrer constitutioneller Principien angewandt, ist immer edel, ernst und erhaben, und Jedermann kennt die hohe politische Stellung Guizots in der Deputirtenkammer. Die Allianz der Macht und der Freiheit ist das große gesellschaftliche Problem, das er stets und immer zu vernichten strebt. Man hat mit ungerechten und beleidigenden Beschuldigungen ihn überhäuft, man hat ihn angeklagt, die Sache der Freiheit verrathen, die Macht feige verlassen zu haben; aber er, ohne vor der Verläumdung zu erschrecken, verfolgt festen Schrittes und ruhigen Gewissens seinen Weg, und beschäftigt sich unablässig mit den großen Fragen, welche die Zukunft noch verhüllt. (Galerie de la presse.)

Der Diamantenhändler.

Die nachfolgende Erzählung ist dem bei Liebmann und Comp. eben erschienenen „Roman des Harems" von Miß Pardoe entnommen; einer Sammlung von Erzählungen, in denen die Verfasserin Sitte und Leben des Morgenlandes geistvoll schildert und die alle durchaus das orientalische Colorit tragen. Wie in „tausend und eine Nacht" an einander gereiht, erhalten sie ein doppeltes Interesse und einen Mittelpunkt durch die Erzählerin, eine junge und schöne, in den Harem eines Pascha gebannte Griechin, deren Schicksal und Leid sich wie ein rother Faden durch das Ganze zieht. Wir können diesen von der Verlagshandlung höchst sauber ausgestatteten Roman allen Freunden einer geistreichen Lecture bestens empfehlen.

I.

Unter der Regierung Sultan Murad des Zweiten lebte in Stambul ein junger Mann, dessen Name Hassan war. Sein Vater, ein ziemlich angesehener Kaufmann, starb, als sein Sohn noch ein Kind war, und die Mutter hatte in den darauf folgenden Jahren ihres Wittwenthums ohne irgend einen Wunsch, irgend eine Neigung gelebt, die nicht ihren Knaben zum Mittelpunkt gehabt hätte. Wohl hatte der Jüngling die liebende Sorgfalt der ihm noch gebliebenen Mutter vergolten, und oft dankte die betagte Yusnugul dem Propheten, der ihr einen solchen Schatz für ihr graues Haar vorbehalten hatte. — Hassan Effendi war feurig, lebhaften Sinnes, hohen Herzens, und durch seine moralischen Eigenschaften wie durch persönliche Reize gleich ausgezeichnet. Da er der Held meiner Geschichte ist, so wird man entschuldigen, daß ich in seine Beschreibung näher eingehe; ich werde es mit so wenigen Worten als möglich thun. Mit einem Wuchse, so hoch, daß, wäre er nicht durch die äußerste Anmuth gemildert gewesen, er leicht hätte für einen Mangel gelten können, vereinte er die Vortheile eines edlen Ausdrucks im Gesichte, und Züge von wahrhaft klassischer Schönheit. Aus seinem tiefdunkeln Auge blitzte in Augenblicken der Aufregung ein lebendiges Feuer mit meteorischem Glanze, und in der Biegung seiner Lippe lag ein Gemisch von Stolz und Sanftmuth, wodurch sich des Geistes Thun, ohne Hülfe der Worte, verräth. Nie war der Turban um eine edlere Stirn gewunden, als die des Hassan Effendi, noch war je der Gürtel von Cachemir um ein edleres Herz geschlungen.

Niemand wird es Wunder nehmen, daß Hassan, so geartet, wie ich ihn hier beschrieben, ein ungewöhnliches Interesse für sich in dem Herzen des Defter-dar, des Schatzmeisters der Krone, erregte, der bald für den jungen Mann die Zuneigung eines Vaters fühlte. Seine Liebe ward

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dankbar erwiedert, und sie war für Hassan um so schätzbarer, als er nie eines Vaters Zärtlichkeit gekannt hatte. Zur Liebe des Sohnes gesellte sich die Ehrfurcht des Schützlings, und so befestigte sich ein Gefühl, welches eine Gluth der Seligkeit über sein ganzes Dasein ausbreitete, dessen schönste Momente er trotz seiner Jugend und seines Enthusiasmus in der Gesellschaft seines mächtigen und väterlichen Freundes verlebte.

Dies war die Lage der Dinge, als eine jener politischen Lawinen, die nirgends so plötzlich und so verderblich als im Osten niederschießen, den Defter-dar stürzte; und dieser fand sich all seiner Ehren entsetzt zu einer Zeit, da sie ihm schon zur Gewohnheit geworden waren. Aber seine Stellung am Hofe war nicht der einzige Verlust, der seine Entlassung aus den Geschäften begleitete — zwar hatte der Arm der Gewalt sein Vermögen, welches sehr bedeutend war, unberührt und unverletzt gelassen; ihn umgaben noch immer Bequemlichkeit und Luxus, aber sein Vorzimmer war nicht mehr mit den Schaaren der Freunde angedrückt, die es sonst zu füllen pflegten, die sich für ihre Aufmerksamkeit durch sein Lächeln belohnt hielten. Er erwachte den Morgen nach seiner Entlassung matt von einer Nacht voll schwerer ängstigender Träume, und sah sich allein.

Wer an ein Gefolge von Schmeichlern gewöhnt ist, an eine Schaar von Bittenden, ein Gedränge dienstfertiger Sykophanten, den muß es befremden und stutzig machen, seinen Altar verlassen zu sehen von all den Weihrauch streuenden Verehrern, die ihn zu umringen pflegten, und so empfand es der Defter-dar. Unmuthig und verdrossen schritt er durch seine geräumigen Zimmer, legte seine Pfeife bei Seite, ließ den Kaffee unberührt, und ging nach einer Weile in das Harem; doch selbst das Lächeln der Nefzi-Sabah, seines Weibes, vermochte nicht, ihn zur Freude zu wecken. Und doch war sie sein Weib erst seit wenigen kurzen Monden, dabei schön wie eine Huri, lieblich wie der „Morgenzephyr," dessen Namen sie führte, dunkeläugig, wie die Gazelle, und anmuthig wie ein junges Reh; aber aller Zauber ihrer Liebenswürdigkeit vermochte nichts über die Schwermuth des Defter-dar.

Als sie sich auf ein Polsterlager neben dem Sopha des Defter-dar hinwarf, und ihm zärtlich ins Gesicht sah, befiel ihr Herz eine Kälte, und sie blieb eine Zeitlang schweigend; doch auch dies half ihr Nichts, denn ihr Schweigen ging unbeachtet vorüber, kein verliebter Blick weilte auf ihrer Schönheit, und eine Art schmerzlichen Erstaunens mischte sich mit dem Seufzer, der ihre Brust beschwerte, als sie ihre beringte Hand nach dem Zebek ausstreckte, und mit den Fingern über die Seiten fuhr, so leicht wie der Abendhauch über Rosen.

Die Weise hatte das Gemüth des Defter-dar beschwichtigt, und er seufzte nun seiner Seits; doch, ach! der Seufzer galt nicht Nefzi-Sabah; denn als sein verstörter Sinn sich wieder beruhigt hatte, gedachte er Hassans, und während die schöne Circassierin Liebeslieder hauchte, erging er sich im Geiste in den Freuden der Freundschaft.

„Von welchem Nutzen," fragte er sich, „sind die jahrelangen Mühen und Ränke gewesen, von welchem Werthe die falschen Versicherungen der wetterwendischen Menge, die meinen Schritten gefolgt ist? Die Mühen haben mich entkräftet, die Ränke mich gestürzt, die Schmeichler haben sich falsch erwiesen. Der Schimmer und Flitter der Hofgunst war der Sonnenschein, in dem sie sich wärmten, und sie haben nicht Lust, im Schatten des Unglücks zu frieren. Jetzt ist es Zeit, mich selbst an dem Schicksal zu rächen, die Lockungen der Ehrbegier dem stillen Triebe der Freundschaft zu opfern. Ich bin nicht mehr der Günstling Murads, doch immer noch der Freund Hassans, und was ist Machtbesitz im Vergleich mit dem Besitz eines edlen Herzens. Wenn der Sturm tobt, wird die Brandung an das Ufer geworfen, doch die Perle, die in der Tiefe des Weltmeeres verborgen liegt, bleibt unbewegt in dem Aufruhr der Wogen.

Mit diesem tröstlichen Gedanken endete der Defter-dar sein stilles Sinnen; und als das Lächeln wiedergewonnener Heiterkeit auf seine Lippe trat, schloß Nefzi-Sabah ihren Gesang und lächelte ihrer Seits über den Erfolg ihrer zärtlichen Bemühung.

Auch hatte die stoische Ruhe des verwiesenen Hofmanns nichts Ueberraschendes für seine Umgebung. Jeder Türke ist gewärtig, daß dieselbe Hand, deren Wink ihn zum Pascha erhebt, die Schnur um seinen Hals schlingen kann, und empfängt das Eine mit derselben äußerlichen Ruhe, als er sich dem Andern unterwirft. Selbst wenn er plötzlich bis zum Bettelstabe hinabsinkt, vermag dies kein Murren seinen Lippen zu entlocken. Weltliche Macht und weltlichen Besitz betrachtet er als vorübergehende Wohlthaten, und das Grab als das große und gewisse Ende aller Dinge, und ganz anders als der theoretisirende Europäer, der zwar denselben Glauben theilt, nichtsdestoweniger jedoch so handelt, als wären sie das höchste Gut — das Alpha und Omega aller erschaffenen Wesen — ergiebt sich der Muselman in ein Schick-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sal, das er zu lenken nicht die Macht hat, und benutzt auf's Beste, was ihm noch geblieben ist, anstatt seinen Unfällen durch ein Pistol oder ein Messer ein Ende zu machen, oder im besten Fall sie mit finsterer bitterer Verzweiflung zu ertragen, welche die Kräfte aller, die ihr nachhängen, aufzehrt, und künftige Anstrengungen unmöglich macht. Der Defter-dar war reich; er besaß noch die Mittel zu ruhigem, ja selbst kostspieligem Genuß; nur der Schatten seines früheren Glücks war geschwunden, im Wesentlichen war es unberührt geblieben, und unter diesen Umständen würde kein Türke glauben, zu Klagen berechtigt zu sein, oder sich für einen Gegenstand des Mitleids halten.

Es war Festzeit, der Ramazan nahete sich seinem Ende. Morgen war das Beiramfest, und der Defter-dar hatte schon lange die Frauengemächer nicht besucht, um die Geschenke zu besorgen, welche gewöhnlich um diese Zeit unter die Mitglieder des Haushalts ausgetheilt werden.

Als der Hofmann einen flüchtigen Blick auf alle die Gaben warf, die um ihn umherlagen, jedes in ein Bokschah oder Taschentuch gehüllt, in welchem es überreicht wird, konnte er bei der Erinnerung an frühere Jahre ein aufsteigendes Gefühl der Verachtung nicht unterdrücken, und die Ueberzeugung gewann in ihm Raum, daß das Band, welches ihn jetzt mit denen vereinte, die seine Güte erfahren sollten, ein Band des Eigennutzes, nicht der Liebe sei. Aber dieser Gedanke schwand, als sein Auge auf den kostbaren Gaben ruhte, die für Hassan bereit lagen; und mit ungewohntem Ernst entfaltete er das Bokschah noch einmal, um sich zu versichern, daß das Geschenk auch werth sei seiner Liebe.

Ein Shawl von den Stühlen Cachemirs, dessen Preis eine Provinz hätte loskaufen können, barg in seinen Falten einen Damascenerdolch und ein Paar mit Diamanten besetzte Pistolen, und als der Defter-dar die Waffen wieder hingelegt und in das Tuch geschlagen hatte, übergab er den Händen eines treuen Sklaven die kostbare Gabe der Freundschaft, und entfernte sich mit ruhiger Stirn und heiterem Sinn. Aber die Schale der Täuschung war noch nicht bis auf den Grund geleert, und dem Defter-dar war es beschieden, den Trank bis auf den letzten Tropfen auszuschlürfen.

Um rasch das Werk der Liebe zu vollbringen, belud sich der Sklave mit so vielen Packeten, als er schicklich tragen konnte, und eilte fort in seinem Auftrage.

Zahlreich waren die Grüße, die ihn erwarteten, als er vorüberging, und jeder zufällig Vorbeigehende, dem er begegnete, drückte ihm, wie es an diesem hohen Fest Sitte ist, wie seines Gleichen die Hand. Geschütz donnerte längs dem Bosporus, der Wind trug die Klänge ferner Musik herüber, und der gute Muselman gab in heftiger Aufregung einem der ungeduldig Harrenden das für Hassan bestimmte reiche Geschenk, und setzte dann unbekümmert seinen Weg zur Wohnung des jungen Effendi fort.

Hassan hatte inzwischen bei dem Mißgeschick seines Freundes weit mehr als der Defter-dar selbst gelitten. Der Hofmann stand nicht mehr im Frühling der Jahre; er hatte das Alter erreicht, in welchem trotz aller Umstände sich eine Art Philosophie Jedermann aufdringt. Er hatte hinreichende Erfahrung, um die Leerheit und Unbeständigkeit weltlicher Ehren einzusehen und darnach zu würdigen, und einen Sinn, stark genug, um sich edlern Trostmitteln zuzuwenden. Doch Hassan war noch in den blühenden Jahren, wo der Thau der Hoffnung reichlich auf den Weg des Lebens fällt und tausend helle Farben den Blumen entlockt, die hier wild aufschießen. Er kannte noch nicht die nützliche vom Unglück gegebene Lehre der Selbstprüfung und der Selbstbeherrschung. Er konnte nicht begreifen, wie es möglich sei, weltliche Auszeichnung nicht zu achten und ihren Schimmer durch den mehr geselligen Besitz von Freundschaft und Achtung zu ersetzen. Er hatte den Defter-dar immer betrachtet wie zu Rang und Ansehn geboren, und konnte ihn nicht davon getrennt denken, da sie so lange in seiner Vorstellung mit ihm verbunden waren. Es wäre ein Irrthum, zu glauben, daß er seine Person bemitleidete, er beklagte nur das Uebel; denn er blickte auf seinen Freund mit demselben ehrenden Blick wie damals, als er sich noch stolz und mächtig bewegte. „Die Sonne," sagte Hassan in Erwiederung auf eine Bemerkung seiner Mutter Yusnugul, „bleibt immer Sonne, wenn auch Wolken an ihr vorüberziehen. Wer dürfte wagen, einen unehrerbietigen Blick zu der strahlenden Scheibe zu heben, oder ihren Lichtmangel zu verspotten, weil Morgennebel sie überschatten?"

„Der Defter-dar" sagte die bejahrte Frau, als sie ihre Pfeife wieder nahm und den Beutel von gesticktem Cachemir, welcher den duftenden Taback enthielt, mit dem sie dieselbe gefüllt hatte, neben ihre Polster legte „der Defter-dar hat noch immer das Herz und die Hand eines Fürsten; d'rum fürchte nicht." „Was sollte ich fürchten?" rief Hassan, und sein dunkles Auge blitzte verächtlich über den Schluß seiner mehr weltlich gesinnten Mutter; „Maschallah! hab' ich ihn

nur um der Reichthümer willen geliebt, mit denen er mich überhäuft hat, hab' ich mich ihm um Geld verkauft? Kennst selbst du mich nicht besser? Ich sage dir Mutter, es gibt kein Wesen auf der Welt, das je mein Herz vom Defter-dar losreißen könnte; er war mir ein liebevoller Vater, ein treuer Freund, ein freigebiger Gönner. Er allein kann das Werk seiner eigenen Güte vernichten, und so lange er mich liebt, soll Nichts uns trennen, und häuften sich auch alle Uebel des Lebens rings um ihn."

Diese Worte waren kaum über die Lippen des aufgeregten Jünglings, als eine Sklavin aus Yusnuguls Harem ohne Pantoffeln an der Thür des Zimmers stand, ein gesticktes Bokschah in der Hand haltend, welches sie als das Geschenk des Defter-dar zu Hassans Füßen legte; darauf einige Schritte zurücktretend, kreuzte sie die Hände vor sich, und erwartete schweigend ihres Herrn Befehle.

Mit eiliger Hand und klopfendem Herzen schickte sich Hassan an, das Tuch zu entfalten, und Yusnugul erhob sich aus ihrer liegenden Stellung, um ihre Augen an dem kostbaren Geschenke zu weiden, das ihr Sohn enthüllen würde.

Es war nicht die Aussicht auf den Erwerb eines neuen und werthvollen Besitzes, die Hassan in Bewegung setzte, als er die Falten des Bokschah zurückschlug; es war der ihm wohl bekannte Umstand, daß das bei Gelegenheit des Beiram gebotene Geschenk immer im Verhältniß mit dem Grade der Achtung steht, welchen die beschenkte Person bei dem Geber genießt; man denke daher seine Betroffenheit, als das Tuch seinen Inhalt zeigte. Das Blut stieg ihm zu Kopfe, Feuer blitzte aus seinen dunkeln Augen, als er sah, von welcher Art es war — ein Hemd von demselben Stoff, wie ihn die Bootsleute auf dem Bosporus tragen; Pantalons aus gemeinem Zeuge, den der Landmann braucht; ein Shawl, dessen rohe Falten nur für die Stirn eines Ghezmetkian oder Hausklaven paßten. Solcher Art war das Geschenk, das dem bisherigen Liebling und Freund des Defter-dar gereicht ward.

Einige Augenblicke blieb der junge Mann sprachlos, und diese kurze Zeit reichte zu tausend Erklärungen für Yusnugul hin. „Schekiur Allah! — Gott sei Dank!" rief sie aus, „noch sind wir nicht so tief gesunken, um solcher Höflichkeit, wie diese, zu bedürfen! Ist der Defter-dar von Sinnen, oder hält er dich für den Sohn eines Baghdjen *, daß er solche Gewänder schickt, die nur Sklaven ziemen? Sen chok Adam, du bist kein Mann, wenn du dies duldest."

Hassan antwortete nicht. Er saß, den Kopf auf die Brust gesenkt, in Gedanken verloren; endlich, da der Mutter Unwille immer lauter und heftiger ward, erhob er sich, und erwiederte mit gebrochener Stimme: „Genug davon. Ich habe in des Defter-dar Gedanken gelesen, er ist Herr seines Willens, und ich habe kein Recht, über dessen Gebrauch mich zu beschweren. Alle Welt hat sich gegen ihn geändert; ihm seiner Seits steht es frei, gegen mich sich zu ändern. Es ist sein eigner Ausspruch, der uns scheidet. Möge er ein anderes Herz finden, das sich ihm so treu und zärtlich anschließt, als es Hassans würde gethan haben, hätte er es nicht von sich gestoßen.

Ein Thränenstrom folgte diesen Worten: und hastig die gefütterte Decke des Tandor *, unter der er gesessen hatte, abwerfend, hüllte der junge Mann sich in seinen Pelz und eilte auf die Straße. Er bedurfte der scharfen, frischen Luft, die vom Bosporus her wehte, um seine müde, kummervolle Brust zu stärken, denn der Schmerz erstickte ihn.

„Alles, nur dies nicht, hätte ich ertragen können," murmelte er vor sich hin, „aber daß er mich zu seinem Hausgesinde zählt, daß er mich auf gleichen Fuß mit seinen Sklaven setzt, daß er mir schweigend zeigt, er halte mich für eben so leicht als die andern Schelme, die er durch sein Gold sich erkauft hatte, das allein kann ich nicht ertragen. Welch ein Schicksal, Hassan! nur Einen Freund zu haben, und ihn so zu verlieren!

Stundenlang wanderte der junge Mann um die Stadt; er vernahm nicht den lauten Lärm der Straßen, beachtete nicht die feurigen Blicke, die im Vorübergehen unter dem eifersüchtigen Yaschmak ** auf ihn hervorblitzten, erwiederte nicht die Grüße, die von seinen Bekannten an ihn gerichtet wurden, auch nicht die leeren Scherze, deren Gegenstand er war. Seinen Sinn hielt eine überwältigende Vorstellung gefangen; und von Zeit zu Zeit wiederholte er in Gedanken: „Trauriges Schicksal, Hassan! nur Einen Freund zu haben, und ihn so zu verlieren!"

In dieser trüben Stimmung bog der junge Effendi seitwärts von den Straßen ab, als eben die Dämmerung um ihn zuzunehmen begann, und betrat einen der Begräbnißplätze der Stadt. Die Nachtluft wehte bereits durch die schlanken Cypressen, welche die Gräber überschatteten, und

* Tagelöhner.

* Ein hölzernes Gehäuse, in welchem sich eine mit glühenden Kohlen gefüllte Pfanne befindet, von außen mit seidnen Teppichen bekleidet.

** Schleier, den die türkischen Frauen auf der Straße tragen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Steine mit dem Turban blickten kalt und geisterhaft durch das Dunkel. Die erleuchteten Minarets in der Ferne glichen in der Luft schwebenden Feenpalästen; die Welt draußen erglänzte in Festlust und lautem Jubel — Hassan empfand es wie bittern Hohn — und während er unter den dumpfigen Gräbern verweilte, wünschte er in seinem trüben Sinnen sich Glück, daß er allein sei, und rief laut im Drange seiner Gefühle: „Ja, sie alle müssen denselben Weg getäuschter Freundschaft machen; doch wie sind sie glücklich! denn ihnen ist der Schleier noch nicht gelüftet, und sie meinen, alle Menschen seien treu, — doch ich bin enttäuscht. Inschallah — ich vertraue auf Gott! Ich habe den bittern Trank genossen, und leer ist die Schale. Trauriges Schicksal, Hassan! nur Einen Freund zu haben, und ihn so verlieren!"

„Und wozu denn Freundschaft in deinem blühenden Alter, Effendi?" flüsterte eine leise Stimme dicht neben ihm, und eine kleine Hand legte sich leicht auf seinen Arm. „Boschder, sie ist Nichts. Freundschaft ist für den Graubärtigen und den Kindischen. Doch dein Bart ist noch schwarz wie die mitternächtliche Wolke, und dein Sinn noch scharf wie der Dolch in deinem Gürtel. Freundschaft ist nur die Hefe, welche das Leben dem Alter bietet, wenn die Jugend den Trank genossen hat, — Freundschaft ist der kühle Ruheplatz der Lebensmüden, wenn Leidenschaft ihres feurigen Wagens Flammen gelöscht hat. Du bist nicht für Freundschaft geschaffen — die Frühlingssonne scheint nur über Blumen, die Früchte des Herbstes brauchen einen stärkern Strahl. Du gleichst Einem, der beim Feste hungert, weil es ihm an Kraft fehlt, die Hand auszustrecken."

„Wer bist du? und was willst du von mir?" fragte Hassan finster. „Ich heiße Felech-so," war die Antwort, „und bitte dich nur, gegen dich selbst gerecht zu sein; die Bulbul hat mitten in ihrem Kummer ihre Rose; wenn sie des Himmels Winden ihre Leiden klagt, horcht ein zärtliches Ohr; auch der Schmerz hat seinen Reiz, wenn er Mitgefühl weckt. Doch das hellste Auge wird durch Thränen getrübt, und die glätteste Stirn durch bittere Gedanken gefurcht. Und so thut ein junges, frisches Gemüth wohl daran, die Sorge unter die Füße zu treten, ehe sie zu mächtig wird, und sich nicht mehr bewältigen läßt."

„Du hast eine lustige Philosophie; Affiet ollah — dir mag sie sehr gut thun," sagte Hassan mit verächtlichem Lächeln, während er sich niederbeugte, um die Fremde in näheren Augenschein zu nehmen, da ihn wider Willen das sonderbare Abenteuer interessirte: „doch muß man ein Narr sein, oder ein Stoiker, um sich zu ihr zu bekennen."

„Und warum?" fragte die Stimme sanft, doch etwas spottend, „der Stoiker von Drei und Zwanzig ist bereit, seinen Glauben zu Funfzig mit einem weniger strengen zu vertauschen. Hassan Effendi, könntest du mich sehen, du würdest mir trauen."

„Du kennst mich also?" sagte der junge Mann verwundert?

„Dich kennen?" gab sie lachend zur Antwort: „Wer in Stambul kennt dich nicht? Die die Rose nicht pflücken können, dürfen sie dennoch ohne Scheu betrachten."

Hassan hörte freundlicher zu. „Ich habe in der letzten Stunde dir aufgelauert; ich wollte dich gern vor dir selber schützen. Du fluchst deinem Felech *, während du in Wahrheit doch selbst dein ärgster Feind bist. Geh nur einige Schritte vorwärts, nach jenem Platz, wo der Wiederschein zusammengedrängter strahlender Minarets dem Auge wie mit Tageshelle leuchtet. Nur einen Augenblick halte ich dich auf, und dann kannst du thun wie du es am Besten erachtest."

Hassan gehorchte unwillkührlich; und da er dicht hinter seiner sonderbaren Führerin herging, erstaunte er über die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, und die anmuthigen Biegungen ihrer kleinen Gestalt; doch da sie zuletzt den bezeichneten Platz erreicht hatten, und sie den Yashmak zurückschlagend ihm das reizendste Gesicht, in das er je geschaut hatte, enthüllte, athmete er stärker, und fragte hastig: „Wie, sagst du, sei dein Name?"

„Felech-so," antwortete leise die Stimme.

„Und mit Recht heißest du so," rief der junge Mann aufgeregt; „denn dein Stern muß in der That immer im Aufsteigen sein. Sprich! Was willst du?"

„Ich hab' dir mein ganzes Anliegen bereits erzählt. Ich wollte gern das Lächeln auf deine Lippen, das Licht in deine Augen zurückrufen. Unsre Mollahs mögen dir von Gebet schwatzen, unsre Paschas von Macht, unsre Kaufleute von Gold — ich verspreche dir Alles dies, wenn dir daran liegt, dein Glück zu verbessern. Und nun, wenn du willst, folge mir sogleich; oder heiß mich scheiden mit einem Wort, denn trennen wir uns jetzt, so trennen wir uns für immer. Ich bin ein türkisches Weib; die Sonne ist schon hinunter, und ich bin noch im Freien: Niemand, außer dir, darf mich sehen, oder mir folgen. Was meinst

* Constellation.

du? Willst du mir vertrauen? Kann mein Lächeln deinen Kummer lindern? Senbilirsen — du weißt es am Besten — du hast zu entscheiden; willst du mir Glauben schenken?"

„Sofort — auf ewig."

„Es ist gut," sagte Felech-so, indem sie ihren Yashmak wieder ordnete, und den schweren Mantel enger anzog. — „Ich werde dich auf Nebenwegen durch unbesuchte Straßen führen; folge mir in einiger Entfernung, und wenn du mich in das Haus eintreten siehst, in das ich dich zu bringen gedenke, so bleibt die Thür halb offen, und du kannst die Schwelle sicher betreten."

„Verweile noch einen Augenblick," flüsterte Hassan.

„Und wozu, Effendim? Haben wir erst die öffentlichen Straßen verlassen, birgt uns erst dasselbe Dach, dann darf ich dir wohl die Pfeife füllen, die Pantoffeln reichen und den Kaffee auftragen? Wird da nicht die Musik meines Zebek sanfter sein als das ferne Summen der Stadt, und deiner Sklavin Blick blendender als vieler Fackeln Glanz?"

Hassan drang nicht mehr in sie, und im nächsten Augenblick folgte er den kurzen eiligen Schritten seiner neuen Bekanntschaft durch ihm bisher unbekannte Seitenstraßen. Bisweilen ward er des Bosporus ansichtig, der im Wiederschein Tausender von Lichtern aus der hügeligen Stadt erglänzte; zuweilen ließ er ihn weit hinter sich, um dem Aufsteigen einer steilangehenden, engen Straße zu folgen — doch er trug nicht länger Bedenken, und nach einem angestrengten Gang von einer Stunde, während welcher er seine geheimnißvolle Führerin nie aus dem Gesichte verloren hatte, sah er sie am Portale eines stattlichen Gebäudes, dessen breiter Schatten weithin über dem Boden lag, einen Augenblick halten und dann über die Schwelle verschwinden. In der nächsten Minute stand er auf demselben Platze; das Thor, wie sie ihm vorhergesagt, war nur angelehnt, er stieß es behutsam auf, schritt durch das Portal, und befand sich in einem geräumigen bedeckten Hof, den nur ein trübes flackerndes Licht erhellte.

Hassan stand eine Weile etwas betroffen, nicht ohne einigen Verdacht, daß man Verrath gegen ihn im Schilde habe, als ein schwarzer Sklave in reichem Kostüm, der augenscheinlich auf seine Ankunft gewartet hatte, ihn bei der Hand ergriff und vorwärts zog. Hassan war nicht in dem Alter, noch von solchem Temperamente, um sklavisch der Furcht sich hinzugeben; doch da er durch finstere Gänge fortgerissen, Treppen auf und nieder eilte, wo das tiefste Schweigen nur durch seine und seines Führers Tritte unterbrochen ward, beschlich ihn leiser Verdacht einer Gefahr. Allein zur Umkehr war's jetzt zu spät; denn hätte er auch seinem Begleiter entschlüpfen können, und wäre seinem Rückzug kein Widerstand entgegen gesetzt worden, so wußte er doch, daß es gänzlich unmöglich war, den Weg zurück zu finden, und er beschloß unter diesen Umständen, ruhig das Abenteuer zu bestehen, es ende, wie es wolle.

So bei sich entschlossen, verwandte er seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Bewegungen des Sklaven, der ihn führte, und überzeugte sich bald, daß, obwohl das Gebäude, worin er sich befand, sehr ausgedehnt war, er dennoch denselben Boden mehr als einmal betreten habe, ein Umstand, der ihn augenscheinlich von der Absicht des Besitzers überzeugte, ihn aus irgend einem Beweggrunde über Form und Ausdehnung der Räume zu täuschen. Nicht einem Lichte war er begegnet, seit er den Hof verlassen; und als sich unmittelbar vor ihm eine Thür öffnete, drückte Hassan unwillkührlich die flache Hand vors Gesicht, um sich vor dem Glanz der Lichter zu schützen, die ihn blendeten. Schallendes Gelächter, frohe Klänge vieler Zebeks, gemischt mit heitern Frauenstimmen, drangen in sein Ohr; und als er schnell die Hand wegzog, trat die leichte Gestalt der Felech-so aus einer Gruppe junger Damen, schön und glänzend wie Huris, hervor, und näherte sich ihm mit hüpfenden Schritten.

Stunde für Stunde saß Yusnugul in ihrem Zimmer, auf die Tritte jedes vorübergehenden Sklaven horchend, immer erwartend, daß einer die Ankunft Hassans melde; doch Hassan kam nicht! Der Tag war zu Ende; die erleuchteten Minarets sandten wie feurige Lanzen ihre reizenden Lichtsäulen hoch in die Luft, während der Busen des Kanals wie geschmolzenes Metall unter den Flammen glühte. Musik tönte sanft in der Ferne, und von Zeit zu Zeit trug der Wind ein leichtes Lächeln oder einen lustigen Gesang herüber — und immer noch kam Hassan nicht. Doch Yusnugul wunderte sich mehr über Hassans Ausbleiben, als sie sich betrübte; die ganze Jugend von Stambul war draußen in der frohen Stadt, und Hassan, edel wie er war, liebte es, bei jedem Feste der Erste zu sein. Die bejahrte Frau füllte daher ruhig ihre Pfeife wieder, schlürfte ihren Kaffee, und verlor sich in Vermuthungen über das sonderbare Benehmen des Defter-dar und in innerliche Vorwürfe über die unverdiente Kränkung ihres hochherzigen Sohnes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Noch eine Stunde verrann, schnell nach einander donnerten die Kanonenschläge längs dem Bosporus, während die lodernden Festfeuer über das finstre Antlitz der Nacht wie magische Blitze hinfuhren und, die Wipfel der hohen Zedern erhellend, in verschiedenen Flammenbogen einen goldenen Strahlenmantel über die Stadt hinbreiteten. Endlich brach das Morgendämmerlicht im Osten bleich und fröstelnd hervor, die düstern Felsen der asiatischen Küste zeigten sich traurig und nackt, die weißen Häuser Peras strahlten hell und bleich durch das verschwindende Dunkel, und die fernen Minarets von Scutari erschienen wie Riesengeister, als die ersten Strahlen des Tages ihre schattigen Umrisse sonderten. Es war der Morgen des Beiram — und Hassan war noch nicht zurück!

Yusnugul, die ihren Sohn mit gleich unermüdlicher und inniger Hingebung liebte, war die ganze Nacht unverdrossen wach geblieben; Hassan war jung, leicht zu fesseln, war ohne Zweifel von seinen Genossen aufgehalten worden, und das Herz der Mutter beruhigte sich in der Meinung, er würde unter den Zerstreuungen des Festes die eben erfahrene Kränkung vergessen; doch mit der kühlen unfreundlichen Dämmerung beschlichen sie andere ängstlichere Gedanken. Für den leidenden Kranken wie für seinen müden Wärter gibt es keine so traurigen und entmuthigenden Momente, als die, in welchen Tag und Nacht im Streit um die Herrschaft an der Schwelle der Zeit stehen.

Als der Tag um sie her anbrach, begann Yusnugul irgend etwas Geheimnißvolles zu befürchten! Hassan war ungestüm, stolz und eigensinnig; welcher raschen That mochte er sich nicht im ersten Sturm der Rache schuldig gemacht haben? Er hatte den Defterdar freilich wie seinen Vater geliebt; doch war Yusnugul Weib genug, um zu wissen, daß verschmähte Liebe der Grund ist, auf dem sich der festeste Bau des Hasses zu erheben pflegt. Seine Hingebung an den gewesenen Schatzmeister war vom leisesten Anflug von Weltlichkeit und Eigennutz frei geblieben — ein freiwilliger Erguß der Ehrfurcht und Achtung — doch grade die edelsten Gemüther verletzt man am empfindlichsten; und die Mutter fand in den Vermuthungen ihrer erwachten Besorgniß für ihre Einsamkeit keinen Trost.

Yusnuguls Sklavinnen trugen ihr Frühstück unberührt wieder weg. Hassan war noch abwesend; und die thränenlosen Augen des grauen, ermatteten Weibes brannten fieberhaft wie ihr klopfendes Hirn.

Der Schachspieler.

Die Welt ist das Vaterland des Schachspielers; denn das Schachspiel ist eine cosmopolitische Beschäftigung, ein cosmopolitisches Vergnügen; es ist ein Universal-Alphabet und allen Nationen verständlich.

Der Bonze spielt Schach in der Pagode von Jagernaut; der Palakin-tragende Sklave überdenkt ein „matt" gegen einen Kieselsteinkönig, auf einem in den Sand der Ganges-Halbinsel gezeichneten Schachbrette; der Erzbischof von Island beschäftigt sich in seinem langen Polarwinter mit neuen Combinationen über den „gambit" des Königs und unter allen Zonen sind die vierundsechzig Felder des edlen Spiels das gepriesene Trostmittel der Gelangweilten.

Im Mittelalter durchzogen die Schachspieler wie irrende Ritter die Welt, warfen Kaisern, Königen und Kirchenfürsten den Fehdehandschuh hin und erwarben Gold und Ehren. Boy, der Syracuser, war der berühmteste dieser friedlichen Krieger. Den „Bauer" in der Hand, stritt er mit Karl V und besiegte ihn; er kämpfte, „Figur gegen Figur," mit Don Juan von Oestreich, und dieser Prinz faßte eine solche Leidenschaft für den Spieler und das Spiel, daß er in einem Saal seines Palastes ein ungeheures Schachbrett mit vierundsechzig Feldern aus weißem und schwarzem Marmor anlegen ließ, dessen Figuren aber lebend waren und sich nach Befehl ihrer beiden Chefs bewegten. Nach der Schlacht von Lepanto machte Boy eine Parthie Schach mit Don Juan von Oestreich und besiegte den Sieger der Ottomanen.

Wenn auch in unseren Tagen das Schachspiel nichts von seiner hohen Geltung verloren hat, so hat doch derjenige, welcher das Scepter dieses Königreichs von Elfenbein in Händen hat, keine Aussicht mehr, Souveraine und Päpste zu bekämpfen. In Paris, London, Wien, Berlin und St. Petersburg wird selbst dem Berühmtesten nur eine beschränkte Bewunderung zu Theil, und oft dringt sie nicht einmal über die engen Grenzen seines Clubbs, seiner Familie. Nur zwei große Namen sind über das Meer gedrungen, Indien selbst kennt und citirt sie: Deschapelles und Labourdonnais; es sind französische Namen und gehören dem französischen Schachbrett zu; weder Deutschland noch England kann ihnen einen Rival entgegenstellen.

Einige Umstände in dem militairischen Leben Deschapelles erinnern an die Heldenthaten Boys, des Syracusers. Als er nach der Schlacht von Jena mit der französischen Armee in Berlin eingezogen war, begab er sich in den Schach-Clubb,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

forderte dort den stärksten Spieler heraus und gab ihm einen „Bauer und zwei Züge" vor. Der Berliner Schach-Clubb wurde in Massen und einzeln geschlagen, ja zuletzt gab Deschapelles sogar einen Thurm vor. Die ernsten, nachdenkenden, mathematisch genau berechnenden Deutschen wurden durch die kühnen und überraschenden Coups des Parisers aufs Haupt geschlagen.

Aber schon seit funfzehn Jahren hat der, besonders seiner tiefen Combinationen wegen überall angestaunte Deschapelles das hölzerne Schlachtfeld verlassen. Heute hält Labourdonnais das Scepter und herrscht und regiert als absoluter König. Labourdonnais ist ungefähr vierzig Jahre alt und alles an ihm bekundet den Schachspieler; seine Stirn ist merkwürdig hoch und gewölbt, seine Augen, von starken Brauen überragt, scheinen für alle Außendinge geschlossen und todt und in stetem Rapport mit seinen inneren geheimsten Gedanken zu stehen. Enkelsohn des durch Paul und Virginie unsterblich gewordenen Gouverneurs von Indien, begabt mit dem glänzendsten Geiste und dem unermüdetsten beharrlichsten Fleiße, hat er niemals auf etwas anderes Anspruch gemacht, als auf den Ruhm, der erste Schachspieler der Welt zu sein und er hat seinen Zweck erreicht. Europa weiß, daß Labourdonnais in der **Rue Ménars** zu Paris, in dem Hotel des Schachclubbs wohnt, daß er dort seinen Fehdehandschuh auswirft und glänzende Siege erficht. Täglich strömen Fremde aus allen Theilen der Welt hierher; die Einen mit dem noblen Vorsatz, gegen Labourdonnais mit gleichen Waffen in die Schranken zu treten, die Anderen, seine Ueberlegenheit anerkennend, nehmen einen Vortheil, eine mehr oder minder wichtige Figur in Anspruch; Alle aber glücklich, die Bauern gegen den berühmten Meister ins Feld führen zu können. Labourdonnais weist nie ein Anerbieten, einen Zweikampf zurück; er ist bereit für Jeden und Jedes. Um Mittag gewöhnlich beginnen die Schlachten in dem weiten Salon des Clubb **Ménars** ohne Rücksicht auf Temperatur und Jahreszeit. Hier bildet sich Labourdonnais Generalstab, das heißt diejenige Elite der Schachliebhaber, die ohne Beihülfe und ohne das Auge des Meisters, jeden Spieler aus dem Westminsterclubb zu schlagen im Stande ist. Hier setzt sich Labourdonnais, um eine Partie mit einem unbekannten Besucher, der aus St. Petersburg, Wien, dem Haag oder London kommt, zu machen; dann ist jede andere Partie unterbrochen; der Stab begibt sich ins Hauptquartier; er reiht sich um den Chef, und aller Augen haften ohne Unruhe an dem unfehlbaren Finger des Meisters, der die „Figur" oder den „siegreichen Bauer" vorrücken läßt. Das Interesse an diesen amüsanten Scenen ist unerschöpflich, und wenn Profane sich dasselbe nicht erklären können, so wird es doch vollkommen durch den Umstand gerechtfertigt, daß dieses Spiel die Lieblingsleidenschaft fast aller großen Männer war.

Glücklicher als Napoleon, hat Labourdonnais sich einen Anhang in England erworben und über das stolze Albion triumphirt. Es gab eine Zeit, wo man in Frankreich nur von Macdonnel sprach, welcher allgemein für Labourdonnais überlegen gehalten wurde. Alle Nabobs, die aus Pondichery und Calcutta zurückkehrten, alle Abgesandten des Sir William Bentinck, Gouverneurs von Indien, alle Kundschafter von der Halbinsel des Ganges, alle Engländer endlich, die aus Ost- und Westindien kamen, bezeugten, daß Sir Macdonnel aus Edinburgh dem berühmten Braminen von Jaggernaut weit überlegen wäre, und mit leichter Mühe Deschapelles oder Labourdonnais schlagen würde, die man für eben so leichtsinnig und frivol wie alle Franzosen hielt, wie man sie aus den übersetzten Vaudevilles auf dem Adelphi-Theater kannte. Eines Tages aber machte sich Labourdonnais auf den Weg, passirte den Kanal und stieg in London ans Land. Kaum hatte man im Westminster-Clubb erfahren, daß der berühmteste französische Schachspieler in Joney's Hotel, am Leicester-Square angekommen war, als auch schon durch eine Deputation eine schmeichelnde Einladung an ihn erging; bald entspann sich der Kampf zwischen beiden berühmten Spielern. Dieses Mal fand Labourdonnais einen seiner würdigen Gegner; die Engländer selbst hatten sich eines so wackeren Streiters nicht versehen. Es war ein Kampf so muthig, so erbittert, so geschickt geführt, wie er in England nimmer wiederkehren wird. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite Frankreichs, der Triumph war schwer, aber entscheidend. Zur Ehre Englands aber muß gesagt werden, daß sich der Clubb von Westminster in Folge dieses denkwürdigen Kampfes höchst würdig benahm; er veranstaltete zu Ehren Labourdonnais ein glänzendes Mahl in **Blabe-Hall** auf dem linken Ufer der Themse, Greenwich gegenüber; und alle Toaste wurden in französischem Wein, in Champagner und Claret getrunken.

Der Tod Macdonnels ließ das britische Schachspiel eine Zeitlang ohne eigentliches Oberhaupt und brachte es in den kläglichsten Rückschritt. Die letzte Partie, durch Correspondance mit dem Londoner Clubb geführt, dauerte zwei Jahre und zeichnete sich von Seiten Englands durch die be-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SCHACHSPIELER.

Lith. Anst. v. E. Silber i. Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weinenswertheften Irrthümer aus. Im Jahre 1838 erschien ein Artikel im „Palamède," der auch in den Londoner Bell-life aufgenommen ward, worin die Eigenliebe eines Landes empfindlich gekränkt wurde, das den Kanzler des Schachspiels zu seinen größten Renommeen zählt. In diesem Artikel ward die Niederlage, welche — wie wir bereits oben erwähnt — der Berliner Schach-Clubb nach der Schlacht von Jena durch Deschapelles erlitten haben sollte, widerrufen. Während das Für und Wider in Westminster noch bestritten wurde, brach Deschapelles plötzlich hervor und warf England den Fehdehandschuh hin. Man rüstete sich, und erwartete muthig das Beginnen der Feindseligkeiten. Deputirte des britannischen Clubbs langten im Clubb Ménars in Paris an; sie wurden mit chevalereskter Urbanität empfangen und man beschloß, die diplomatischen Noten am Schluß eines großen Diners bei Grignon auszuwechseln. Alle Notabilitäten des Spieles wurden zu dem Restaurateur in der Passage Vivienne berufen; dort versammelten sich Künstler, Banquiers, Pairs, Deputirte, Literaten, Magistratspersonen, Generale, Gewerbtreibende, Doctoren, Advocaten, Rentiers, mit einem Wort das ganze Personal des Clubb Ménars. Herr de Jouy führte den Vorsitz. Das Diner war höchst freundschaftlich; die Engländer tranken auf Frankreichs, die Franzosen auf Englands Gedeihen; beim Dessert aber wurden die Physiognomien dunkel und ernst, und das Cartel wurde als letztes Gericht auf die Tafel gebracht. Bis zwei Uhr Morgens discutirte man, um die Basen einer schicklichen Fehde zwischen beiden Nationen zu entwerfen. Die Gewandtheit des Cabinets von St. James hatte offenbar in diesen Debatten die Oberhand, dennoch kam die Frage nicht zur Erledigung. Es schien unmöglich, sich zu einigen oder einen Beschluß zu fassen, bis Deschapelles, der sich einen Anhang in England zu machen wünschte, sich in sein Zelt zurückzog, und nichts von diesem Lärmen blieb, als die Erinnerung an ein treffliches Diner bei Grignon.

In letzterer Zeit sind die Soireen im Clubb Ménars sehr besucht gewesen und weithin hat sich ihr Ruf verbreitet; es geschah dies in Folge der wunderbaren Partien, welche Labourdonnais, den Rücken gegen das Schachbrett gekehrt, spielte. Philidor, der berühmte Musiker und Schachspieler war der erste, der so unglaubliche Touren spielte; und nach ihm wagte Niemand mehr, sie zu erneuern. Labourdonnais aber beschäftigte diese Tradition unablässig, und Philidor's Ruhm raubte ihm den Schlaf. Eines Tages versuchte er eine so auf innere Anschauung basirte Partie, und sie gelang vollkommen; den nächsten Morgen spielte er zwei und war nicht weniger glücklich. Das Gerücht dieser Partien durchlief alsbald die Stadt, und regte die schachspielende Welt nicht wenig auf. Liebhaber und Neugierige strömten in den Clubb Ménars, und derjenige, welcher bisher nur eine sehr beschränkte Zahl von Bewunderern gehabt, erhielt jetzt laute und öffentliche Anerkennung. Diese beiden Partien wurden im großen Billardsaale des Clubbs gespielt. Labourdonnais saß in einem Winkel, den Rücken gegen die beiden Schachbretter, die Stirn gegen die Wand gekehrt und das Gesicht mit den Händen bedeckt. Ein Liebhaber rief mit lauter Stimme die strategischen Bewegungen der Figuren und Bauern aus, und Labourdonnais gab schnelle und lebhafte Gegenbefehle, als wenn er das Schachbrett vor seinen Augen gehabt. In dem Maaße, wie die Partien sich zu Ende neigten und den gefallenen Figuren das Grab zwiefach sich öffnete, wirkte das Durchkreuzen dieser tausend von Combinationen, die durch schon vorangegangene, augenblickliche oder künftige Coups eingeleitet und zu Ende geführt wurden, und die das Gedächtniß des blinden Spielers unendlich verwirren mußten, so betäubend auf die Imagination der Zuschauer, daß ihnen ein glückliches Resultat höchst schwierig und ein doppelter Sieg unmöglich schien: fügt man hierzu noch die auf das Spiel bezüglichen verwirrenden Einwürfe, die ewigen Störungen durch Kommende und Gehende, das Murmeln gedämpfter Stimmen, das Knarren der Thüren, das Scharren der Füße, die unwillkührliche Rufe des Erstaunens, die auf- und absteigende Tonleiter von Räuspern und Husten, die lauten und lebhaften Grüße der Eintretenden, die von dem schweren Kampfe nichts wußten: — erwägt man alle diese Zufälligkeiten, von denen ein einziger schon die Aufmerksamkeit ablenken, dem Gedächtniß den Faden der Combinationen entreißen kann, so wird man sich kaum eine Idee von diesem Geisteswunder machen können. Die physiologische Analyse dieser innerlichen Arbeit ist unmöglich. Das Factum steht fest, aber man kann es nicht deuten.

Der Schachspieler, der sich mit Leidenschaft seiner Kunst weiht, führt ein Leben voll Aufregung und Lust; er ist ein General, der täglich fünf bis sechs Schlachten liefert, ohne Jemanden ein Leides zu thun: wie im militärischen Leben fühlt er ganz das Glück eines Triumphs, die Philosophie einer Niederlage, die Wollust der Rache; nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er kein Menschen-

TUTTI FRUTTI. 4

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

blut vergießt. Aber auch die Formeln des heroischen Standes hat der Schachspieler sich angeeignet; er sagt: gestern habe ich den General Haro geschlagen, und ein Triumphlächeln umspielt seine Lippen; oder auch: heut morgen hat mich der General Duchaffaut besiegt, und bescheiden schlägt er die Augen nieder. Allgemein hört man im Clubb solche und ähnliche Phrasen: — „Sie haben eine schlechte Position." — „Ihr rechter Flügel ist zu schwach gewesen." — „Sie haben ihren Springer unklugerweise Preis gegeben." — „Der General hat, seinen Thurm zu retten, vortrefflich manoeuvrirt." ꝛc. ꝛc. — Man glaubt, sich im Bivouac am Vorabend einer Schlacht zu befinden. Diese unschuldige Leidenschaft hat noch, unähnlich allen andern, den Vorzug, daß sie nimmer Uebersättigung und Widerwillen in ihrem Gefolge hat; das rührt daher, weil ihr Reiz ewig neu bleibt, und nichts den Schachspieler afficirt als das „Matt." Noch niemals hat es unter ihnen einen Cincinnatus gegeben, der sich nach siegreicher Schlacht wieder an den Pflug begeben, nimmer einen fünften Karl, der sich nach einem Leben voll Größe und Ruhm in ein Kloster zurückgezogen, um weltlicher Macht und Nichtigkeit zu entsagen. Ist er Sieger, behauptet er das Schlachtfeld; ist er besiegt, erweckt er seine Todten und führt sie aufs Neue in den Kampf; die Zuschauer applaudiren dem Sieger oder suchen den Unterliegenden zu trösten; sechsmal des Tages zieht er durch die Triumphbögen oder die caudinischen Pässe. Jeden Tag mit dem Glockenschlage findet ihr ihn auf dem Tournirplatz, immer auf demselben Terrain, heute gegen die Engländer, morgen gegen die Russen, übermorgen gegen die heilige Allianz im Felde, oder im heftigen Kampf wider seine eigenen Landsleute, wider einen Blutsverwandten, seinen besten Freund. Ruhm, Begeisterung, Interesse, Leid und Freude in jedem Momente, an jeden Tage! Und selbst das Alter, das gebrechliche, darf nicht vor den Mühseligkeiten eines solchen Feldzuges zurückschrecken. Für den Helden des Schachspiels gibt es kein Hotel der Invaliden. Betrachtet nur im Clubb Ménars den heiteren und rüstigen Chevalier de Barneville! er ist der Zeitgenosse von Philidor und Jean Jaques Rousseau; er hat mit Emil und Saint-Preux im Café Procope gespielt und von Philidor nur eine Figur vor erhalten. Schon unter dem funfzehnten Ludwig begann er seine Partie mit dem **coup du berger classique** um zwei Uhr Nachmittags mit einigen Encyclopädisten des Faubourg Saint-Germain; heute finden wir ihn zur selben Stunde seine Partie mit Lacretelle, Jay und Jouy ziehen; und noch immer entzückt der Sieg diesen frischen, würdigen und gütigen Greis, und seine edlen Züge strahlen noch heut eben so in Heiterkeit und Glück als in den Tagen, wo er mit Rousseau und d'Alembert spielte. Welch glänzende Lobrede auf das Schachspiel! Welch überzeugende, von der Medizin vernachlässigte Gesundheitslehre! Diese wohlthätige Geistesregsamkeit immer zur selben Stunde und selbem Zweck angewandt, regelt wunderbar alle Verrichtungen des Körpers und der Organe, die durch nichts gestört werden können. Der Schachspieler hat weder Zeit, krank zu sein, noch darf er sterben, denn er muß seine Partie machen.

Zur Zeit, als die Könige nichts Anderes zu thun hatten, als zu herrschen, stand das Schachspiel in hohem Ansehen an den Höfen; heutzutage hat das Volk, unter anderen Prärogativen, die es dem Throne geraubt, auch das Schachspiel erbeutet und es zu würdigen gelernt; denn seitdem dieses edle Spiel aus einem aristocratischen ein populaires geworden, ist es unendlich vollkommener geworden. Die Briten, die über alle Dinge Bücher publiciren, die man überall, nur nicht in England liest, haben auch über das Schachspiel viele hundert Werke edirt, die nicht ohne Nutzen für diese Kunst waren. Ehemals waren Lolli und Calabrais Autoritäten für das Spiel, allein diese Schriftsteller haben wie alle, die nicht das Glück haben, unsere Zeitgenossen zu sein, ihren Credit fast ganz verloren, und werden nur noch, wenn ein kostbarer Einband sie schmückt, in Bibliotheken aufgestellt. Man hat so viele neue Züge erfunden, daß die classische Einfachheit des alten Spiels gänzlich über den Haufen geworfen worden: jede Figur hat ihren **gambit**, der ihren Namen führt, so daß Palamedes, Tamerlan, Alexander von Macedonien, Parmenio, Sesostris, Confucius, Mahomed, Selim II, Lusignan, Karl der Große, Renaud de Montauban, Lancelot, Franz I, Karl V und so viele andere Renommeen, die so Großes in dieser Kunst leisteten, vor Erstaunen sterben würde, wenn sie nur den **gambit** des Kapitains Evans sähen. Es ist in der That auffallend, daß Palamedes, der doch zehn Jahre hintereinander vor Troja's Mauern mit Agamemnon, Achilles, Diomedes, den beiden Ajax und so vielen jungen Leuten voll Phantasie und Geist Schach spielte, nicht auf den geringsten **gambit** fiel. Paris, der Schäfer auf dem Ida, hat den „**coup du berger**" erfunden; während doch Sinon, welcher durch sein hölzernes Pferd dem Könige Priamus Schach bot, nicht einmal den **gambit** des Springers erschaffen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

konnte. Niemals gab es eine trefflichere Gelegenheit als damals, das edle Spiel zu vervollkommnen! Achilles schloß sich in sein Zelt und spielte mit Patroklus Tag und Nacht. Agamemnon, der selten kämpfte, spielte mit dem alten Nestor. Menelaus, schwer gebeugt von ehelichem Mißgeschick, spielte mit Odysseus, dem Erfindungsreichen. Auf tausend in der Bucht von Simoïs ankernden Schiffen gab es 2000 griechische Kapitaine, die das Schachspiel cultivirten. Man schlug sich im Trimester nur einmal, man hütete sich wohl, Troja zu nehmen und jeden Morgen wiederholten sich die Partien auf dem hohen Hinterdeck der Schiffe, celsis puppibus, oder auf dem weichen Meeressande. Es war ein ungeheurer Schachclubb, der vom Skamander, den skäischen Thoren, den Kap Sigäon und Tenedos begrenzt wurde. Man begreift, daß die zahlreichen Heerführer und Könige, welche Ilium belagerten, und die vor Langeweile starben, sich mit Eifer einem Spiel hingeben mußten, das von ihrem Gefährten Palamedes erfunden oder wenigstens vervollkommnet, ihnen den Reiz einer unerschöpflichen und wechselnden Combination bot, und ihnen die schleichenden Tagesstunden vor dem Schachbrette unter einer Tanne des Ida, unter dem Zelt oder auf dem Verdeck angenehm vertrieb. Die Länge dieser Blokade, welche selbst einen Voltaire und den Venetianer Pococurante außer Fassung gebracht hätte, erklärt sich so ganz natürlich. Dadurch wird man es begreifen, wie Achilles sich sieben oder acht Jahre in sein Zelt vergraben konnte, etwas, das ohne den mächtigen Reiz des Schachspiels, einem so muthigen, so kriegerischen Character unmöglich gewesen wäre; und ohne die Homerische Tradition des Spiels, würde man das Anachoretenleben des Sohns der Thetis unter einem Linnenzelt von sechs Fuß Umfang nicht wahrscheinlich finden können. Eine ähnliche Schlußfolge läßt sich daraus auf die Länge dieser bis heute räthselhaften Belagerung ziehen. Die Könige spielten Schach und vergaßen Ilium, die Belagerung, den Schimpf des Menalaus, und es bedurfte der größten Anstrengungen von Seiten des unglücklichen Gemahls der Helena, um die müßiggehenden Heerführer während dieser langen Belagerung, die seiner Frau alle Muße gab, alt zu werden, aus der Wonne des „Schach und matt" zu reißen; und als endlich zehn Jahre verflossen waren, fand Menelaus nur noch die Trümmer Iliums und seiner Gattin. Das edle Spiel war die Ursache all' dieses Uebel, aber es heilte sie auch — und das Schachspiel war die wahrhafte Lanze des Achilles. Wir werden es gleich sehen.

Auf Menelaus Rath fertigte der Baumeister Epeus, fabricator Epeus, eine Schachfigur, groß wie ein Berg, instar montis; Sinon ließ diese, wie den Springer im Schach, in schräger Richtung manoeuvriren und machte den Priamus „matt:" mactat ad aras, nach Virgils Ausdruck. Es ist ärgerlich, daß die Iliade und Aeneis dieser späteren Auslegung nicht ein funfzig Verse widmeten, die, wie wir hoffen, alle Gelehrten und Cammentatoren zufrieden stellen würden.

Die Könige des Ostens kennen seit undenklichen Zeiten nur zwei Mittel, ihre Zeit zu tödten: das Serai und das Schachspiel; und die Geschichte nennt mehr als eine Sultane und obscure Odaliske, die eben so gut als Jean Jaques Rousseau Schach spielten, der übrigens nicht sehr stark darin gewesen sein soll. In glücklicheren Epochen, wo Rußland und England Asiens Herrscher in Frieden ließen, wo noch keine orientalische Frage existirte, lagen diese glänzenden Monarchen, die Söhne der Sonne und Freunde des Schattens tiefen Betrachtungen über die Wissenschaft des Schachspiels ob, und entspannen mit ihren Nachbaren friedliche Kriege, deren Gewinn in einer schönen Sklavin oder einem schönen Elephanten bestand. Man liest in einem unbekanntem Gedichte folgenden Vers:

Einst verspielt im Schach Kosroes der Große
Die Perl' des Kaukasus, Ispahans Rose;
Die schöne Dilara, die Herzensheir're
Ward durch ein „Matt" des klugen Siegers Beute.

Unsere Roués der Regentschaft, die ihre Geliebten im Landsknecht verspielten, waren also nur Nachbeter der uralten Sitte des Orients. Man erzählt, daß einer der Enkelsöhne Mahomeds, der Stammvater der ottomanischen Race, Orchan, im Jahre 1359, im Schach seine Favorite Zaluë, „Strahl des Himmels" auf ein Haar an seinen Vezier verloren hätte. In dem Moment, wo der heilige Finger des Sohnes des Propheten eine Figur auf das verhängnißvolle Feld schob, wodurch das Spiel unrettbar verloren gehen mußte, stieß Zaluë, welche den Gang des Spiels hinter einem Vorhang beobachtete, einen so heftigen Schrei der Verzweiflung aus, daß Orchan inne hielt, dem „matt" auswich und seine Favorite rettete. Das Schachspiel hat in dem Leben vieler Frauen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt; die Geschichte hat uns einige Beispiele davon erhalten. Von dem Orient nach Venedig ist nur ein Schritt. Der Senator Barberigo, ein reicher Venetianer, spielte Schach mit der schönen Erminia, seinem von ihm angebeteten Mündel, denn aus erschrecklicher Eifersucht gönnte er

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr keine andere Erholung, und der Palast Barberigo war ihr Kerker. Um diese Zeit kam Boy, der Syracuser, der, Könige und Päpste schlagend, die Welt durchzog, auch nach Venedig. Man lud den berühmten Spieler in den Palast Grimani, in den Palast Manfrini, in den Palast Pisani-Moreta, wo Venedigs Edle sich so oft von dem berühmten Besieger des Don Juan von Oestreich und Karls V, von dem großen Boy unterhalten, dem Papst Paul III den Kardinalshut anbot, nachdem er vor den Augen des ganzen Vatican ein ruhmvolles „matt" erlitten. Auch Barberigo, der leidenschaftlichste Spieler Venedigs, öffnete dem Labourdonnais von Syracus seinen Palast. Boy gefiel sich vorzugsweise im Palast Barberigo, der schönen Erminia willen. Sie war eine, mit seltenem Geist begabte Dame, die aber keine anderen Felder kannte, als die vier und sechzig des Schachbretts, und des Zwanges müde war; sie genoß Boy's trefflichen Unterricht und verschwand zuletzt mit dem Syracuser. Das Haus Barberigo hat sich von diesem „Schach" noch nicht erholt.

Wenden wir uns nun zu dem moralischen Theil des Spiels: es ist wohl zu wünschen, daß die Wissenschaft des Schachspiels auf den Collegien cultivirt würde, wo man doch so viele alberne Dinge lehrt, welche die Jugend langweilen und der Welt ohne Nutzen sind. Und liegt nicht in diesem Spiel die beste und praktischste Philosophie! Ist unser Leben nicht ein ewiger Zweikampf zwischen uns und dem Schicksal! die Welt ist das Schachbrett, auf dem wir unsere Figuren, meist zufällig, manoeuvriren lassen, und gegen ein Geschick ankämpfen, das mächtiger ist als wir, und uns auf jedem Schritte „matt" macht. Daher alle die Fehltritte, die falschen Combinationen, die Mißgriffe! Glücklich derjenige, welcher seinen Geist nach den materiellen Berechnungen des Schachspiels zu regeln versteht und klug und bedächtig vor- und rückwärts schreitet. Wie auf dem Schachbrett gegen die Schlingen der hölzernen Götzenbilder, muß man auch in der Welt durch gesunde Vernunft und Scharfsinn sich vertheidigen. Das Leben ist eine große Schachpartie, wo man die Absicht des Gegners zu errathen und sie unschädlich zu machen suchen muß. Jeder Mensch, der sich euch nähert, ist entweder eine „Figur" oder ein „Bauer"; man muß ihn ausforschen, errathen und demgemäß manouevriren. Dennoch darf man nicht in immerwährender Furcht befangen sein, damit diese dauernde Geistesspannung nicht in Manie ausarte, das natürliche Vermögen schwäche und die Heiterkeit der Seele störe. Uebrigens sind die Schachspieler die liebenswürdigsten und heitersten Menschen; der geistvolle Labourdonnais zieht seine Partie, Bonmots und Calambourgs sprühend, und verfehlt doch niemals, seinen Gegner „matt" zu machen. Dank der Gewohnheit, werden die ewigen Combinationen des Menschen andere Natur; nichts stört in ihm den Mechanismus der Intelligenz und ihm unbewußt ist er thätig. Wie viele Menschen haben sich nicht schon durch kluge Berechnung aus einer üblen Lage in der Welt gezogen, die sie lediglich dem Cultus der Combinationen verdanken. Möchte doch unsere Reflexion die Zahl der Anhänger dieses edlen Spiels vermehren; es würde gewiß weniger Ennui in geselligen Vereinen und weniger Fehltritte in der Welt geben.

(Méry.)

Der Diamantenhändler.

II.

In diesem Zustand fand sie Nefzi-Sabah, die Favoritin des Defter-dar, die am Tage nach dem Beiram von einer Sklavenschaar begleitet in Yusnuguls Harem trat, und, ihren Yashmak zur Seite schlagend, Hassans Mutter eine nicht minder unwillige Stirn zeigte, als diese selbst angenommen hatte.

„Hai, hai — so, so, du bist sehr langsam mit dem Willkommen, Effendim;" begann die schöne Circassierin, denn die bejahrte Frau hatte ihren Besuch mit keinem Gruß empfangen; „doch ich verlange von dir weiter keine zuvorkommende Höflichkeit. Dem Unrecht, das ich vom Sohn erleiden muß, folgt passend die Kälte der Mutter."

„Kommst du von Hassan mir zu erzählen, so sprich!" sagte die Mutter ernst.

„Ob ich dir von Hassan zu erzählen komme!" war die Antwort; „denkst du, daß ich einen Gelbschnabel ruhig als Nebenbuhler um die Liebe des Defter-dar dulden könne? Ist denn mein Auge trübe, meine Wange welk, daß mich ein schmeichelzüngiger, witzfertiger Sakal-siz — ein Unbärtiger verdrängen sollte?"

„Ist Hassan also beim Defter-dar," fragte Yusnugul, und ein Strahl der Freude flog über ihre welke Stirn.

„Was hilft's, daß er nicht da ist?" fragte Nefzi-Sabah verdrießlich, „da selbst sein undankbares und unhöfliches Ausbleiben am gestrigen Feste dem Defter-dar noch nicht die Augen geöffnet hat. Ne-war — was ist dies? kam ich zu sonst keinem meiner Eigenliebe schmeicheln-

den Gespräche her, als Bedauern über das Nichterscheinen eines Undankbaren?"

„Sprich nicht von Dankbarkeit, Effendim;" sagte die Mutter unwillig; „nach dem Bokshalik,* womit der Defterdar meinen Sohn beehrt hat, konnte er keinen Dank erwarten — Inshalla! Hassan Effendi ist kein Sklave."

„Wäre er ein Pascha, er könnte kein reicheres verlangen," rief die Circassierin; „doch vielleicht hat der verzärtelte Günstling den Freund vergessen, seit er in ihm nicht mehr den Defterdar sah."

„Ein Hemd für einen Caiquejeh** passend," sagte die Mutter verächtlich.

„Pistolen für seine Weiberhände, an denen die Diamantenstifte allein für einen Ruhestörer des Harem Werth haben können," versetzte die Circassierin.

„Shalvar***, wie sie nur die Bauern tragen" — fuhr Yusnugul fort.

„Einen Damascener-Dolch, deßgleichen man in der ganzen goldnen Stadt Stambul vergebens suchen würde," — behauptete Nefzi-Sabah.

„Einen Shawl" — begann die bejahrte Frau.

„Der es werth war, die Lenden des Kameels zu bedecken, das der Prophet geritten hat" — unterbrach sie ihre Gefährtin.

Yusnugul schlug ihre Hände mit einer Miene gleichgültiger Verachtung zusammen, und befahl eilig das Bokscha des Defterdar vor der Fremden zu entfalten; und groß war das Erstaunen der Circassierin, als sie die groben, unziemlichen Gewänder sah, welche man Hassan als das Geschenk seines Gönners überreicht hatte.

Schnell und ausführlich beschrieb Nefzi-Sabah den Inhalt des Tuches, welcher von des Defterdar Händen für seinen Günstling war zurecht gelegt worden; und ihre eigenen eingebildeten Klagen gegen Hassan vergessend, vertiefte sie sich bald, eben so besorgt als Yusnugul selbst, in tausend widersprechende und unwahrscheinliche Vermuthungen über die Ursache seines ungewöhnlichen Ausbleibens. Doch, ach! vergebens sorgten, riethen, erklärten sie — Hassan kam nicht!

Monate waren kummervoll vergangen. Yusnuguls Herz stand verwaist; und wenn sie in den sonnigen Sommertagen auf die funkelnden Gewässer des Bosporus blickte, sah sie nicht deren Schönheit, fühlte nicht ihren Reiz, ihr erschienen diese Gewässer immer nur als Hassans Grab.

„Ja," pflegte sie sich still in ihrer Verlassenheit zu sagen, „dort — unter dieser kosenden, verrätherischen Welle liegt mein mannhafter Sohn, — mein einziger — das Licht meiner Augen, der Mond meines Abendhimmels, die Bulbul, deren Gesang verstummt ist, die Freude meiner alten Tage, der hochherzige Hassan."

Auch der Defterdar betrauerte nicht minder innig das Verschwinden seines Lieblings. An seinen Tod, seinen gewaltsamen oder selbstgewählten Tod zu zweifeln war unmöglich, da jede Bemühung, über sein Schicksal Auskunft zu erhalten fruchtlos geblieben war; und der erste Sturm der Verzweiflung war bereits allmählig dem stillern, doch nicht minder tief gefühlten Schmerz der Entsagung gewichen, als eines Morgens dem Defterdar ein Brief gebracht ward, den er mit Erstaunen, kaum seinen Augen trauend, anstarrte, als er die wohlbekannten Schriftzüge Hassans erblickte. „Bis millah — Im Namen des allbarmherzigen Allah!" dies war der Inhalt des Papieres: „Ich bin für dich und die Welt verloren, bin es auch für mich selbst; und wenn ich dir dieses gesagt habe, so darf ich Nichts zur Enthüllung eines Geheimnisses weiter hinzufügen, das dich verwirrt, und wie ich hoffe, sogar betrübt haben muß. Ich denke oft an dich — mit Liebe — dein Gedächtniß wohnt bei mir wie die Erinnerung an das verlorene Licht bei dem Bewohner des Kerkers weilt, oder wie das Bild der entschwundenen Freiheit vor dem Geiste des verzweifelnden Gefangenen aufsteigt. Ich denke mit Freuden daran, daß ich dir einst theuer war; ich habe Alles vergessen, was einst gleich sehr meinen Stolz und meine Liebe verletzte. Mit treuer Sorgfalt halte ich die edlern Erinnerungen fest, die zu eng mein Gemüth umschlingen, als daß es je von ihnen sich losreißen könnte. Ich habe mich stolz von dir entfernt; alle Freundschaft, die du an mich verschwendet, jedes Liebeszeichen, jeder Beweis von Achtung war die freiwillige Gabe deines edlen Gemüths. Ach! als Hülfeflehender berufe ich mich auf dein Andenken. Wenn du je mich liebtest — wenn du noch mich liebst — wenn du mich retten willst vor Elend, Leid und Tod, einem schleunigen und schmerzhaften Tode — so nähre keine Zweifel, laß keinen Verdacht aufkommen, suche nicht in ein Geheimniß zu dringen, das zu tief ist, um es zu ergründen. Verschmähe mich nicht, weise mich nicht zurück; gedenk der liebenden Treue unseres frühern glücklichern Beisammenlebens; reiche von dem Vermögen, das Allah in deinen Schooß gelegt, so viel als hinreicht, mich vor Vernichtung zu retten. Lege bei untergehendem Monde auf den großen Eckstein mit dem Turban, zur Rechten der großen Einfahrt des Begräbnißplatzes von Skutari, einen Beutel mit zwanzig Tausend Piaster; dort wird sie Je-

* Geschenk. ** Matrose. *** Pumphosen.

mand in Empfang nehmen; doch, so du mich liebst, halte dich nicht auf, um zu sehen, wer sie nimmt, und lege keine Hand an den Boten an. Thust du es, so komm' ich um. Ich darf Nichts mehr hinzufügen — habe Mitleid und bete für den verlorenen Hassan."

Der Defter-dar las und überlas den Brief; er konnte nicht länger zweifeln, daß es die Handschrift dessen war, den er einst so sehr geliebt, — die Handschrift von Yusnuguls Sohn; und, obwohl mit schwerem Herzen und klopfendem Puls, zögerte er nicht, die Bitte zu gehorchen.

Schwach breitete sich die Dämmerung am Himmel aus, das Mondlicht verlor sich in ein bleiches, krankes Weiß, und der Defter-dar verließ seine Caike an der Brücke von Skutari, folgte den gewundenen Straßen durch die stille, schlafende Stadt, und trat von dort aus allein in die prächtige Nekropolis. Lange Windzüge strichen durch die schweren Cypressenzweige, gleich Geisterseufzern. Doch der Defter-dar hielt sich nicht lange auf. Er versenkte sich in das tiefe Dunkel des Gräberwaldes und stand bald vor dem großen Stein, der ihm bezeichnet war. An seinem Fuße war ein kleiner Behälter, wie man sie häufig auf den türkischen Begräbnißplätzen in den Marmor eingegraben findet, für Vögel und herumstreichende Hunde; das kleine Bassin war trocken, und der edle Freund legte dorthin die von ihm verlangte Summe, warf einen langen forschenden Blick durch das ihn umgebende Dunkel und entfernte sich dann langsam.

Doch war es schwer, so zu scheiden, ohne einen Rückblick, und der Defter-dar war kaum einige Schritte vorwärts gegangen, als er still hielt und sich noch einmal umsah. Eine düstere Gestalt flog über den Weg, verweilte kurze Zeit an dem großen Grabe — eine tiefe Stimme flüsterte: „Es ist gut!" und der Hofmann war wieder allein, in Mitten tiefer Stille.

Ein Jahr war vergangen — ein langes und trauriges — und das Andenken Hassans schwebte dem Defter-dar vor, wie das verworrene Phantom eines schweren Traumes; doch das Geheimniß sollte die Gefühle derer, die ihn früher geliebt, noch höher steigern und die Kunde von seinem Leben sie noch einmal wecken. Ein zweiter Brief, wie der erste in heftiger Verzweiflung geschrieben, ward dem Defter-dar nach Verlauf dieser Zeit von einem seiner Sklaven gebracht; und der Ueberbringer, um das Gefährliche seines Auftrags unbekümmert, hatte seine Pantoffeln an der Schwelle des Ex-Schatzmeisters abgezogen, und erwartete daselbst eine Antwort.

„Einst," so lautet das Schreiben, „einst war ich dir theuer, du warst mir ein Vater, ich liebte dich wie ein Sohn. Daß ich dich noch immer im Herzen trage, bezeuge dieses! Du magst mich vergessen haben — vielleicht schon lange; doch ich flehe dich, in Erbarmen mein Andenken zurückzurufen. Ich bin in Gefahr — in drohender, drängender Gefahr — und du allein kannst mich retten. Du bist reich, du bist edel — ein treuer Sklave wird dir diesen Brief bringen. Schlägst du meine Bitte ab, oder hältst du meinen Boten zurück, so ist bald alle Hülfe umsonst. Wenn jedoch du mich noch einmal vor Verderben schützen willst, so gieb ihm zwanzig Tausend Piaster. Ich darf nicht zweifeln, daß du mich retten wirst; Inschallah! du bist die letzte Hoffnung des unglücklichen Hassan!"

Der Defter-dar ließ den fremden Sklaven vor sich kommen; er bestach ihn mit Gold und sanften Worten; er drohete ihm mit der Bastonade, mit dem Strick; doch konnte er kein Wort über die gegenwärtige Lage Hassans und die ihm drohende Gefahr von ihm herausbringen.

„Tödte mich, oder halte mich auch nur zurück, und er ist verloren," war die einzige Antwort auf jede Drohung. „Schleiche mir nach; und sein Schicksal geht in Erfüllung, während ich die Verfolger täusche."

Eben so wenig wie durch Bestechung und Drohungen war er durch edlere Beweggründe zu gewinnen. „Gewährst du die Forderung, die ich überbracht habe," sagte er, „so ist Hassan gerettet; und, was mich betrifft, so ist in diesem Falle meine Belohnung sicher. Effendim, ich verlange von dir Nichts als Eile."

Ohne einen Augenblick zu säumen, legte der Defter-dar die verlangte Summe in die Hand des Sklaven, und begleitete sie mit einem Briefe an Hassan voll banger Freundschaft und in Ausdrücken der hingebendsten und besorgtesten Theilnahme. Er ersuchte ihn, sein düsteres Geheimniß seinem besten Freunde zu enthüllen; denn düster müßte es sicherlich sein, da es ihn von der Mutter seiner Jugend und dem Freunde seiner männlichen Jahre trennen konnte; er versprach ihm, wenn er sein Leben durch einen gewaltsamen oder thörichten Streich aufs Spiel gesetzt hätte, allen frühern Einfluß bei Hofe aufzubieten, und entwarf ihm am Schlusse ein ergreifendes Bild der armen Yusnugul, die verlassen und unbetrauert dem Grabe entgegen welkte."

Als der Brief geschlossen und das Geld dem Boten ausgeliefert war, ward es ihm doch nicht leicht, denselben so unbewacht davon gehen zu

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lassen, und ein treuer Sklave wurde ihm auf den Fuß nachgeschickt. Dieser folgte mehrere Stunden den Kreuz- und Querzügen des Fremden, doch vergebens, — ein unbeachteter Augenblick reichte hin, um die Mühen eines ganzen Tages zu vereiteln, und er kehrte getäuscht und besiegt in den Pallast des Defter-dar zurück.

Wieder vergingen Monate; und die trostlose Yusnugul starb, wie es Hassan war vorhergesagt worden. Sie hatte ihren Sohn, so lange sie ihn für immer verloren glaubte, mit dem ruhigen, tiefen Schmerz der Ergebung betrauert; doch mit dem Schrecken dieses neuen, unergründlichen Geheimnisses vermochte ihr schwacher Körper und ihr verstörter Geist nicht zu kämpfen, und sie beugte sich unter dem Stoße, wie die Bäume des Waldes vor des Sturmes Athem. Und wie die überragenden Aeste, wenn sie nicht mehr widerstehen können, den Baum zerreißen, aus dem sie entsprossen, so brachen Yusnuguls Gefühle, in der Einsamkeit des Harems gehegt und genährt, das Herz, welches den Druck nicht länger tragen konnte.

Es gab Augenblicke, wo der Defter-dar, wenn er an Hassan dachte und über sein Schicksal nachsann, hoffen mochte, von ihm Nichts mehr zu hören. Daß sein Brief unbeantwortet geblieben war, betrübte ihn mehr, als daß es ihn überraschte; denn er fühlte, daß, hätte Hassan frei handeln können, er längst nach Hause und zu denen gekommen wäre, die ihn von Kindheit an geliebt. Er bezog sein Schweigen auf dasselbe Zwangssystem, das sein Wiedererscheinen unter den Freunden hinderte. Hätte er das geheimnißvoll verschlungene Netz, in dessen Maschen der Jüngling gefangen lag, nur entwirren können, so hätte der Defter-dar jede Kraft aufgeboten, jeden Nerv angestrengt, ihn der Welt wiederzugeben. Doch von ihm nur zu hören, um das traurige Vorrecht zu genießen, ihn von aller menschlichen Hülfe verlassen zu wissen, war für seine besorgte Liebe vielmehr eine Qual, als ein Glück. Seine Mutter war nicht mehr, seine frühern Genossen hatten ihn meist vergessen. Er allein gedachte seiner mit Schmerz; und doch würde er dem Boten gedankt haben, der ihm von seinem Tode Nachricht gebracht hätte. Aber so sollte es nicht kommen: zum dritten Mal kam von Hassan ein Zettel, — eine Stimme aus seinem lebendigen Grabe — ein Zeugniß seiner gefährlichen Lage — ein Aufruf an den Freund, der ihn geliebt hatte: — „Zum letzten Mal" so schrieb er, „will Hassan, der Sohn Saids, seinen Kummer vor dem Defter-dar des Sultan Murad ausschütten. Ich habe eine dunkle Erinnerung, daß ein Schatten über deinen Glanz gezogen war, ehe von mir alles Licht entwich. So mag es gewesen sein — ich weiß nicht, ob es so war — ich achte es nicht, wenn du es auch für wahr erklärst. Der Himmel ist voller Sterne, und nur der Weise merkt das Erlöschen derer, die in der Milchstraße erblassen, für das gewöhnliche Auge bleibt Alles unverändert — ich will dich nicht weiter belästigen — dies ist mein letzter Anruf. Rette mich, oder ich bin verloren. — Gold allein kann mir helfen. Du hast Gold, und dein Herz ist weit; an Niemand anders kann ich mich wenden. Ich schreibe dir wie ein Rasender, aber es ist die Raserei der Verzweiflung. Was auch weiter erfolgen möge, ich schreibe dir nicht mehr. Freund! Vater! Beschützer! Rette mich noch einmal bei dieser Gelegenheit, — stelle zu meines Boten Verfügen dieselbe Summe wie zuvor, und dann bedaure und vergiß den verlorenen Hassan."

Der Defter-dar entsprach dem Sendschreiben, indem er schweigend eine Börse mit Gold in die Hände des wartenden Sklaven legte und ihm kalt sagte, er könne gehen, wann er wolle. Dieser blickte dem Hofmann fest ins Gesicht, machte eine ehrerbietige Verbeugung und entfernte sich. Als er das Haus verließ, blickte er verstohlen zurück, um zu sehen, ob er verfolgt würde. Doch die Straße war leer, und das Benehmen des Defter-dar war gleichgültig genug gewesen, um ihn zu überzeugen, daß das Leben und Wohlsein Hassans seinem frühern Freunde bald unerträglich sein würde. In dieser Gewißheit wich er nur wenig von der geraden Straße ab, und nach einem raschen Gange von einer halben Stunde klopfte er an das Thor eines ansehnlichen Gebäudes und ward sogleich eingelassen.

Doch die Täuschung, welche der Diener erfahren hatte, der bei einer frühern Gelegenheit mit der Entdeckung des Geheimnisses beauftragt worden, das zu enthüllen seine ängstlichste Sorge war, hatte den Defter-dar gelehrt, fortan nur auf sich selbst zu bauen; und während er Hassans Boten durch das große Portal unverfolgt und ungehindert aus dem Hause gehen ließ, wechselte er schnell seinen Turban und seinen Pelz, ging durch eine Seitenthür, die nach dem Garten führte, und von da in eine Querstraße, welche in die große Straße auslief, durch die, wie er schlau vermuthete, der Sklave, dessen Person er augenblicklich wieder zu erkennen gewiß war, zuletzt kommen mußte. Auch hatte er sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt; denn da er auf diesem kürzern Wege an der großen Durchfahrt frü-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

her angekommen war, als die Person, die er zu beobachten hatte, und überdies durch den Wechsel der Kleidung allem Verdacht, außer dem, den etwaniger Mangel an Vorsicht erwecken konnte, vorgebeugt war, hatte er in Kurzem die Freude, zu sehen, wie der Sklave um die Ecke eines Gäßchens bog und seinen Weg nach dem großen Platz des Atmeidan nahm.

Der Defter-dar hatte, als sie durch den weiten, offenen Platz schritten und zwischen seinen stattlichen Säulen hingingen, sich sorgfältig hinter der Menge versteckt; und als sie in die anliegende Straße traten, Raum genug zwischen sich und dem Fremden gelassen, um allen Verdacht niederzuhalten. Er bemerkte, daß der Sklave zuweilen zurückblickte, als trauete er seiner scheinbaren Straflosigkeit nicht; doch, so oft dies geschah, hielt der Defter-dar listig still, als wollte er in ein zur Seite liegendes Haus eintreten, oder drehte sich ganz um und machte einige Schritte zurück, als liefe sein Weg dem seines Vorgängers entgegen, und verhinderte so eine vollkommene Ansicht seiner Person, die ihn sogleich verrathen haben würde.

Und so war der Defter-dar dem Boten Hassans bis zu dem Hause nachgegangen, in das er eintrat; und er wagte sogar einige Zeit in dessen unmittelbarer Nähe zu verweilen, um zu sehen, ob er wieder erscheinen würde; doch er kam nicht mehr heraus, und der Defter-dar lenkte seine Schritte heimwärts, wie Einer, der eben aus einem verworrenen, schweren Traum erwacht.

Am andern Morgen ließ er genaue, doch vorsichtige Nachforschungen halten, und erfuhr bald die Geschichte des Hauses und seiner Bewohner. Es gehöre, sagten die Nachbarn, einer strengen und frommen Matrone, Hemdune Hanum mit Namen, deren Harem unsichtbar sei, wie das des Großherrn, die reichlich Almosen an die Armen austheile, und zuvorkommend jeden wandernden Derwisch oder Fakir aufnehme, der ihre Gastfreundschaft anspreche, und ihre Güte durch sein Gebet und seinen Segen für genugsam belohnt halte.

Umsonst suchte der Defter-dar durch verfängliche Fragen Nachrichten von mehr geheimnißvoller Art herauszubringen; der ganze Tag verging unter fruchtlosem Sinnen über diese unbegreiflichen Aussagen, und als der Abend kam, war er mehr denn je in Ungewißheit über die Maaßregeln, die er zu nehmen habe, um einen so dichtgewobenen Schleier zu durchschauen.

Die Zeit der Ruhe kam, und der Defter-dar begab sich zu Bett, doch nicht um zu schlafen. Er lag und ersann tausend Pläne, nur einen unausführbarer als den andern, bis plötzlich ein neuer Gedanke in ihm aufstieg, worauf er mit einem Gebet zu Allah und dem Propheten sich ruhig auf seinen Kissen zurechtlegte und mit einem Lächeln auf den Lippen einschlief. —

Die Figurantin.

Man weiß, daß in Frankreich zu allen Zeiten die Theatersonne so manches schwarze und blaue Auge geblendet, so manches niedliche Köpfchen bethört. Hätte uns auch Watteau, der Maler frivoler Liebesscenen, keine seiner Silhouetten, ehemaligen Opernnymphen, dieser liebenswürdigen Tollköpfe, welche die Einsamkeit des Arbeitszimmers mit dem Zauber und Reiz der Scene vertauschten, hinterlassen, würde es doch niemand ignoriren können, daß seit dem Jahre 1770 wenige junge Mädchen der arbeitenden Klasse dem Verlangen, das sich wie ein Fieber unter ihnen ansteckend fortpflanzte, widerstehen konnten, sich dem Publikum vorzuführen, sei es nun im Pomp eines Chors oder in der Pracht eines Ballets.

Weit entfernt, sich mit der Zeit zu schwächen, hat diese Manie mehr und mehr um sich gegriffen; dies gilt besonders von Paris, wo die dramatische Kunst in so hoher Blüthe steht, wo das Theater, mit so vieler Verführung, so viel Lokkungen, so allmächtigen Reizen umgeben ist, daß jede, diesen kleinen und tollen Ehrgeizigen gegebene Warnung, nutzlos wird.

Eine zahlreiche Klasse von jungen Pariser Mädchen träumen vom Theater einen goldenen und rosigen Traum. Ich spreche hier von den Schaaren anmuthiger, schwatzhafter, kleiner Vögel, die in Modemagazinen eingekerkert, zu ewiger Arbeit verdammt sind. Wenn nun sechs Tage langweiliger unausgesetzter Arbeit vorüber sind, kehren sie Sonntags in ihre Mansarden heim, voller Freude auf ein neues Drama oder ein rührendes Vaudeville. Das Theater ist der Traum, der sie einlullt, sie umspielt, um ihre Augenlider flattert, sie vergnügt und bethört. Die reichen Gewande, der Sternbesäete Königsmantel, das griechische Schleppkleid, die golddurchwirkten Roben, die Haar-Perlen, die Ohrgehänge, die diamantenen Halsgeschmeide, die Ringe von Topas, die weiße und feine Haut der Schauspielerinnen, die seidenen und sammetnen Babouchen, der feenhafte Pomp, das alles erscheint ihren Augen wie die fata morgana, wie Shakespeares Königin Mab auf ihrem Thron von Edelsteinen.

FIGURANTIN.

Litho. Anst. v. F. Silber in Berlin

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die armen Kleinen! schon sehen sie sich applaudirt, mit Blumen bedeckt, mit Schmeicheleien überschüttet, stürmisch hervorgerufen. Jeder leise Wunsch geht in Erfüllung, und sie sind stolz auf die Schönheit, die man so hoch an ihnen preist. Glück genug, wenn der verführerische Traum hier endet!

Das Alles wird bei der Arbeit geträumt, verhandelt, und die Scheere und Nadel handhabend, schwatzen und sticken sie, oder wiederholen die Couplets, die sie singen gehört. Jede spielt eine Rolle in diesem Lustspiel. Man versucht seine Stimme, man modelt seinen Gang, seine Haltung nach der Bühne, und citirt die Tiraden, welchen man mit Enthusiasmus applaudirt hat. Es ist eine endlose Parodie und zugleich eine Art von Wettstreit. Man glaubt, daß nichts leichter ist, als seinen Herzenswunsch zu realisiren. Und als ob es an diesen Luftgebilden noch nicht genug wäre, circuliren stets eine Menge verführerischer Fabeln über das Emporkommen der Theater-Göttinnen des Tages. Man vergißt nimmer zu erzählen, daß, vor ihren Triumphen in der königlichen Akademie der Musik, deren Pforten nur ihren schönen Augen sich geöffnet, Mademoiselle *** Schneidermamsell war; daß Mademoiselle *** eine ganz simple Modistin gewesen; daß Mademoiselle *** schlimmeres als das, und Mademoiselle *** noch schlimmeres war.

Wir werden sehen, wie schlüpfrig der Pfad der Illusionen ist, wenn man sich einmal auf diesen jähen Abhang gewagt. Dann gibt es keinen noch so übertriebenen Anspruch, den die armen Kinder sich nicht zu machen berechtigt glauben. Nach den gewöhnlichen Präliminarien vergehen einige Tage, während welcher man Ekel an der Arbeit des Magazins empfindet. Der Flitterstaat wird vernachlässigt und man beachtet schon die Moden nicht mehr. Bald wird das Arbeitsgeräth mit Verachtung auf die Seite geschoben; und jeden Sonntag verläßt der Vogel seinen Käfig, um von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags sich unter die dramatischen Eleven des Herrn Saint-Aulaire zu begeben. Jetzt ist kein Rückschritt mehr möglich: man hat ein Theater, ein Genre, ein eigenes Repertoir; man spielt vor einem Publikum, das öfter applaudirt, als tadelt. Nichts kann den Glauben umstoßen, daß man in der Voltairschen Tragödie die Vertrauten und in dem Lustspiel von Molière die Madelons vortrefflich gibt. Jetzt fühlt man sich, man darf einen Versuch wagen, und muß sich zunächst bei einem Direktor einführen, um ein erstes Debüt nachzusuchen. Sie halten sich für überzeugt, daß, auf den ersten Blick, man glücklich sein wird, sie engagiren zu können und zwar .... als Figurantin.

Figurantin! Man hat auf ganz andere Dinge gerechnet. Figurantin! das heißt Dame des Chors, verdammt zu obscuren Pirouetten oder zu flüchtigen Monosyllaben in den Gesängen — ein Wermuthbecher, der bis auf die Hefe geleert sein will! Was thuts'! Man muß doch mit irgend Etwas den Anfang machen. Heute ist man Figurantin, morgen kann man Primadonna sein. Mein Gott! das ist ja schon hundertmal da gewesen.

Armes Kind! und dennoch ist die Hoffnung stets lebendig in ihr. Man glaube indeß ja nicht, daß sie den geringsten Versuch machen wird, sich hervorzuthun. Bescheiden, wie sie ist, genügt diese Comparsenrolle lange Zeit allen ihren Wünschen.

Dem Herkommen gemäß vergißt die Figurantin niemals, sich einen Namen beizulegen, der süß wie Honig, weiß wie Milch ist. Man erkennt aus den Taufnamen, die jetzt beim Theater gäng und gäbe sind, daß es von der höchsten Wichtigkeit ist, einen wohlklingenden Namen zu haben. Dies geht so weit, daß die Nomenclatur des Kalenders unzulänglich geworden ist. Bevor die Figurantin jedoch einen Namen wählt, brandschatzt sie alle ihr bekannten Romane. Sie sucht, mustert, prüft, blättert in allen Souvenirs; die Wahl ist so schwierig. Sie schwankt, ob sie sich Pamela, Maria, Coelina, Flora, Indiana, Emma, Julia, Lucie oder Heloise nennen soll; am liebsten usurpirte sie alle diese Namen auf einmal. Später, in feierlicher Soiree, inmitten des Geschwätzes eines Zwischenaktes oder eines Triumphes im Foyer verleihen ihr ihre Cameradinnen noch einen charakteristischen Spottnamen, als „Schön-Auge", „Rosen-Mund", oder „Fein-Ohr", eine Apposition, auf die sie, obgleich von ihrem wirklichen Namen so durchaus verschieden, einzig und allein hört.

Die Figurantin ist am Tage ihres Debüts siebzehn Jahre alt, gewöhnlich älter, selten jünger. Das erste Mal, wenn sie die Scene betritt, wird sie von all den bemalten Köpfen gemustert; man prüft, ob sie blond oder braun ist, ob sie große Augen und lange Wimpern hat. Den Sultanen des Orchesters aber stellt sie andere reellere Schönheiten zur Schau: einen spöttischen Mund, einen kleinen runden Arm, eine kleine Hand, einen kleinen Fuß und noch andere Schönheiten! Man findet sie niedlich; das ist schon viel, aber es ist nicht genug. Alle diese

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vorzüge würden ihr von keinem wesentlichen Nutzen sein, wenn es ihr nicht erlaubt wäre, sie anschaulich zu machen. Schön sein — gibt ohne Zweifel eine vortreffliche Aussicht auf Erfolg; intelligent, das heißt lebhaft, fröhlich, beweglich, wetterwendisch sein, das Auge in den Coulissen, die Taille ganz frei, das Bein gestreckt halten, das ist mehr als die Hoffnung auf Erfolg, das ist der Erfolg selbst. Der Erfolg bei der Figurantin besteht darin, daß sie immer die Vorderste zu sein streben muß, sei es, daß sie sich bei einem ländlichen Rundtanze oder in einem aufgeputzten Bürgerzirkel bewegen muß. Indeß, um diesen ersten Platz zu erobern und zu behaupten, geht es nicht ohne kleine Kämpfe ab. Die Feuerwerke der Koketterie, ein stets lächelnder Mund, die überaus kleinen Schuhe, die runden, auf den Hüften wie Henkel einer etrurischen Vase ruhenden Arme, die meuchelmörderisch auf den Regisseur geschleuderten Blicke, Zungenangriffe gegen rivalisirende Schönen; hier ein Kuß, dort eine Schmeichelei; kurz alle Waffen werden in Bewegung gesetzt, für das Recht, an der Spitze zu marschiren. Oft geschieht es, daß das Urtheil des Paris sich wiederholt; und nichts kann sie empfindlicher kränken, als die Degradirung, der Sturz in die Tiefe, bis zum letzten Gliede des Chors, in den Nachtrapp; und wenn dieser Fall eingetreten, entzieht sich selbst das anmuthigste Gesicht gänzlich den Blicken des Publikums.

Auffallend ist die Demuth, man möchte fast sagen, Furcht der Figurantinnen, den besseren Bühnenkünstlern gegenüber. Eine Königin, eine große Kokette, ein Tyrann, das Schleppkleid, das Scepter von bemalter Pappe, die goldene Krone üben auf sie eine unumschränkte Gewalt. Die Renommeen des Theaters können mit ihnen verfahren, wie es ihnen gut dünkt, und gewöhnlich ist die Figurantin der Sündenbock, an dem sie die üble Laune, welche die Strenge des Publikums erzeugt, auslassen. Die Figurantin ist ihre Kinderklapper. Sie spielen mit ihr, wie die Pensionairin mit ihrer Puppe spielt, denn sie ist ein geduldiges Schaaf. Anstatt sich zu beklagen, betrachtet jede diese Mißhandlungen als eine ausgezeichnete Ehre. Noch immer ist die Antwort einer Figurantin aus den guten Zeiten der comédie française nicht vergessen. Es war gegen das Ende eines Zwischenaktes, als sie voll freudiger Bewegung in die Coulissen zu ihren Cameradinnen trat.

„Warum bist so vergnügt, was ist dir begegnet?" fragte sie eine derselben.

„Ach!" antwortete sie mit Emphase, „denkt euch, Monsieur Saint-Prix hat mich eben auf den Fuß getreten!"

Obwohl die Figurantin aus der Hefe des Volks hervorgegangen, geschieht es doch zuweilen, ich sage nicht wie, aber es geschieht, daß sie sich plötzlich von allem Comfort des Reichthums umgeben sieht. In diesem Fall mangelt ihren Wünschen nichts, was das Leben einer schönen Frau in Paris angenehm und glücklich macht. Cascemirs, Boas, reicher Schmuck, Crystalle, Teppiche, Kaleschen, Livree, ein Groom: Alles, was nur blendet, was verführt, wird ihr eigen; sie empfängt es, ohne daran zu denken, daß der nächste Augenblick dieses Glück zerstört, daß es schnell wie der Blitz verschwindet, ehe sie noch Zeit gehabt, ihre ehemalige Toilette zu vergessen: die rothstreifige Tartane, in der sie zu sterben gedachte, die schwarzen Halbstiefel, das Kattunkleid, den Hut von verblichenem Atlas und der Similor-Gürtel. Ohne einen Seufzer wird sie so arm, wie sie gewesen. Dann Adieu dem Geliebten, der sie mit Geschenken überhäuft. Der Vogel kehrt in sein verlassenes Nest zurück. Es lebe die Fröhlichkeit, die Niemand erkaufen kann! Es lebe die wahre Liebe bei einer Flasche weißen Châblis! Pfui über die zwängenden Staatskleider! Hinweg mit den Marabouts, die man mit erlogener Zärtlichkeit bezahlen mußte! Willkommen das alte Lager, zwar ein wenig hart, in dem es sich aber so süß schläft! Willkommen enge Mansarde, wo man die glänzenden Sterne zu Nachbaren hat!

Die Verhältnisse der Figurantin erleiden eine gänzliche Umwandlung, wenn sie wieder unabhängig geworden. Aus der ersten Etage steigt sie ins fünfte Stockwerk, zweihundert Fuß über dem Seine-Spiegel. Das ist allerdings ein wenig hoch. Bah! Ihr Bein ist immer noch schön, und der Himmel wird sie schützen!

Und diese Rückkehr ins Elend erpreßt ihr keine Klage. Mit ihr zieht auch die Heiterkeit und das Glück wieder in ihre bescheidne und nette Zelle. Neben einem Singvogel findet man gewöhnlich in einem Winkel ihrer Kammer eine Kolonie von Seidenwürmern, die sie mit eigenen Händen auffüttert; Blumen und Pflanzen schmükken ihr Fenster; sie hat einen kleinen Rosenwald, den sie wie ihren Augapfel hütet, einen Resedatopf, der die Luft mit seinem Arom schwängert, rothe Nelken, mit süß berauschendem Duft, und Immergrün, welches idyllisch die Mauer umrankt. Ein schmales Barége-Tuch dient als Persienne, eine castilianische Guitarre endlich, auf der die arme Einsiedlerin die schmelzenden Cantilenen

der Loïsa Pujet oder die wilden Romanzen Monpou's spielt, vollendet das Mobiliar.

Indeß, mit dem festesten Willen, wird eine einsame Existenz doch zuletzt langweilig, unerträglich; es kommt eine Stunde, wo die Figurantin sehnlich ihren Monolog in ein Zwiegespräch umzuwandeln wünscht. Der Engel in Menschengestalt, der ihr Tröster wird, ist gewöhnlich ein Commis aus einem Modemagazin; er gilt stets für ihren Vetter, wie man dies in allen Vaudevilles des Tages sieht.

Mit dieser Verbindung allein begnügt sich die Figurantin aber nicht. Dem Theater nicht mehr angehörend, schließt sie sich den Taglionis und den Dorvals in spe an, welche alle vierzehn Tage in dem Saal Chantereine Melodramen heulen. Sie steht auf gutem Fuß mit ihrer Portière, welcher sie täglich eine Masse von Billets zu diesen verbotenen Vorstellungen gibt. Sie besitzt keine Visitenkarten, aber sie schreibt mit Kreide an ihre Thür:

Mademoiselle***, dramatische Künstlerin.

Es ist bekannt, wie wenig die Figurantin von der Theaterkasse bezieht, ihre Gage variirt zwischen funfzehn Sous und zwei Francs; aber niemals übersteigt sie diese Summe. Sie muß sich also in den Stunden, wo sie vom Theater dispensirt ist, und weder das Mieder noch das Nonnengewand anzulegen nöthig hat, andere Existenzmittel durch Arbeit zu verschaffen suchen. Fleißig wie die Biene, weist sie nichts zurück und ungeachtet der angebornen Faulheit, welche die Basis ihres Charakters ist, unterzieht sie sich jeder, auch der niedrigsten Arbeit. Sie näht, wäscht, plättet und stärkt Cravatten, stickt Tragbänder oder griechische Kappen für die Studenten.

Gewöhnlich verwendet sie das durch solche Arbeiten erworbene Geld, um sich Sonntags, ihren Cousin am Arm, nach der Eremitage zu begeben, und dort in einem abgesonderten Cabinet zu diniren. Balthasars berühmtes Fest ist nichts, verglichen mit dem Luxus dieses Bankets zu zwei Personen. Oft, im Entzücken eines doppelten Rausches, vergessen sich die beiden Liebenden, eine Omelette in Rum zugleich mit der unumgänglichen Flasche Champagner zu fordern. Man glaubt nicht, wie weit die Beiden ihre Ausgelassenheit treiben. Da ist kein lustiger Scherz, keine Tollheit, die sie nicht begehen: man zerschlägt die Assietten, man singt Cavatinen mit Begleitung der Messer, und wenn keine besondere Vorstellung sie ins Theater zu gehen zwingt, wird der Abend in den mysteriösen Boskets der Liebesinsel beschlossen.

Aber kaum hat die Figurantin den Fuß in das Sanctuarium, Coulissen genannt, gesetzt, als sie plötzlich die Prüde spielt, und tugendhaft den kleinen Mund verzieht, wenn sich ein Adorateur ihrer Wespentaille allzusehr nähert. Indeß ist wohl zu bemerken, daß sie nicht gegen Jedermann so strenge ist. So zum Beispiel ist sie gegen diejenigen, welche Ruhm und Glück herbeiführen können, gegen die Bühnendichter, nichts weniger als spröde, im Gegentheil, sie sucht sie auf, verfolgt sie ohne Unterlaß mit Neckereien und sagt oft mit bewunderungswürdiger Naivetät, ihre Arme um den Hals derselben schlingend:

„Mein geliebter Autor, schreiben Sie doch eine ganz kleine niedliche Rolle für mich!"

Wenn nun der Autor ein wenig unentschlossen scheint, schmiegt sie sich an ihn, liebkost ihn, blickt ihn zärtlich und schmachtend an, und läßt endlich die ganze Artillerie der Koketterie spielen.

„Stoßen sie mich nicht zurück, großer Mann," ruft sie mit bewegter Stimme; „es würde mein Tod sein. Jeden Tag, den Gott werden läßt, triumphiren durch ihren Beistand alle jene Närrinnen, die mich verachten. Ich will mich ja gern zu Allem, was sie verlangen, bequemen. Befehlen sie, sie sind der Herr, ich die Sklavin. Wollen sie eine Bacchantin? Hier ist sie. Wünschten sie einen Vampyr? Ich bin bereit. Oder wenn sie vielleicht eine große Dame begehren, sehen sie nur, wie ich den Fächer bewege. Glauben sie mir, Kaiserinnen oder Grisetten, das ist mir gleich, ich habe mich mit beiden vertraut gemacht. O sprechen sie es aus, daß sie mir endlich eine kleine niedliche Rolle schreiben wollen."

Aber der Drache im Hesperiden-Garten ist leichter zu verführen, als ein Autor von Ruf. Seit langer Zeit schon an diese Art Gesuche gewöhnt, gibt der große Mann der Supplikantin einen leichten Schlag auf die Wange und entfernt sich mit den Worten: „Ah, sehr gut! göttlich! Ich sage nicht nein, aber ich sage auch nicht ja; wir wollen sehen."

Und diese vagen Worte werden von der Figurantin wie ein kostbarer Edelstein, den man zu ihren Füßen geworfen, aufgenommen, und dieses Versprechen, diese trügerische Hoffnung, tief in ihrer Brust verschlossen.

Sie kennt sehr gut den Vortheil, Allein auf der Bühne zu erscheinen und die Aufmerksamkeit des Publikums nicht mit der Masse theilen zu dürfen; daher all dieses Mühen, diese Anstrengungen, diese Bitten. So wie sie älter, die Zukunft ungewisser wird, geht all ihr Dichten und Trachten dahin, sich in einem malerischen Kostüm zeigen und ein Paar Worte sprechen zu können, um sich den Prosceniumslogen bemerkbar zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

machen; dort, wo sich die alten Generale des Kaiserreichs, die unverheiratheten Banquiers, mit ungeheuren Operngläsern bewaffnet, versammeln. Auf sie schleudert die alternde Figurantin ihre Blitze, um wo möglich noch einmal die goldenen Tage ihrer Jugend wiederkehren zu sehen. Aber ihre Seufzer verrinnen in Luft und weder Autoren noch Zuschauer achten auf sie.

Es ist am Orte, die Figurantin von einem ungerechten Vorwurf zu reinigen: man hat es gewagt, sie undankbar zu schelten. Die Figurantin undankbar! Die Figurantin bösen Herzens! In unserm Jahrhundert wird doch nichts heilig geachtet! Kaum — so sagt man — begrüßt sie das Glück mit seinem ersten Lächeln, als sie auch schon ihre Eltern vergißt, schmäht und verstößt. Das ist, um nicht mehr zu sagen, schändliche Verläumdung. Es ist Thatsache, daß dieser arme Engel selbst eine Antigone an Kindesliebe übertrifft. Ihr Vater besorgt ihre Commissionen, und sie bezahlt ihn dafür; ihre Mutter wichst ihr die Halbstiefel, und sie bezahlt sie; sie trägt Billets in die Stadt, und sie bezahlt sie; sie spielt die Ehrenwächterin, und sie wird reichlich bezahlt, denn Jedermann weiß, daß dies ein sehr schwieriges Amt ist. Und je schöner die Tochter, je größer das Einkommen. Nicht allein, daß der Mutter jeder Gang bezahlt wird, sie findet auch stets einige Reste in der Menage.

Indeß erhält sie, gleichsam wie einen natürlichen Zins, noch mehr als das. Beschmutzte Handschuhe, die sie regenerirt, abgelegte Kleider, die sie wieder aufarbeitet, alte Putzartikel, die sie aufs neue glättet, verblichene Bänder, denen sie ihr Lustre wiedergibt, alte Pantoffel, aus denen sie schöne Babouschen macht: Alles, selbst das Unbedeutendste eignet sie sich an, es hat Werth für sie. Nadeln, Broches, Halsbänder, unechte Schmucksachen, kleine Flacons, Sèvre-Porzellan, Parfümerie, kurz all das Geräth, um schwindende Schönheit und Jugend zurückzuhalten, alle diese köstlichen Trümmer, mit denen sie den Korb der Zwischenhändlerin füllt, werden der Mutter Eigenthum.

Nein, die Figurantin ist nicht undankbar. Jeder müßte sich davon überzeugt halten, wenn er von dem, was sich im vergangenen Winter in einem Corridor der Oper begeben, Zeuge gewesen. Man gab, glaube ich, den hinkenden Teufel. Eine halbe Stunde vor dem Beginn des Ballets hatte sich ein lebhaftes Zwiegespräch zwischen einer Arbeiterin und einer Figurantin, einem kleinen, braunen, liebenswürdigen Kobold, entsponnen, die, so viel ich mich erinnere, den Beinamen „Vogelbein" führt — ohne Zweifel ihres schöngeformten Fußes wegen. Nach der unter Damen geheiligten Gewohnheit, sagte man sich gegenseitig recht derbe Wahrheiten.

„Vogelbein, dein Ende wird schlecht sein, das prophezeihe ich dir," schrie einmal über das andere der Cerberus im Unterrock: „wenn es noch glimpflich abgeht, kommst du an den Galgen. Du hast weder Schaam noch Ehre! Dir steht ein Palast zur Verfügung und du läßt die, welche dir das Dasein gegeben, im Gassenkoth liegen! Du lebst in Ueberfluß, während ihnen das Nothdürftigste gebricht. Dein ehrenwerther Vater, was thut er, ich bitte dich! Er feilscht mit Contremarken an den Straßenecken. Und die, welche dich mit ihrer Milch genährt, ist sie nicht gezwungen, von den schmutzigsten Handthierungen zu leben?"

„Halt, Alte!" unterbrach sie plötzlich Vogelbein; „das ist mir zu stark! Wer sagt euch, daß man seine Eltern nicht nach Kräften unterstützt? Mein Vater kann das nicht sagen; der Alte ist glücklich, wie ein Goldfisch im Pokal; er hat Taback, so viel ihm beliebt und ich equipire ihn jedesmal als Neger, wenn ich mit meinem Marquis in den Wald von Boulogne gehe. Zum Beweise laßt euch seine Livree von gelbem Ratin zeigen. Was meine Mutter betrifft, habe ich sie nicht zu meiner Gesellschaftsdame gemacht? Würdige Frau! Ich spare mir Alles vom Munde ab, um es ihr zu geben. Ihr könntet einwenden, daß sie meine Wohnung in Ordnung halten muß, daß sie meine Aufwärterin ist, ich läugne es nicht, aber kann ich es denn ändern, sie will es ja durchaus, dieser Schatz!"

Wenden wir uns wieder zur Figurantin, die wir hülflos und arm verlassen haben, und deren einziges Besitzthum die Trümmer ihrer ehemaligen Schönheit sind. In dieser unglücklichen Zeit muß sie sich, wohl oder übel, zu einem obscuren, vergessenen Dasein bequemen. Vorbei ist der Glanz, die Lust, die goldene Zeit, und die bösen Tage nahen geflügelten Schrittes.

Denn während sie noch unbesonnen und sorglos dem Vergnügen, der Freude sich hingibt, schlägt die Uhr der Zeit plötzlich ihr siebentes Lustrum. Es kommen die Jahre unausweichlicher Schmach. Eine gänzliche Umwandlung geht mit ihr vor. In dem Maaße, wie sie früher ausgelassen war, wird sie traurig, ernst und niedergeschlagen. Mit einem Schlage sind Glanz und Lust von ehemals gewichen. Ein zudringliches Embonpoint tritt an die Stelle der graziösen, schlanken Taille; ihre Gestalt wird eckig, ver-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwunden ist das Ebenmaaß ihrer Formen. Wie darf sie sich jetzt noch auf die Bretter wagen, die unter ihren Tritten krachen. Ihre Stimme hat weder Biegsamkeit noch Frische mehr, ihre Lippen sind gebleicht, und das so bezaubernde Lächeln wird jetzt zur Grimasse. Sie ist fünf und dreißig Jahre alt.

Sie ist fünf und dreißig Jahre alt, das heißt, ihre Zähne sind gelb, ihre Nägel blau geworden. Für die schelmischen Grübchen in den Wangen, hat sie ein leicht behaartes Doppelkinn erhalten. In der That, die Rosen ihrer Wangen sind verblichen, die entsetzlichen Falten haben sie verdrängt. Man darf sie getrost unter die Engel setzen, deren Tröster Balzac ist: sie ist fünf und dreißig Jahre alt!

Fünf und dreißig Jahre, das ist der Zeitpunkt, wo sich die Figurantin zurückziehen muß; und eines Morgens verläßt sie das Theater, wie sie gekommen, ohne Aufsehn, ohne Prunk, und ohne Geräusch.

So also hat sie ihre schöne Jugendzeit in sorgloser Lust verlebt und unbedachtsam jede Gelegenheit, ihre Zukunft zu sichern, muthwillig von sich gewiesen; sie muß jetzt den Coulissen entsagen, wo sie kein Andenken, kein Bedauern hinterläßt, und beschließt den Rest ihrer Tage als Aufwärterin bei einer Schauspielerin von Ruf, oder als Logenschließerin bei einem der kleinen Boulevard-Theater.

(Philibert Audebrand.)

Der Diamantenhändler.

III.

Am andern Morgen früh machte sich der Säckelmeister des Defter-dar auf den Weg nach dem großen Tschartschi der Stadt und blieb fast eine Stunde weg; während dieser Zeit nahm sein Herr mehr als einmal den Chibuk aus dem Munde, sich vorbeugend, als ob er auf Etwas horchte. Da jener endlich zurückkehrte, begab er sich sogleich zu dem Effendi, und nachdem er vorsichtig einen schweren Tapetenvorhang, der die Thür des Zimmers bedeckte, niedergelassen hatte, zog er aus seinem weiten Kleide ein Tuch hervor, aus dem er die flatternden Gewänder eines Bektacky oder Bergderwisch nahm. Da war eine wattirte Kappe von Zeug mit Bändern von Karmoisin-Wolle, ein Büffelhorn mit ledernem Riemen, ein breiter Gurt aus ungegerbtem Leder mit Metallschloß, scharlachene Pantoffeln, ein schwarzer Rosenkranz, ein eisernes Lämpchen, am Gürtel zu tragen, und ein weiter Rock und Mantel von Serjche.

Die Metamorphose war schnell ausgeführt; und nur wenige Minuten waren seit der Rückkehr des Säckelmeisters vergangen, als der Defter-dar in der ganzen Tracht eines Frommen von den Bergen vor ihm stand. Doch der Defter-dar wollte, wie täuschend er auch die Verkleidung hielt, sie doch nicht dem prüfenden Auge des Tages aussetzen, und die Gewänder wurden daher bei Seite geschafft, bis das Zwielicht mit seinen langen Schatten das Unternehmen des kühnen Freundes erleichterte.

Endlich kam die günstige Stunde; der Defter-dar trat hinaus auf die Straße, von seinen eigenen Sklaven umgeben; Niemand fiel vor ihm nieder, obwohl manches Auge sich verwundert nach ihm hinwandte, da ihn Niemand hatte hineingehen sehen. Das Herz des Effendi schlug laut vor Erwartung, als er vorwärts nach der Wohnung der geheimnißvollen Hemdune Hanum eilte; doch zitterte seine Hand nicht, als er an das wohlbekannte Thor pochte.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sein Ruf beantwortet wurde, doch endlich erschien ein finsterer Sklave, der dem ungebetenen Gast keinen Blick in das Innere des Hauses zu gönnen schien, da er das Thor kaum so weit öffnete, daß der bittende Derwisch den weiten Umfang und die großartigen Verhältnisse der Halle wahrnehmen konnte, die aber nur spärlich von der Gallerie aus, welche um ihre stolzen Wände lief, erleuchtet ward.

Der Defter-dar war jedoch durch das mürrische Wesen eines Pförtners von seinem Vorhaben nicht abzubringen; er sprach von seiner Reise und Müdigkeit in einem Tone, der seinem Mährchen den Glauben des Zuhörers vollkommen gewann.

„Die Hanum Effendi öffnet ihr Thor nicht nach Sonnenuntergang," sagte der Sklave kalt, „sie ist eine Wittwe und hält es für unschicklich. Doch du bist ein heiliger Mann und von der Reise erschöpft. Ich will ihr deine Ankunft melden, und werde bald mit der Antwort hier sein. Bahustun, über mein Haupt komme es! sie soll wissen, daß du auf ihrer Schwelle harrest." Und ohne die Erwiederung des Defter-dar abzuwarten, schloß er hastig das Thor und der Wiederhall seiner Tritte erstarb bald in der Ferne.

Nach kurzer Zeit kehrte er zurück und hieß den Fremden mit höflichen Worten unter dem Dache seiner Herrin willkommen, indem er sich zur Seite stellte, um ihn einzulassen. Der Defter-dar befand sich in einer prunkenden Halle mit Marmorestrich, um die eine breite Gallerie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lief, welche sich in eine Reihe von Zimmern öffnete. Doch hatte er wenig Muße, sich mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, denn er ward schleunig eine weite Strecke durch einen oder zwei finstere Gänge fortgezogen bis zu einem zweiten Saal von unvergleichlicher Schönheit, der wie die äußere Halle von einer Gallerie umgeben war, deren schwere Balustraden von reicher Arbeit und vergoldet waren, und zu der man durch kostbare geschwungene Marmortreppen gelangte, die zu beiden Seiten des prächtigen Zimmers niederstiegen. Er warf einen eiligen Blick umher, und wollte seinem Führer nach einem Zimmer im Erdgeschoß folgen, als ein Paar klappernde Pantoffeln gehört wurden, und der Sklave still haltend sich ehrerbietig vor einer großen verhüllten Gestalt verneigte, die sich ihm eilig näherte.

„Ist dies der heilige Mann?" fragte eine Stimme, die widerlich gewesen wäre, hätte nicht die Zeit ihre Rauhigkeit um Etwas gemildert. „Ne bilirim — Was kann ich sagen? Ist dies der Derwisch, der für diese Nacht Schutz sucht unter meinem Dach?" Und als die Frage gethan war, streckte sich aus der Kleidermasse ein dünner, welker Arm hervor und eine knochige Hand hielt eine Lampe dicht an das Gesicht des vorgeblich frommen Bruders.

Der Defter-dar verbeugte sich tief vor der Sprecherin und bejahete demüthig.

Ein gellendes, höhnendes Gelächter, das schmerzlich in seine Ohren drang, war die Folge dieser Versicherung; und ehe er sich noch von seinem Eindruck erholt hatte, war der Mantel, der das Weib umhüllte, abgeworfen, die Lampe, die sie hielt, dem Sklaven übergeben, der ihr immer schweigend zur Seite stand, und als sie in die Hände schlug, flogen die Thüren längs der Gallerie auf, einen Lichterglanz erschließend, der den Defter-dar auf einen Augenblick blendete, während ein Mädchentrupp, schön wie der Morgen, gleich einem Zug Sommervögel herbeieilte, und schnell die Marmorstufen in die Halle niedersteigend, durch ein schallendes Gelächter gar bald eine Jubel-Atmosphäre um die Matrone zog.

„Ajaib — wundervoll! Hier ist Einer," rief die welke Alte, welche die Herrin des Schwarmes zu sein schien, halb krächzend, halb schreiend, Einer, der mit dem Rosenkranze und dem Derwischgewande zu uns kommt und glaubt, uns Etwas von seiner Heiligkeit vorreden zu können! Schaut hin, ihr Alle, denn hier sind verrätherische Absichten."

Und als sie zu sprechen aufhörte, gab der Sklave der nächststehenden der jungen Schönen die Lampe, womit sie mit halb spottender, halb neugieriger Gebehrde dem vermeinten Derwisch, wie es die Alte früher gethan, ins Gesicht leuchtete; dann reichte sie dieselbe unter schweigendem Kopfschütteln ihrer Nachbarin.

Nachdem eine Jede ihre Rolle in dieser sonderbaren Pantomime gespielt, und Alle ihre Zweifel an des Fremdlings Echtheit kund gegeben hatten, stand er in der Mitte der Gruppe, unfähig, den Sinn einer Scene zu errathen, wie er sie sicher nie vorher erlebt hatte; und seine Sinne waren durch die ihn umgebende Anmuth so verwirrt, daß keine Sorge um seine persönliche Sicherheit sich in das Erstaunen mischte. Daß der Ruf der Frömmigkeit, in dem Hemdune Hanum bei ihren Nachbarn stand, unverdient war, hatte er bald erkannt; und als er auf die dürre welke Hexe hinsehend, ihrem scharfen, stechenden Blicke begegnete, der ihm sein Geheimniß von der Stirn ablesen zu wollen schien, da drängten sich ihm besorgliche Gedanken und Vermuthungen auf, und er bedauerte, das Abentheuer unternommen zu haben. Doch Reue kam zu spät, er war ganz in ihrer Macht, und er fühlte, daß ein festes Benehmen allein ihn schützen könne.

„Unser heiliger Gast ist müde von der Reise," ließ sich die rauhe Stimme der Alten noch einmal vernehmen, „er hat den ganzen Tag von der heißen Sonne gelitten — doch da ist weder Schmutz noch Staub auf seinen Kleidern; an der Schwelle stehen seine Pantoffeln, doch der Karmoisin ist durchaus nicht verbleicht. Er soll uns etwas auf seinem Büffelhorn blasen, und wir wollen ihn um den Segen seines Gebets ersuchen. Wie nun, Effendim, ist dir der Athem ausgegangen, daß du uns diese Gefälligkeit verweigerst?" Sich zu weigern, war keines Weges des Defter-dar Absicht, obwohl er einen Augenblick zögerte, ehe er daran ging, da er durchaus nicht wußte, was er in dieser neuen Kunst zu leisten vermöchte, und als er endlich das einfache Instrument an die Lippen setzte, blies er so unharmonische Töne, daß es die lachenden Mädchen in krampfhafte Lustigkeit versetzte, und Hemdune Hanum ganz erfreut war, daß ihr gewöhnlicher Scharfblick sie nicht verlassen hatte.

„Gel-gel — kommt, kommt!" rief sie, „wir wollen unsern frommen Gast nicht länger um Bergmusik quälen. Er hat sein Bestes gethan, uns zu amüsiren, und wir sind verpflichtet, ihm seinen guten Willen freundlich zu vergelten. Fe-lech-so, meine Tochter, ich übergebe ihn deiner Fürsorge; zeig' ihm die Wunder unsres Feenpallastes, und pflege ihn sorgfältig, bis er seine Mü-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

digkeit überwunden — dann bin ich wieder bei euch;" und mit nochmaligem teuflischem Gelächter watschelte sie aus dem Saale.

Felech-so blickte den Fremdling eine Weile an, als ränge in ihrem Sinne eine ferne dunkle Erinnerung nach bestimmter Gestaltung; doch gab sie sich nicht lange solchem gefährlichen Nachdenken hin, und im nächsten Moment war sie emsig mit ihren Gefährtinnen beschäftigt, das grobe Kopfzeug des Defter-dar mit einem Turban von hohem Werth und ungewöhnlicher Schönheit zu vertauschen und über sein Serschekkleid einen mit Zobel reich gefütterten Pelz zu werfen. Nachdem dies geschehen, führten sie ihn zu einem Sopha, und legten ihm die schwellenden Polster zurecht, deren Stickerei auf einem Grunde von hellblauer Seide sich prächtig ausnahm; und während die Eine seinen Chibuk von Jasminholz füllte, eine Andere ihm auf den Knien die zierliche Schale Mocca mit Perlen am Rande auf dem kostbaren Untersatz von Golddraht reichte, setzte sich Felech-so auf einen persischen Teppich zu seinen Füßen, und leitete durch ihr reizendes Spiel auf dem Zebek und ihren mächtigen Gesang, die Bewegungen einer Gruppe, die sich in der Mitte des Estrich geordnet hatte, um den Haremtanz aufzuführen.

Der Defter-dar war geblendet, doch nicht blind. Er merkte sogleich, daß Alles dies darauf angelegt war, ihn zu verwirren und seiner Vorsicht zu berauben. Doch er war nicht mehr jung genug, seinen Verstand durch den Zauber eines Augenblicks fesseln zu lassen. Dunkle Augen umblitzten ihn rings, weiße Arme wanden sich anmuthig durch die Luft, und lange schwarze Locken fielen in reicher Fülle auf Schultern, so weiß und zart wie Elfenbein. Der Defter-dar sah Alles und fühlte, wie schön es war; doch, während er um sich blickte, gedachte er dessen, was ihm einst ein Giaur von einer Unterhaltung im fernen Westen erzählt hatte, wo sich Schaaren zusammenfinden, und, unter Pavillons von Karmoisin sitzend, auf die sanfte Musik hinhorchen, reizende Frauen und schöne Männer die Begebenheiten des täglichen Lebens darstellen sehen, und in einem kurzen Abend ein langes, inhaltvolles Leben zusammendrängen. Ganz so betrachtete der Defter-dar die Vorgänge um ihn her. Er fühlte, daß dies ein leerer trügerischer Prunk sei, der bald einer härteren und rauhen Wirklichkeit weichen würde; und als die glänzenden Gestalten, die während des Tanzes an ihm vorbeihüpften, zuletzt sich um ihn gruppirten, als erwarteten sie ein Zeichen seiner Zufriedenheit, dankte er ihnen für die Gefälligkeit mit so fester Stimme wie gewöhnlich.

Der Tanz hatte nicht lange geendet, als Hemdune Hanum in das Zimmer trat, und wie sie über die Schwelle schritt, verneigte sich jeder schöne Kopf tief vor ihr: „Das ist gut," sagte sie, ihren Gast anblickend, „mein Herr hat seine Verkleidung abgelegt und braucht jetzt nur uns seinen Namen und Rang zu nennen, damit wir auf neue Unterhaltungen sinnen, seine Mußestunden auszufüllen."

„Ne bilirim — was kann ich sagen? Du erweisest deinem Sklaven zu viel Güte, Effendim," sagte der Defter-dar ruhig; „daß ich das nicht bin, was ich gern geschienen hätte, ist richtig, und ich will deinen Scharfsinn nicht länger durch den Versuch beleidigen, ihm die Wahrheit zu verbergen. Doch bin ich der nicht, wofür deine Güte mich hält. Deine Aufnahme überstieg so sehr mein armseliges Verdienst, daß ich mich verpflichtet fühle, dir dankbar Alles zu sagen." —

Als der Defter-dar einen Augenblick einhielt, sah er zufällig Felech-so's großes Auge, scharf und, wie es schien, bittend auf ihn geheftet; doch es mochte nur Einbildung sein, daß er in ihrem ernsten Blicke etwas Abmahnendes zu finden glaubte, und er hatte nicht Zeit, sich davon zu überzeugen, da sie ihren Kopf schnell abwandte, als ihre Augen einander begegneten.

„Ich bin ein Kaufmann, Effendim, der aus einem Hafen des schwarzen Meeres nach der schönen Stadt Stambul handelt, und habe jetzt eine Brig mit den Früchten zehnjährigen Fleißes nach der Fremde verladen, bin aber selbst so spärlich versorgt zurückgeblieben, daß es mir ganz unmöglich ist, die für meine Existenz nöthigen täglichen Ausgaben zu bestreiten, bis ein mir befreundeter Kaufmann anlangt, der mir versprochen hat, ein Geschäft von so gewinnbringender Art mit mir zu theilen, daß, wenn er sein Wort hält, mein Glück gemacht ist. Für den Augenblick also ohne Mittel, meine Bedürfnisse zu bezahlen, war ich nicht gesonnen, mich in ein Khan einzuquartiren, und vertauschte bei einem Trödler im Tschartschi meine gewöhnliche Kleidung gegen die Tracht eines Bergderwisch, wohl wissend, daß unter der Gestalt ich mich bald frommer Spenden würde zu erfreuen haben. Als ich nun unter einem der großen Thorwege der Stadt dastand, unschlüssig, nach welchem Viertel ich meine Schritte zuerst wenden sollte, da hörte ich von der heiligen, barmherzigen Hemdune Hanum, und ich entschied mich sogleich. Ich habe jetzt selbst mich als Betrüger angegeben, und wenn

du mich fortweisest, werde ich mich ohne Murren deinem gerechten Ausspruch unterwerfen."

Als er zu sprechen aufhörte, blickte der Defterdar auf Felechso, und jetzt konnte er nicht mehr zweifeln. Ein Ausdruck unaussprechlicher Erleichterung war über ihre Züge gegossen; doch sie saß, das Gesicht geringschätzig zur Seite gewandt, und die Hände auf der Brust gefaltet, als nähme sie keinen Antheil an der Erzählung des Fremden.

„Und du bist wirklich zu arm, um in ein öffentliches Caravanserai einzukehren?" sagte Hemdune Hanum fragend.

„Wie du sagst," war die kurze Antwort.

„Ziehst du uns nicht vielmehr mit neuen Lügen auf," fragte die Alte zornig, „da du uns mit einem Mährchen von deiner Armuth unterhältst, während an deinem Finger ein Diamant glänzt, der fast eine Provinz aufwiegt! Ey vah! wir lassen uns nicht zwei Mal täuschen."

Im ersten Augenblick antwortete der Defterdar nicht, — im zweiten verließ ihn seine sonst rasche Besinnung, und das Blut stieg ihm in Strömen zu Kopfe, als er dastand, einer Unvorsichtigkeit überführt, die, so viel er wußte, ihm vielleicht das Leben kosten konnte.

Daß der alte Satan, der den stechenden Blick auf ihn geheftet da saß, und sich an seiner Verwirrung weidete, ihn würde ziehen lassen, nachdem sie ihm, in welcher verborgenen Absicht es auch geschehen sein mochte, die Heimlichkeiten ihres Haushalts bloßgestellt hatte, war er keinen Augenblick schwach genug zu glauben; und daß sie sich nicht bedenken würde, eines so wenig versprechenden Gastes auf die wirksamste Weise sich zu entledigen, war er gleichfalls versichert. In dieser Noth beschloß er, noch einen Versuch zu machen, ehe er sich willenlos einem Schicksal ergäbe, das zu errathen nicht schwer war.

„Welche Blume könnte sich der Sonne entziehen, welcher Sandhügel der Woge widerstehen," rief er wie in Verwunderung über den Scharfblick seiner Wirthin. Suche ich nicht umsonst auch nur einen Theil meines Geheimnisses vor Hemdune Hanum zu verbergen, der es beschieden ist, Alles zu wissen? Dieser Ring, Effendim" — und einer Bewegung der Alten entsprechend, zog er ihn vom Finger, und legte ihn ihr in die Hand; er dachte mit Schmerz daran, daß dieser Ring ihm einst war vom Sultan in den Tagen seiner Begünstigung am Hofe geschenkt worden, und er jetzt wahrscheinlich auf immer für ihn verloren sei! — „dieser Ring ist ein Theil des Geheimnisses. Betrachte ihn genau und sag' mir dann, ob es nicht ein Stein von außerordentlicher Schönheit ist."

Die Alte gehorchte alsbald; sie brachte das kostbare Juwel an ihren eigenen knochigen Finger, prüfte es am Lichte, und als sie sich versichert, daß es ohne Fleck und Tadel sei, und daß, wie sie es hin und her bewegte, es in tausend Regenbogenfarben blitzte, zog sie sich damit in eine ferne Ecke des Saales, und bewunderte dort, wo es vor dem Kerzenglanz geschützt war, die Funken, die es bei jeder Bewegung in die Dunkelheit aussprühte.

„Das ist ein seltener Stein," sagte sie freundlicher, als sie bisher gesprochen, indem sie wieder zu dem Defterdar zurückkehrte; „der Sultan selbst hat keinen schönern. Ich möchte gern seine Geschichte hören, ehe ich ihn dir zurückstelle."

„Das sollst du nicht, Effendim," erwiederte der schlaue Gast, „wenn dir sein Besitz Freude macht — nein, biete mir keine Belohnung dafür, ich bitte dich," setzte er schleunig hinzu, da seine Wirthin sprechen wollte; „nimm die Kleinigkeit, und ich will dir Alles sagen. Ich habe bereits gemeldet, daß ich in Stambul einen Kaufmann von meiner Bekanntschaft erwarte; doch ich berichtete dir falsch, da ich Armuth als den Grund meiner Verkleidung vorschützte. Ich vertraue dir jetzt ein Geheimniß, an dem mein Leben hängt, doch du wirst mich nicht verrathen, und in kurzer Zeit kann ich dir hundertfach alle Gefälligkeit vergelten, die du an mich verschwendet. Effendim, das Ding an deinem Finger ist eine wahre Lumperei — das Juwel ist nachgemacht — ich kam in die Stadt mit viel dergleichen zum Verkaufe, und habe sie alle um schwere Summen losgeschlagen, diesen ausgenommen, den ich in einem schwachen Anfall von Empfindsamkeit behalten habe, weil er mir von meinem Freunde geschenkt worden war, ehe er mich an seinem gefährlichen Handel Theil nehmen ließ. Viele von den Steinen, mit denen ich nach Stambul kam, haben ihren Weg nach dem Schatz des Padischah * genommen, andere befinden sich in den Harems unserer mächtigsten Paschas, während einige der schlechtesten noch in dem Augenblick der Stolz und das Wunder des Bezenstein sind. Würde mein Geheimniß entdeckt, so wäre ich dem Strick verfallen. Doch, mittlerweile, so lange ich unverrathen bleibe, präge ich Piaster schneller als der Taraf-hane ** selbst."

Tiefe Gedanken lagerten wie eine Wolke auf der rauhen Stirn der Hemdune Hanum, und sie erwiederte zuerst Nichts auf die Mittheilung

* Großherr. ** Aufseher der Münze.

Meyerbeer.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihres Gastes. Doch nach einer Weile blickte sie auf und sagte ängstlich: „Verstehe ich recht, daß du kein anderes Juwel der Art mehr besitzest?"

„Für den Augenblick keines," antwortete schnell der Gast; „doch mein Freund und Herr Mechmed Cadire Ishmael, der sie selbst fabrizirt, kommt spätestens morgen Abend in die Stadt; und wenn es ihm erlaubt wird, die freundlichen Blicke zu theilen, die seit Sonnenuntergang mein Dasein erhellen, so flehe ich dafür, daß er, die Schuld der Gastfreundschaft abzutragen, bereitwillig Hanum Effendi ein Dutzend Steine sich auswählen läßt, ehe er sie in Bezenstein öffentlich zum Verkauf ausbietet, als ein Andenken ihres eigenen Mitleids und unserer Dankbarkeit."

„Doch er wird nicht wissen, wo du zu finden bist," warf ihm Hanum ein.

„Ohne Zweifel; wenn ich ihn nicht selbst aufsuche und hierher führe, spürt er mir vergebens nach," erwiederte der Defter-dar; „denn er versieht sich dessen kaum, seinen Cameraden Ibrahim im Palaste der Frau eines Pascha zu finden."

„Du kannst den guten Kaufmann meinem treuen Sklaven Emin beschreiben," sagte die Alte, „und ein Paar Worte zum Gruß als Einladung schreiben, die ihm als Wahrzeichen bei deinem Freunde gelten."

„Wohlgesprochen, Effendim," war die schnelle Antwort, „doch ich kenne weder die Farbe seines Kleides noch seines Turbans. Mehmed ist aus der Wüste und verläßt die Karavane nur, um nach der goldnen Stadt überzusetzen. Es gibt viele seines Namens im Bezenstein, und dein Sklave könnte ihn verfehlen, bis er seine schönste Waare an die Diamantenhändler vergeben hat und ihm keine Steine mehr bleiben, sie der Hanum Effendi oder ihren Damen anzubieten."

„Es ist wahr," sagte die Alte, nach einer neuen gedankenvollen Pause; „ich wollte dich als Unterpfand behalten, bis er käme, doch das Juwel, das du bei mir lassest, bürgt mir für deine Treue. Du wirst also morgen mit Tagesanbruch ausgehen und um Sonnenuntergang erwarte ich dich in Begleitung deines Freundes zurück. Es wird mich freuen, seine Waare zu sehen und ihn von seiner Reise in der Wüste erzählen zu hören." Darauf schlug sie in die Hände, und ein Sklave, in ein flatterndes Gewand von Carmoisin und Gold gekleidet, gehorchte schleunig dem Signal, und warf sich vor ihr zur Erde nieder.

„Saduk," sagte sie mit eigenthümlicher Betonung, „führe Ibrahim Effendi, meinen geehrten Gast, in ein Zimmer, nahe dem vordersten Saale. Mit Tagesanbruch zieht er ab — halte ihn nicht auf — du kennst jetzt meinen Willen."

„Vernehmen heißt gehorchen," war die kurze Erwiederung; doch konnte der Sklave, als er den Defter-dar ansah, das Erstaunen nicht ganz verbergen, welches die Worte seiner Herrin in ihm geweckt hatten.

In kurzer Zeit war Alles still im geheimnißvollen Hause. Der Defter-dar fand sich zu seiner großen Freude in einem kleinen Zimmer untergebracht, das dicht neben dem Thore lag, durch welches man eintrat, und nachdem er das Gemach genau untersucht und sich überzeugt hatte, daß man von keiner andern Seite her eindringen könne, warf er sich auf das Bett, um über die Ereignisse des Abends nachzudenken. Daß er noch immer in bedeutender Gefahr sei, war ihm vollkommen bewußt; denn er begriff sogleich, daß er nur der Habgier seiner Wirthin die fragliche Aussicht auf Flucht, die sich ihm jetzt darbot, verdanke. Er hatte ihr funkelndes Auge bemerkt, als sie zuerst das Juwel entdeckte, hatte ihren innern Kampf beobachtet, ehe sie in Hoffnung auf größeren Gewinn sich bewegen ließ, sein Fortgehen zu erlauben: und jetzt mochte sie es vielleicht schon bereuen! Als dieser letzte Gedanke ihm durch den Sinn fuhr, ward er unruhig, voll Angst und unbestimmter Furcht; bisweilen glaubte er durch die tiefe Stille verstohlene Fußtritte und ein Rascheln des Vorhanges zu vernehmen. So vergingen Stunden — Stunden, die seiner aufgeregten Phantasie kein Ende nehmen zu wollen schienen: da gewahrte er plötzlich, daß seine Einbildung ihn nicht mehr täusche; denn es war ihm Jemand zur Seite, dessen tiefer, schneller Athem ihm heiß und stürmisch an die Stirn schlug.

Der Defter-dar sprang augenblicklich in eine sitzende Stellung auf, und würde gesprochen haben, doch eine kleine, zarte Hand ward ihm fest auf den Mund gedrückt, und Felech-so's Stimme flüsterte ihm in's Ohr: „Khosh buldük! — gut gefunden! Sei still — sei ruhig — oder du bist verloren — Hassan ist verloren — und ich selbst könnte ein Opfer deiner Unvorsichtigkeit werden. Wir haben keine Zeit zu verlieren – darum höre mir aufmerksam zu. Hassan ist hier in einem ekelhaften Gefängniß, mit Ketten belastet; dort läßt man ihn so lange leben, bis sein Freund, der Defter-dar, an den er mehrmals um große Summen schreiben mußte, seinen fernern Beistand verweigert. Sobald der Sklave, der seine Briefe hinträgt, zum ersten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mal mit leerer Hand zurückkommt, so machen Saduk und sein Kamrad alsbald seinen Leiden mit dem Strick ein Ende: und ich brauche es dir nicht zu sagen, Effendim, das Grab verräth kein Geheimniß. Er ist Einer der Vielen, die ihre schöne Jugend nicht hundert Fuß weit unter dem Platze, auf dem ich jetzt stehe, traurig verbringen. Drei Mal habe ich Hassan's Leben gerettet, da er diese Briefe an seinen Freund zu schreiben sich weigerte, und seine Stunden gezählt waren. Verruchte Goldgier ist der Beweggrund der elenden Besitzerin des gottlosen Hauses. Uns, ihre Sklaven, Creaturen, die sie um Geld gekauft und in ihren Lastern erzogen hat, uns hat man gelehrt, unsre armselige Schönheit als Mittel zu gebrauchen, die Jungen und Reichen in ihr Haus zu locken; und hier werden sie gezwungen, in Verzweiflung ihr Leben hinzuschleppen, so lange ihre Bitten um Gold von ihren Freunden erhört werden. Doch Hassan! Hassan! Kannst du ihn nicht retten von seinem lebendigen Tode? Ich habe über sein Leben gewacht, als hinge an seiner Dauer das meine, denn ich habe ihn in seinem Elend lieben gelernt. Ich war es, die ihn hergelockt hat; doch jetzt, jetzt" — fuhr sie fort, und Schmerz erstickte ihre Stimme, „jetzt wollte ich froh mein angefaultes, unseliges Leben hingeben, ihn wieder frei zu wissen."

„Tschapuk, tschapuk — schnell, schnell, laß mich Alles wissen," drängte der Defterdar.

„Ich zitterte für dich vor einigen Stunden," fuhr Felech-so fort, bemüht, ihren Kummer zu bemeistern; „ich weiß nicht, wie es kam, doch seit dem ersten Augenblick deines Eintretens regte sich eine unerklärliche Hoffnung in meinem Herzen, du seiest bestimmt, Hassan zu retten, und ich zitterte, deine eigene Erzählung könnte dich vernichten. Doch du hast klug gehandelt, und für den Augenblick bist du gerettet. Denke nicht, daß ich dein Mährchen von den falschen Diamanten glaube; hoffe nicht, daß Hemdune Hanum, wenn in ihrer einsamen Kammer ihr satanischer Geiz der Furcht vor Verrath und Entdeckung weicht, nicht sollte zur Ueberzeugung gelangen, daß es leere Erdichtung sei, und dir nicht um deiner verdächtigen Absichten wegen allen Verrath unmöglich machen sollte. Erwarte nicht die Dämmerung, oder du siehst nie wieder die Sonne aufgehn. Ich habe Saduks Scherbet mit Opium versetzt; er sollte das Thor bewachen, doch eben jetzt schläft er so tief wie im Grabe. Nimm den Schlüssel aus seinem Gürtel und entflieh, — komm bald zurück, doch nicht ohne bewaffnete Hülfe. Fort! Ich darf keinen Augenblick länger weilen. — Leb' wohl und denk' an Felech-so."

Als diese Worte ihren Lippen entflohen waren, fühlte der Defterdar, daß sie nicht mehr an seiner Seite stand, und kurz darauf überzeugte ihn ein kalter Luftstrom, der aus einer verborgenen Oeffnung in der Wand in sein Zimmer eindrang, daß sie dasselbe verlassen hatte.

Keine Zeit war zu verlieren; schnell griff er nach Turban und Pelz, die neben seinem Bette lagen, und schritt schweigend in die Halle. Eine verlöschende Lampe goß ein trübes, ungewisses Licht auf die Gegenstände umher, ließ ihn jedoch sogleich Saduks Gestalt in tiefem Schlafe auf eine Matte hingestreckt, erkennen. Einen Augenblick, aber nur Einen, zauderte der Defterdar. Sollte der nächtliche Besuch mit zu dem Plane gehören, ihn zu einer verdächtigen Handlung zu verleiten, um einen genügenden Vorwand zu gewaltthätigem Verfahren an die Hand zu geben? — doch sogleich kam ihm der Gedanke, daß, wenn man wirklich Gewalt im Schilde führte, es von seiner Seite keines Vergehens bedürfte, um sie gegen ihn brauchen zu dürfen — und hatte nicht Felech-so ihm erzählt, daß Hassan in Elend, Leiden und Ketten — noch lebe? Der Defterdar verachtete sich, daß er auch nur einen Augenblick der Stimme der Feigheit Gehör gegeben hätte, und sich über Saduk beugend, um sich zu überzeugen, daß sein Schlaf nicht verstellt sei, faßte er den großen Schlüssel, der in den Falten des Shawls, der seinen Leib umschlang, versteckt war, und befand sich kurz darauf im hellen Mondschein auf offener Straße.

Der Defterdar hielt sich nicht auf, die schönen Licht- und Schatten-Effekte zu bewundern, die ihm auf seinem Wege aufstießen; sondern hastig verfolgte er die Richtung nach seiner eigenen Wohnung, von der er schon seit Monaten abwesend zu sein glaubte; solchen Eindruck hatten die schnellen außerordentlichen Erlebnisse des Abends auf ihn gemacht.

Der Morgen begann eben über die asiatischen Hügel hereinzubrechen, als er sein eigenes Thor erreichte und laut um Einlaß klopfte: und mehr als einmal hatte er sein gewohntes Zimmer durchschritten, und den reichen Pelz und den kostbaren Kachemir, aus dem sein Turban bestand, genau untersucht, ehe er sich völlig überzeugen konnte, daß er nicht aus einem schrecklichen Traume erwacht sei. Als seine Gedanken sich aus dem Chaos der Erinnerungen, in das sie versenkt waren, allmählig wieder sammelten, freute sich der Defterdar, daß er diese Beweise seiner Ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schichte behalten hatte; denn je mehr er über das nächtliche Abenteuer nachsann, desto mehr fühlte er, wie Vieles für unwahrscheinlich und mährchenhaft gelten könnte; und wohl wissend, daß schleunige und kräftige Maaßregeln dringend Noth thaten, um Hassans Leben zu retten, sah er nur Einen Ausweg offen und konnte, wie schmerzvoll und erniedrigend er auch war, doch auf keinem anderen Wege glücklichen Erfolg erwarten.

Nie seit seiner Dienstentlassung hatte der Hofmann die Nähe des Sultan gesucht; er fühlte, daß ihn ein neuer Günstling verdrängt hatte, und er hatte zu viel Selbstachtung, sich zu beschweren, wo er wußte, daß keine Beschwerde ihm Etwas helfen würde. Und jetzt, nachdem Jahre vergangen waren, sein Name vielleicht von Murad vergessen war, sollte er an den Fuß des Thrones hintreten, als Bittender — als Mitspieler in einem wilden, verdächtigen Drama — als verrückter, tollkühner Abenteurer.

Der Entschluß des Defter-dar schwankte keinen Augenblick, doch sein Stolz widerstrebte, und auf dem Wege nach der hohen Pforte, wo er eine Audienz vom Sultan erbitten wollte, hatte er Mühe, ihn zu unterdrücken. Es traf sich gut für ihn, daß er zu glücklicher Stunde kam; denn der Hof-Sternseher hatte verkündet, daß jedes Beginnen seines königlichen Herrn während dieses günstigen Mondes zu seines Herzens Zufriedenheit ausschlagen würde; und da sich bisher dem hochgesinnten Herrscher Nichts als Langeweile dargeboten hatte, so war er gleich bereit, den abgedankten Hofmann zu empfangen und seiner Bitte, was sie auch betreffen möge, ein gnädiges Ohr zu leihen.

Doch hatte Sultan Murad, als er diese Audienz bewilligte, nicht erwartet, mit einer so wilden, fremdartigen Geschichte, wie die des Ex-Schatzmeisters, belohnt zu werden; und er hatte sie kaum bis zu Ende gehört, als er ernst ausrief: — „Be hey — was ist das? Wie, es übersteigt unsre schwärmerischsten Hoffnungen! In unsrer guten Stadt sind noch Abenteuer zu finden! Warum hast du dich so lange von unsrer Nähe zurückgezogen, mein lieber Ex-Schatzmeister? Wir haben immer den Mann geachtet, wenn wir auch den Minister entlassen haben. Und du willst in das Bereich dieser jungen Huri, sprachst du nicht so? und dein Freund wird auf deine Fürsprache auch zugelassen?“

„Licht der Welt,“ erwiederte der Defter-dar, der noch immer hingestreckt vor dem Sultan lag; „ich ward zu dem Versprechen gezwungen, um mein Leben zu retten. Ich nun, meinerseits bin entschlossen, mein Wort zu halten, und um deine hohe Zustimmung und deinen Beistand zu erflehen, liege ich hier im Staube — doch die Geschichte ist aus; das Ende des Abenteuers muß durch Gewalt herbeigeführt werden, denn keiner würde es wagen, mit mir die Gefahr einer weiter fortgeführten Täuschung zu theilen.“

„Bakalum — wir werden sehen. Du vergißt, mit wem du sprichst,“ sagte Murad in Aufregung; „du sollst doch noch deine Rolle bis zu Ende spielen, du bist weiter Ibrahim Effendi, und ich werde den Mechmed Cadire Ishmael vorstellen, der die Diamanten fabrizirt! Maschallah, es ist ein gutes Gewerbe, und verdiente es wohl, gelernt zu werden! Wir würden unsern Palast mit Goldstaub pflastern, wenn wir uns zum Herrn des Geheimnisses machen könnten! Und nun tritt ab, Effendim; wir haben letztlich einige Ausfälle im öffentlichen Schatz gehabt, und du bringst uns ein so unvorhergesehenes, willkommnes Geheimniß, daß wir dir einen augenblicklichen Beweis unserer Dankbarkeit schuldig sind. Entferne dich also, Defter-dar, und komme gegen Sonnenuntergang wieder; wir werden dich da erwarten; sei bereit, unsre Fahrt mitzumachen.“

Der Defter-dar, auf einmal wieder in der Gunst des Sultan gestiegen und in seine lang verlorenen Würden wieder eingesetzt, küßte den Saum des heiligen Gewandes, und entfernte sich aus dem Palaste, über sein unerwartetes Glück nachzudenken. Nefzi Sabah war die erste, der er es vertraute; doch allmählig verbreitete sich die frohe Nachricht durch das Haus, von da zu den Leuten draußen, und lange bevor die sinkende Sonne ihn an die Stunde erinnerte, in der er noch einmal sich zur Verfolgung des Abenteuers aufmachen sollte, das ihn bereits so hoch beglückt hatte, war sein Vorzimmer mit längst verschwundenen Freunden gefüllt, die Alle plötzlich Theilnahme und ernstliche Sorge um seine gesellschaftliche und leibliche Wohlfahrt ergriffen hatte.

Bei seiner Ankunft im Palast ward der Defter-dar sogleich mit vieler Höflichkeit in eines der innern Gemächer gewiesen, das er kaum betreten hatte, als er eine Person bemerkte, die ganz in der gewöhnlichen Tracht eines Kaufmanns gekleidet, auf ihn zukam; und er hatte eben nur Zeit, seine Stirn zur Erde zu verneigen, als der Sultan heiter ausrief: — „Steh auf, mein Bruder Ibrahim; in diesem groben, etwas unziemlichen Gewande habe ich auf einige Zeit den Padischah ausgezogen. Jetzt müssen wir uns auf den Weg

begeben, und während wir die Stadt durchwandern, kann ich dich mit den Anordnungen bekannt machen, die ich, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern, getroffen habe. An deine Arbeit also, Ibrahim! Die Sonne wird in Kurzem untergehen, und du hast versprochen, vor einbrechender Nacht in die gastliche Behausung der Hemdune Hanum zurückzukommen."

Murads Wort war Gesetz; und der Gott des Tages hatte kaum sein Goldhaar in die blauen Fluthen des Bosporus getaucht, als die beiden verstellten Kaufleute an das Thor von Hassans Gefängniß klopften.

Sie wurden offenbar nicht erwartet; denn bei seinem vorigen Besuche war der Defter-dar eine Zeit lang am Thore aufgehalten worden, ehe dieses vorsichtig geöffnet ward; doch beim Anblick des wohlbekannten Gesichtes des Kaufmann Ibrahim hieß der Sklave schnell sie eintreten, und schloß ebenso schnell hinter ihnen das Thor. Er begrüßte sie mit höflichen Worten, deren Ton jedoch dem Sultan und seinem Gefährten etwas Finsteres und Drohendes zu enthalten schien; doch ohne Zaudern folgten sie seinem Geheiß und blieben zusammen allein in der Halle, während er sich beeilte, seine Herrin von ihrer Ankunft zu unterrichten.

Waren sie auf der Straße aufgehalten worden, so hatten sie über Verzug von Seiten der Alten keine Klage zu führen. Nur wenige Sekunden waren vergangen, als sie schon in der Ferne das Klappern eiliger Pantoffeln vernahmen; und als die Alte aus der langen Gallerie heraustrat, und neben ihnen stand, verneigten sich die beiden Kaufleute tief vor ihr.

„Khosch geldin! — Ihr seid willkommen!" rief sie schnell.

„Khosch bulduk! — Wohl gefunden!" antworteten die Besucher zugleich, indem sie das Salam aleikum erwiederten.

„Wie, das ist schön, mein Sohn Ibrahim," sagte sie mit einem Lächeln, dessen Bitterkeit sie nicht ganz verbergen konnte; „nachdem du den Ausreißer in so unzierlicher Weise gespielt hast, daß wir an deine Treue und Ehrlichkeit zugleich zweifeln mußten, kommst du, deinem Versprechen gemäß, zurück, da wir schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, dich wieder als Gast zu empfangen. Und dies also ist der ehrenwerthe Kaufmann, dein Freund Mehmed Cadire Ishmael? Er ist in meinem Hause willkommen, um so mehr, da er in deiner Begleitung ist. Doch kommt, kommt" setzte sie etwas ungeduldig hinzu, „die Halle ist kühl, und wir verschwenden Zeit."

Als sie darauf langsam vor ihnen herging, von einem Sklaven gefolgt, der eine Lampe trug, murmelte sie mit leiser Stimme, die jedoch ganz hörbar das Ohr des Sultan erreichte, der dicht hinter ihr war: „Und ich soll mir ein Dutzend Steine aussuchen — ein Dutzend! arme Narren, arme Narren — sind sie nicht alle mein — alle?" und ein satanisches Lächeln und die geballte dünne, knochige Hand ergänzten den Inhalt ihrer Rede.

„Doch erzählt mir, Effendim, erzählt mir," sagte sie einen Augenblick darauf — „zu dir spreche ich, mein Freund Ibrahim, und der edle Kaufmann, dein Genosse wird verzeihen, daß ich ihn für eine Weile vernachlässige — erzähle mir, ich bitte dich, warum du letzte Nacht aus meiner Wohnung entfloheſt, wie Einer, der Uebles befürchtet? Beleidigte oder ärgerte dich Jemand? Gab dir irgend ein wilder Verdacht oder eine schwache Unruhe die Flucht ein? Erzähle mir aufrichtig, denn ich hasse Heimlichkeiten."

„Sicherlich scherzt Hanum Effendi mit ihrem Sklaven," war die Antwort des Defter-dar; „die Ursache ist zu einfach, um langen Suchens zu bedürfen. Ich hatte einen bösen Traum, der mich etwas verwirrte, und, um seine Eindrücke los zu werden, ging ich aus meinem Gemach in die Halle, wo ich etwas freier athmen konnte. Dort ward ich von dem Anblick des fahrlässigen Saduk festgehalten; ich wußte, daß er das Thor hüten sollte, und dachte daran, daß die Sicherheit der Hemdune Hanum und ihres ganzen Hauses von der Wachsamkeit ihres schnarchenden Sklaven abhing. Wecken mochte ich ihn nicht, denn mir fiel ein, daß ich ihm eine Lektion geben könnte, die mehr als alle Vorwürfe geeignet wäre, ihn zu bessern; deshalb beschloß ich, selbst mit einiger Verletzung des Anstandes, ohne seine Hülfe abzuziehen, um ihm zu zeigen, daß seine Trägheit unter andern Umständen ein Unglück verursachen könnte. Wenn ich Unrecht that, wird Hanum Effendi mir verzeihen; denn ein Sklave, der schläft, wenn er wachen soll, was ist er? haivan der — eine Bestie ist er!"

„Das war schlau," sagte die Alte, „eine That, ganz nach meinem eigenen Herzen. Ich selbst habe das Werk zu Ende geführt, das du so brav begonnen hast, und fürder ist nicht mehr zu befürchten, daß Saduk wieder auf seinem Posten schlafen wird."

Bei diesen Worten war die Gesellschaft aus dem dunklen Gang, den sie langsam durchschritten hatte, hervorgetreten und befand sich in einem prächtigen Saal, der glänzend erleuchtet und von einem halben Dutzend junger Schönen eingenom-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

men war, unter denen der Defter-dar sogleich Felech-so wiedererkannte. Doch ehe er die fröhliche Schaar begrüßte, warf er einen eiligen Blick auf die Alte, und bemerkte mit Freuden, daß jede Spur von Verdacht aus ihrem häßlichen Gesichte verschwunden war.

Die Gäste ließen sich bald auf dem kostbaren Divan zur Seite ihrer Wirthin nieder, und wurden mit Chibuk und Kaffee von den schönen Händen ihrer aufwartenden Mädchen bedient; darauf aber war die Ungeduld der Hemdune Hanum nicht mehr zu zähmen, und sie äußerte plötzlich den Wunsch, der Kaufmann Mechmed Cadire Ishmael möchte seine Diamanten auslegen.

Der Sultan verneigte sich tief und steckte seine Hand in die Falten seines Gürtels, brachte sie aber sogleich wieder heraus, und preßte sie mit dem Ausdrucke heftigen Schmerzes auf die Stirn. „Luft, Luft!" schrie er krampfhaft; „Ibrahim, Luft, oder ich falle in Ohnmacht!"

„Geschwind, geschwind!" lärmte dagegen die Wirthin; „sehe Einer, daß die Gitter fest sind, und öffne das Fenster; seht ihr nicht, wie der Effendi nach Athem ringt."

Felech-so war die erste, dem Befehle zu gehorchen; sie sprang mit Blitzesschnelle auf den Divan, öffnete das Fenster, so weit als möglich; und als der laue Abendwind sanft ins Zimmer blies, kam der Kaufmann langsam wieder zu sich. Eine Schale mit Wasser, die ihm eine der Frauen reichte, stellte ihn vollends her, und er verlor keine Zeit, die Neugier seiner Wirthin zu befriedigen.

Die Freude der Hemdune Hanum grenzte fast an Wahnsinn, als ihr Gast vor ihr einige der kostbarsten Juwelen des großherrlichen Schatzes ausbreitete. Ihre abgezehrten Finger öffneten und schlossen sich, als packte sie sie bereits im Geiste, und ihr scharfes Auge überflog sie, als fürchtete sie ihr plötzliches Verschwinden und wollte sie mit den Blicken festhalten.

„Gulu,* — Zembrat,** — Maitap,† Felech-so," rief sie, an die Personen sich wendend, auf die ihr Blick zufällig traf; „wir haben heut Abend einen kostbaren Fang gemacht! Ein Lösegeld für einen Kaiser! Und nun wollen wir keine Zeit mehr mit diesen einfältigen Tölpeln verschwenden, die ihren Hals für den Strick hergetragen haben," und sie wollte eben in die Hände schlagen, um Einige von draußen hereinzurufen, als der Defter-dar sie kräftig beim Arm ergriff. „Narren, Wahnsinnige!" rief sie, „schließt das Fenster, wenn ihr nicht die Kavashlir* hier haben wollt, und ruft Memisch und Ferhat her; sollen wir uns durch die ohnmächtige Gewalt zweier Wahnwitzigen in Furcht setzen lassen?"

Eines der Mädchen sprang an das Fenster, doch sie ward von Felech-so zurückgehalten, die sich sogleich neben sie gestellt hatte; die übrigen wurden vom Sultan gehindert, nach der Thür zu dringen, der, als er ihnen in den Weg trat, ein Pistol aus dem Gürtel zog und es durch das offene Fenster abfeuerte. Der Schuß ward mit einem gellenden Schrei vom Minaret einer benachbarten Moschee erwiedert; und der Sultan hatte kaum den Händen der satanischen Alten einen Dolch entwunden, mit dem sie nach ihm gezielt hatte, als das Zimmer sich mit Bewaffneten füllte. Dicht und schnell drangen sie an allen Seiten des Hauses durch die zerschmetterten Fenster herein; und als sie einander durch die verschlungenen Gänge folgten, tönte ihr Waffengeklirr und ihr gellendes Rufen schauerlich durch die schweigende Nacht.

Der Saal, in dem der Sultan sich befand, bot einen eigenthümlichen Anblick, als die Janitscharen vor ihm niederfielen. Auf dem reichen persischen Teppich lagen die kostbaren Juwelen verstreut, die in dem Kampfe des Defter-dar mit der Alten waren herumgeworfen worden; in der Mitte des Estrichs stand der Sultan, mit finsterer Stirn und glänzendem, Schrecken verheißenden Auge. In einer Ecke des Gemachs hatte sich eine Gruppe lieblicher Mädchen zusammengedrängt, reich gekleidet und bleich vor Furcht; während auf dem Sopha von Gold und Azur die anmuthige Gestalt Felech-so's lag, einen runden, weißen Arm über die Kante des Divan hängen lassend, und aus dem Busen einen dünnen Blutstrahl auf den Boden ausströmend.

Der Signalschuß des Sultan war in Eile abgefeuert worden, und die Kugel hatte dem Leben der schönen und edlen Felech-so ein Ende gemacht.

Meine Erzählung ist bald aus. Die elende Hemdune Hanum ward von zweien ihrer eigenen Sklaven, welche die Janitscharen gefangen hatten, aufgeknüpft. Kalt und streng fragte Murad, als sie zitternd vor ihn gebracht wurden, einen Jeden nach seinem Namen, und dann Memisch und Ferhat aus ihrer Zahl heraushebend, denen die Ehre zugedacht war, seinem eigenen Leben ein Ende zu machen, ließ er durch sie sein Urtheil ruhig an der Alten vollstrecken. Diese gab keinen Laut von sich — versuchte keine Bitte,

* Rose. ** Smaragd. † Mondschein.

* städtische Polizei.

sondern ergab sich mit einer, ihres gottlosen Lebens würdigen Gleichgültigkeit in ihr Schicksal; und nachdem ihr zuckender Leichnam von den Henkern war abgenommen worden, befahl der Sultan, ihn nach Hassan's Gefängniß zu führen.

Felech-so's Bericht an den Defter-dar war bis in's Einzelne genau. Die Gewölbe unter dem Hause waren in Kerker verwandelt, in denen der Sultan unter Moder, Schmutz, Elend, mit Ketten beladen, vor Hunger ausgemergelt, nicht allein Hassan, sondern noch eine Anzahl anderer Schlachtopfer fand, sämmtlich jung, reich und von hohem Stande, von denen Viele seit Jahren ihrer Familie verloren gegangen waren.

Das Entzücken der armen Gefangenen, als sie ihre Befreier erkannten, kann man sich denken. Hassan fiel dem Defter-dar um den Hals und weinte; und als seine Ketten abgestreift waren, mischte er in seine Dankesergießungen auch eine Frage nach Felech-so, und seine Thränen flossen nur um so reicher, als er hörte, daß sie im Dienste ihrer Liebe umgekommen sei.

Ueber das Schicksal ihrer Gefährtinnen haben wir keine Nachrichten; doch da sie als Frauen des Ostens in die Acht der Gesetze kamen, kann man es sich leicht vorstellen. So viel ist gewiß, daß in vielen Staatsdocumenten aus späterer Zeit eines gewissen Hassan Pascha gedacht wird, der während des letzten Theils der Regierung Sultan Murads des Zweiten einen hohen Posten bekleidete. *

* Europäische Leser werden diese Erzählung für unwahrscheinlich und mährchenhaft halten; doch ist sie durchaus wahr, da sie aus den Archiven des türkischen Reichs gezogen und von Peruffe Hanum, Geheimschreiberin der Sultanin Azme, aufgesetzt worden ist, um mir während meines Aufenthalts in Constantinopel im Jahre 1836 mitgetheilt zu werden. Murad, oder wie man ihn in England nennt, Amurath II. war ein Fürst von großem persönlichen Muth, der Abenteuer liebte. A. d. V.

Die Kindbettwärterin.

von

Leigh Hunt.

Die Kindbettwärterin — wir wollen das ganze Geschlecht in Bausch und Bogen nehmen — ist eine im mittlern Alter stehende, mütterliche Art von einem plauderhaften und vertuschenden, schmeichlerischen und befehlshaberischen, etwas- und nichtsverstehenden, nicht besonders delikaten, behaglichen und unbehaglichen, auch etwas abgeschmackten blinzelnden Individuum, zwischen Schlafen und Wachen, dessen Geschäft — unter Mitwirkung der Vorsehung und des Doctors — darin besteht, daß ein Kind nicht mit zu geringem Aufwand von Mühe in die Welt eingeführt und während des ersten Monats seiner Existenz nicht gar zu verständig behandelt wird. Ihrem System zufolge bestehen alle erwachsene Personen (ihre eigene Familie ausgenommen) aus Frauen, die in's Kindbett kommen, und aus Ehemännern, deren Pflicht es ist, ein ganz außerordentliches Interesse an diesem hochwichtigen Ereignisse an den Tag zu legen, und die ganze herankeimende Generation sind Kinder mit tressenbesetzten Spitzenhäubchen, nicht fünf Wochen alt, mit unaufhörlichem Durst, schreienden Gesichtern, — Hintern, die zum Draufschlagen einladen, und rothen, spitzigen Händchen mit Andeutungen von Nägeln. Sie allein in der Welt versteht es, Kraftsuppen zu machen. Sie schnupft, so daß man es sehen soll, trinkt ihren Branntwein mit gutem Bedacht, Thee unaufhörlich, nimmt einen Rath mit Unwillen auf, macht ein Schläfchen, so oft sie dazu kommen kann, erkältet sich, wenn die Thüre knarrt, und führt sich den Rest dessen zu Gemüthe, was ihre Gebieterin zu essen und zu trinken übriggelassen hat, vorausgesetzt, daß es etwas ist, das sie sonst liebt. Doch hält sie mehr auf das Trinken, als auf das Essen. Sie kann sich nicht, wie die Hausmagd, gute Bissen auf die Seite schieben, obschon es ihr höchstens die Wäscherin verargt, wenn sie sie über einer „Tasse Thee" oder einem andern „den Magen erwärmenden" Getränke antrifft. Ist sie mager, so ist sie gewöhnlich steif und gerade wie ein Stock, und von einer Leibesbeschaffenheit, die nicht einmal durch Schnaps aufgetrieben werden kann. Ist sie dick, so geht dies meistens in's Plumpe, sie hat gewöhnlich Anlage zu Gichtbeschwerden, und es gehört eine sehr gute Natur dazu, wenn die Reizbarkeit ihrer Stellung neutralisirt werden und die Waage sich auf die Seite der Behaglichkeit und Hoffnung neigen soll. Sie ist das Opfer des Wachens; die Schiedsrichterin ihrer Vorgesetzten; die Dienerin und zugleich Nebenbuhlerin der Doctoren; die Feindin aller Neuerungen; die eifrige Verfechterin aller altväterischen, frommen, häuslichen Gebräuche in Beziehung auf Breinäpfe, Wiegen und Windeln; die Bewohnerin von hundert Kindbettstuben; die Juno Lucina der Alten, oder die Göttin der Geburt in Gestalt einer Köchin. Ihr größter Trost bei einem Todesfall ist (nächst dem Credenztisch im Winkel und der Thatsache, daß man ihren Rath in Beziehung auf ein Stück Flanell nicht angenommen hatte) die Schönheit des Leichnams, und ihr größtes Vergnügen

im Leben, wenn Beide, Wöchnerin und Kind, schlafen, das Feuer knistert, der Kessel siedet und ihre Hühneraugen sie in Ruhe lassen. Dann nimmt sie zuerst eine Prise Tabak als pikanten Vorgenuß der Wonne, die ihrer wartet, oder als eine Art concentrirte Vergnügensessenz; hierauf ein Glas Liqueur — sodann schüttet sie Wasser in den Theetopf — nach diesem nimmt sie noch ein Glas Liqueur (das erste war ganz klein und der kommende Thee bringt eine Gegenwirkung hervor) — sodann streicht sie ihre Schürze glatt, setzt sich bequem in ihren Armstuhl, gießt die erste Tasse Thee ein und sitzt eine oder zwei Minuten da, mit der unveränderten Behaglichkeit einer Eule, vielleicht auch nicht ohne einiges Geschnarch in das Feuer stierend.

Ob man es nun mit einer solchen Person unter Einem Dache aushalten kann oder nicht, kommt wie bei andern Leuten ganz darauf an, ob sie gutartig ist oder bösartig, und dieselben Eigenschaften beim Herrn oder der Frau des Hauses, zusammengerechnet mit dem Betrag ihres Verstandes oder dem Mangel daran, bringen die gleiche Gegenwirkung hervor. Demgemäß findet das Gute oder Schlimme, das von der ganzen Klasse im Allgemeinen gesagt wird, seine Anwendung auf die Individuen. Wie es nun in der Natur des menschlichen Herzens liegt, daß Jeder so viele Macht erstrebt, als ihm nur immer möglich ist, und zwar der lustige Kamerad durch lustige Mittel, der Griesgram durch die entgegengesetzten: so ist die Kindbettwärterin, man mag nun ihr Temperament und Naturell nennen, wie man will, schon durch ihr Geschäft dieser Art von Versuchung ganz absonderlich ausgesetzt, und ihre erste Bemühung, wenn sie in ein Haus tritt, ist, zu sehen, auf welche Art sie sich eine unbestreitbare und durchgängige Oberherrschaft aneignen kann. Je nachdem es ihr in diesem Punkte gelingt oder nicht, betrachtet sie die gnädige Frau als ein allerliebstes, vernünftiges, artiges, schwaches, leicht hinter's Licht zu führendes Weibchen, deren Gemahl (wie sie ihn nennt) „nicht dankbar genug sein kann, daß sie es sich um seinetwillen so sauer werden läßt," oder aber als eine französirte grillenfängerische Madame, die dem armen Gentleman das Leben verbittert und mit ihren Launen in Beziehung auf „natürliches Leben" und ihren Schmähreden gegen Rum, Speck und Daffy's Elixir gewiß der Tod des Kindes sein wird. Auf gleiche Weise ist der Gentleman oder „Herr," wie ihn die Demüthigeren nennen, je nachdem er sich beträgt und ihre Offenbarungen als Evangelien annimmt, ein „angenehmer lieber Mann" — „ein vollkommener Gentlemann" — „ein wahres Muster von einem Eheherrn" u. s. w., oder umgekehrt ein „sehr sonderbarer Gentleman" — „ein ganz eigenthümlicher Kamerad" — einer, der „nicht einsehen will, was zu seinem Besten dient" — der sich „weder leiten noch treiben lassen will," — der „mit seinem Umherflankiren in und aus dem Zimmer" und dadurch, daß er sie „so furchtbar zum Lachen bringt" u. s. f. „die gnädige Frau tödten" wird und, wenn er „das Kind halten will, gerade aussieht, wie eine Kuh mit einem Leuchter." — „Das Kind zu halten" ist in der That eine Kunst, die sie ausschließlich sich selbst zuerkennt; Besuche oder Mägde müssen es für die größte Gunstbezeigung halten, wenn sie mit ihnen diesen Versuch wagt, und den ältesten Familienmüttern, die zur Wöchnerin kommen, werden freundliche Winke gegeben, wie sie wohl daran thun würden, eine kleine Lection über dieses Kapitel anzuhören, und daß sie es sich ja nicht einfallen lassen sollen, ihre feinausgesponnenen Theorien an die Stelle ihrer soliden praktischen Uebung zu setzen; ja die Hebamme ist (nächst dem eigensinnigen Enkel) der größte Lehrer Ihrer Großmutter, in Beziehung auf die Art, Eier auszuschlürfen, und Sie mögen sich vierzig Jahre lang täglich die Nadel angesteckt haben, Madame, Sie können doch kein vollgültiges Urtheil darüber ansprechen, bevor sie das Mitleid gehabt hat, Ihnen die nöthige Belehrung ertheilen zu wollen.

Was den „Doctor" betrifft, so kann sie diesem gegenüber nicht ganz so kühn sein oder den Herrn spielen. Sie steht anerkanntermaßen unter ihm, so lange er zugegen ist; und wenn er das Zimmer verlassen hat, so bleibt bei ihr ein zauberhafter Eindruck von seinen überlegenen Kenntnissen zurück. Gleichwohl hat sie auch bei ihm eine Menge Für und Aber, versteht sich ebenfalls aus lauter Gründen, die sich auf ihr eigenes Ich beziehen. Ist sie ihm geneigt, so „hat es nie einen so schönen Doctor gegeben," ausgenommen vielleicht Sir William oder Doctor Buttermund (beide todt) und immer mit Ausnahme des Einen, der sie empfohlen hat. Er ist ein „artiger Mann" — so geduldig, so ohne allen Stolz — und doch so beharrlich; — in schwierigen Fällen, in Fieberfällen, in Behandlung einer „leidenschaftlichen Lady" kommt ihm Keiner gleich. Ist sie ihm aber abhold, so ist er ein „Querkopf, ein Sonderling, ein borstiger Geselle" — hat die „neue Methode," die ohne Zweifel sehr gut ist; aber sie ist nicht daran gewöhnt, auch hat sie dieselbe nie bei Doctoren am Hofe bemerkt. Sie mag ihm nun aber hold sein oder nicht, je-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KINDBETTWÄRTERIN.

Lith. Anst. v. J. Silber in Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

denfalls hat sie selbst ihre eigenthümlichen Vorzüge und ist in Beziehung auf Erfahrung und gutes Glück allen andern Wärterinnen überlegen. Immer hat sie einen noch schwierigeren Fall gesehen, als der vorliegende ist, und weiß, was man damals that; und Doctor Gripps, den man immer in solchen Fällen rufen ließ, und der ein sehr angenehmer, obwohl etwas rauhhaariger Gentleman ist, nennt sie seine „zweite rechte Hand."

Ausgerüstet mit diesen Hauptbegriffen im Allgemeinen und dem stärkstmöglichen Gefühl ihrer zeitlichen Oberherrschaft über den Herrn und die Frau vom Hause, nimmt sie Besitz von der neuen Stube und den neuen Gesichtern, und das Motto ihrer Regierung — das **Dieu et mon Droit** in ihrem Wappenschilde heißt: „Diesen Monat lang." Diese Phrase hat sie immer bei der Hand, wie ein Scepter, um ihre Privilegien damit zu beweisen und allenfallsige Einwendungen niederzuschlagen. „Diesen Monat lang" darf die Lady kein Buch lesen. „Diesen Monat lang" darf Niemand einen Finger an das Bett legen, um es zu machen, bevor sie das Dekret dazu erlassen hat. „Diesen Monat lang" ist das Hereinrufen, wenn angeklopft wird, lediglich in ihre Hand gegeben. Und „diesen Monat lang" ist der Eheherr nichts, außer insoweit sie ihn für tauglich hält, ja er darf (in der ersten Woche wenigstens) nicht einmal den Kopf zur Thüre hereinstecken. Man sollte glauben, er habe durchaus gar nichts bei der Sache zu schaffen. Gleichwohl führt sie gewöhnlich ihr eigenes Interesse darauf, daß sie sich herabläßt, Freundschaft mit ihm zu machen, und dann wird er zu hohen Gnaden angenommen; man ladet ihn in einer „ungewöhnlich frühen Periode" zu einer Tasse Thee bei seiner Frau ein, die Hebamme streicht ihm mit eigener Hand ein Butterbrod und wiederholt nicht nur, „das Kind sehe ihm so ähnlich, wie ein Ei dem andern" (was immer unmittelbar nach der Geburt gesagt wird, wenn man glaubt, die Lady höre es gerne), sondern sagt ihm auch, sie fürchte nur, der allerliebste junge Gentleman möchte ein wenig wild werden, und „die gnädige Frau spreche im Schlafe von ihm." Die gewöhnlichsten Phrasen in ihrem Munde sind meistens liebkosender oder schmeichelhafter Natur, wobei eine Bedeutung in den Ton gelegt wird, welche anzeigt, daß sie das Recht hat, so zu sprechen; dabei ist sie in ihrem Gedankengang sehr aristokratisch. Sie sagt der Lady, wenn ihre Stunde gekommen ist, als höchste Aufmunterung zur Standhaftigkeit: „Die Königin muß dieselben Schmerzen leiden;" und die kleinen Kindlein sind immer Könige und Königinnen, Augäpfel, Juwelen und Püppchen. Auch Schönheiten, versteht sich: — und da die kleinen Kinderchen alle schön sind und das letzte immer schöner als die vorhergehenden, das Kind aber „der Vater des Mannes ist," so sollte nach der Terminologie der Hebamme das Menschengeschlecht aus lauter Venus und Adonis bestehen; die Rathsherren wären ausgewachsene Cupidos, und die Wanderer in Fleet-Street, männlichen und weiblichen Geschlechts, müßten einander unterwegs mit der Unerträglichkeit ihrer respectiven Reize todtschlagen. Sie hat aber auch ihre Arten zu sprechen: schlechthin pathetisch oder verständig. Erkundigt sich Jemand nach dem Befinden der Dame, wenn sie gerade nicht in der besten Stimmung ist, so heißt es: es geht so so, la la; befindet sie sich wohl, so darf es nicht zu wohl sein, wegen der Ehre der Wichtigkeit der Sache, sowie um der allgemeinen Würde der Krankheit willen, und daher die famöse Antwort: „den Umständen nach wohl." Wenn das kleine Kind die Stärke eines vierzehn Tage alten erreicht hat und anfängt, seine Lippen zu lecken, so ist es offenbar die übelangebrachteste Reinlichhaltung, wenn man ihm nicht mehrere Male hinter einander mit einem Stück Spanferkelspeck Mund und Wangen da und dort betupft; und wenn es schläfrig ist, aber doch nicht schlafen will (eine Erscheinung, die gewöhnlich eintritt, wenn es die Hebamme nach dem Thee gelüstet), oder wenn es streitig ist, weil es nicht genug von dem Ferkel bekommen, oder ihm sonst etwas wider den Sinn gegangen, oder man ihm etwas außer der dünnen Wachholderbrühe gegeben hat, oder weil eine Nadel es in den Hintern sticht; dann ist es sehr klar, daß, wenn Daffy, oder Gottfried, oder das Schaukeln mit dem Lehnstuhle nichts zu Stande bringt, kein anderes Mittel übrig bleibt, als es beständig auf den Hintern zu klopfen und ihm die Seele herauszuschütteln: und so liegt denn der künftige Herr oder die Herrin der Schöpfung quer auf den Knien der Wärterin, ein Fleischklumpen mit feinem Spitzenhäubchen und unendlich langen Kleidern, immer röther und röther im Gesicht werdend, Jammertöne ausstoßend, die zwischen Aechzen und Geschrei die Mitte halten, je nachdem es das gleichzeitige Schlagen gestattet, und von der Wärterin heimlich begrüßt mit „Wechselbalg," „Teufelsbrut" und „hat man je einen so verdammten kleinen Krüppel gesehen?" während ihre Lippen laut die „schlechte Milch" oder die „böse Katze" verwünschen (die wegen ihrer schlechten Aufführung geprügelt werden muß); und „Dordie" (Georg) Befehl bekommt, an ei-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nen geheimnißvollen Ort, genannt Ba-Ba, zu gehen, oder der ganze Katechismus der gebräuchlichen Fragen durchgemacht wird von dem alten lieblichen Tempo: „Was macht das Püppchen doch?" und „Brach es sein liebes Herz?" bis zur künftigen Glorie „Wird es wohl ein König werden?" — „Wird es ein König Pipin werden?" — „Wird es ein stattlicher Prinz sein?" eine „Gräfin?" eine „Herzogin?" — „Wird es einmal mit diesen schönen blauen Augen die Herzen wackerer Gentlemen zu Falle bringen?" Unter solch tragikomischem Unsinn sieht die Welt ihre künftigen Mars und Apollo, ihre Napoleons, ihre Plato und Shakespeares heranreifen.

Ach! daß es in Frage gestellt wird (freilich oberflächliche seichte Köpfe, darunter auch die Kindbettwärterin, lachen darüber, aber für Philosophen ist es ein Gegenstand ernstester Betrachtung), ob nicht in diesem ersten und zartesten Monat der Existenz das kleine Ganze der bereits fertigen Organe, Empfindungen und Leidenschaften von diesem abgeschmackten, ältlichen „Nichts" Eindrücke empfängt, welche auf das Temperament und die Gemüthsstimmung des künftigen Mannes oder der künftigen Frau mächtig einwirken! ob nicht auf dem Schoße dieses puppenschaukelnden einfältigen Geschöpfes der erste Samen zur „schönen Raserei" — wiewohl wir gestehen, diese Erscheinung nie gesehen zu haben — zur Aufopferung des Glücks einer Tochter in Folge der Hartnäckigkeit des Vaters ausgestreut worden ist! Der erste Samen? nein, das fürchten wir nicht. Dieser ist nach unserer Ansicht früheren Ursprungs, und das kleine Geschöpf ist weit älter, als man gewöhnlich glaubt, wenn es unter den Einfluß dieser seiner dritten, für ganz kurze Zeit in Thätigkeit gesetzten und nicht immer durchaus thörichten Bildnerin kommt. Gleichwohl zweifeln wir nicht, daß sie ihren Theil zur Wirkung beiträgt. Aber gerade dies kann sie selbst durchaus nicht begreifen. „Als ob eine Behandlung (denkt sie), ausgenommen im Punkt des Rums und des Zuckers, sowie der Art es zu halten, für ein so junges Kind von wichtigem Einfluß sein könnte. Nichtsdestoweniger läßt sie es sich sehr angelegen sein, auf dem ganzen Leibe nach „Muttermalen" zu forschen und diese geistigen Einflüssen von mütterlicher Seite her zuzuschreiben; und doch kann sie nicht einsehen, daß das damals eindrucksfähige kleine Geschöpf immer noch eindrucksfähig ist. Himmel und Erde kommen zusammen, wenn das Stückchen Speck nicht angewendet wird, oder die Kleider nicht nach dem gehörigen fashionablen Schnitte sind: aber das plötzliche Erschrecken, die geheimen Püffe, das betäubende Einschaukeln in den Schlaf, oder wenn sie zuletzt nur auf die Stimme ihrer Wuth hört, dies soll von keiner Wichtigkeit seyn! Deßungeachtet zweifelt sie nicht, daß die Brüder und Schwestern des Kindes, was es auch selbst sein möge, alle eindrucksfähig sind; und dem gemäß führt sie ihre gewöhnliche instinktmäßige Herrschsucht sehr häufig darauf, daß sie ihnen unüberlegterweise das größtmögliche Leid zufügt und den Samen der Eifersucht, falls er sich nicht bereits vorfinden sollte, dadurch in ihre Herzen streut, daß sie ihnen sagt, sie dürfen sich jetzt nicht mehr als die allein wichtigen Personen im Hause betrachten, es sei „ein kleiner Fremdling angekommen, der ihnen schon den Daumen auf's Auge halten werde." Eine komische und wahrhaft malerische Anleitung zu brüderlichen Gesinnungen!

Verachte sie nicht; selbst nicht, wenn sie, wie auf dem Gemälde unseres Künstlers in ihrem schlimmsten Lichte, als warnendes Beispiel dargestellt ist. Nimm sie nicht als Kindbettwärterin in deine Dienste; aber bemitleide sie, während du sie abweisest, denn vielleicht würde sie anders aussehen, wäre sie nicht durch ihre Geschäfte zu unnatürlicher Schlaflosigkeit verdammt; vielleicht hätte sie sich rein von diesem Gifte erhalten, wenn nicht schwere Sorgen ob eigener häuslicher Widerwärtigkeiten auf ihrer Seele lasteten. Auch sie — auch dieses unbefriedigte Jammergesicht und diese plumpe Gestalt — ist einmal Kind gewesen, wie wir Alle, — vielleicht (wer würde es jetzt glauben?) geschmeichelt wegen ihrer Schönheit, der Liebling und das verwöhnte Schoßkind einer gleich schwachen Mutter. So werden Irrthümer fortgepflanzt, bis wir einsehen lernen, daß persönliche Vorwürfe und Satyren nichts frommen, sondern daß die Systeme besser gelehrt werden müssen, wenn die Individuen besser werden sollen. Die arme alte Wärterin! Es wäre in der That nicht recht, wenn wir jetzt anfangen wollten, ihr Vorwürfe zu machen! Wir wollen dafür sorgen, daß sie so wenig als möglich Unheil anstiftet, ihrem Verdienste — für Kraftsuppen nämlich — seine Kronen oder halbe Kronen zukommen lassen, und sie schleunigst entlassen, ihr Hüftweh aber zum Teufel wünschen.

Jedes Ding hat nicht blos sowohl seine gute, als auch seine schlechte Seite (und fügte man zu der Gutherzigkeit auch etwas guten Menschenverstand, so ließe sich selbst aus dem oben beschriebenen Wesen eine recht brave Kindbettwärterin zu Stande bringen), sondern es gibt bei Allem auch Ausnahmen. Die Kindbettwärterin ist, wenn man zu den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

höhern Kreisen der Gesellschaft aufsteigt, nicht selten eine höchst ehrenwerthe Frau, die nahezu allen Anforderungen entsprechen kann — sanft, charakterfest und wohlmeinend; und wir haben Beispiele gekannt — oder wir sollten vielmehr, insofern es sich um unser persönliches Kennen handelt, sagen: ein seltenes Beispiel, wo die erforderlichen Eigenschaften sämmtlich vollständig vorhanden und dieses unschätzbare Individuum — denn wie kann sich eine Mutter einen größeren Schatz wünschen? — eine intelligente, wirklich in jeder Beziehung ehrenwerthe Frau war. Dies sollte die Helfershelferin im ersten Monat der Erziehung eines menschlichen Wesens immer sein und würde es auch immer sein, wenn die Welt selbst älter wäre und man jede, auch die unterste und früheste Form der Erziehung als die wichtige und heilige Sache betrachtete, die sie ist.

Die Dichter, als die Vertheidiger und Verbreiter schöner und ewiger Wahrheiten, lassen, im Gegensatz zu den vorübergehenden Entstellungen durch Irrthümer und Halbwahrheiten, die größten Göttinnen des Alterthums die oberste Leitung bei der Geburt übernehmen; und der Leser, vorausgesetzt, es sei ein würdiger Leser dessen, was sich auf die Menschheit bezieht, und wisse zu beurtheilen, wie geringe und unbedeutende Dinge ihre würdelosesten Schwächen in Vergleich zu ihren Stärken und Größen sind, wird es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihm den übeln Geschmack im Munde seiner Einbildungskraft durch eine Stelle eines der frühesten von ihnen — Einige glauben, Homer sei es selbst — zu vertreiben suchen wollen: eine Stelle, worin der glorreiche alte Grieche, möge er nun heißen wie er wolle, die Geburt Apollo's feiert, und Himmel und Erde, die Göttinnen, die Bäume, die grünen Wiesen und den fleischgewordenen Geist des Sonnenscheins zur Verherrlichung derselben beitragen läßt. Wir glauben diesen begeisterten, schwunghaften Schluß unseres Thema's über die Kindettwärterin (ein Name, den der „weise und ernste" Homer ohne Bedenken der Diana selbst gegeben haben würde, die zugleich der Mond und die Kindbettwärterin der alten Welt war) so wenig entschuldigen zu müssen, als wir für das Mondlicht selbst erröthen würden, wenn es seine Strahlen auf das Bett einer neugesegneten Mutter entsendet und Gedanken der Engel mit ihrer Wiege in Verbindung bringt.

„Als sie die Insel berührt, die zeusbefruchtete Göttin,
Fühlte Latona Wehen und ihre Stunde war kommen.
Krampfhaft faßt sie den Stamm des weithinschattenden Palmbaums
Und auf die sanfte Wiese sie drückt die gebogenen Kniee,
Freundlich lächelte Gäa und hervor sprang Phöbus Apollo;
Laut auf jauchzten entzückt die Göttinnen, die in der Ferne
Standen, eilten herbei und den Gott der Bogen und Pfeile
Wuschen sie rein und weiß in silberglänzenden Strömen,
Hüllten ihn drauf in weißes Gewand mit herrlichen Falten
Und geschlossen von goldenem Gurt. Doch nicht die Brüste der Mutter
Trank Apollo, der göttliche Held mit dem goldenen Schwerte;
Nektar reichte ihm und süße Ambrosia Themis
Mit unsterblichen Händen. Latona aber ergötzt sich,
Daß ihr Sohn gesprungen an's Licht, der stattliche Schütze.
Doch die ambrosische Kost, kaum hat sie die Lippen berühret,
Phöbus Apollo, dir, so wurden die goldenen Windeln
Viel zu eng, nicht achtetest du der künstlichen Bande,
Hei! wie zerrissest du all' in trotzig stolzer Verachtung,
Und in dem Himmel steht Apoll, vor der Seligen Antlitz
Kühnlich der Knabe tritt und ruft: „Gebt Harfe und Bogen,
Daß ich den Sterblichen künde des Vaters ewigen Willen."

Adolf Adam.

Adam, der Sohn des berühmten Pianofortespielers gleiches Namens ist am 24. Juli 1804 in Paris geboren. In seiner Kindheit zeigte er durchaus keine Neigung zur Musik und sein Vater ließ ihm freie Wahl eines Standes. Der junge Adam besuchte verschiedene Collegien und kam endlich auch ins Lycée Napoleon und in die vierte Klasse desselben. Hier schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß mit Eugène Sue, dem heute so beliebten Romanschriftsteller; dieses Bündniß aber wirkte höchst nachtheilig auf die Fortschritte der jungen Freunde, denn Beide hatten die sonderbare Liebhaberei, Meerschweinchen aufzuziehen. Von diesem Moment ab behandelten sie das Griechische und Lateinische mit Geringschätzung; so daß Adams Vater, der die geringe Neigung seines Sohnes für ernsthafte Studien erkannte, diesem auf Verlangen einen Musiklehrer gab: die Cultivirung der alten Sprachen, der Musik und der Meerschweinchen war schwer zu vereinigen; ein Opfer mußte gebracht werden, und die Wahl fiel auf das Lateinische und Griechische.

Nachdem Adam eine Zeit lang die Musik studirt hatte, fertigte er eigene Compositionen und

setzte mehrere gelungene Fugen, die er selbst in einigen Kirchen von Paris beim Beginn und Schluß der Messe auf der Orgel executirte. Inzwischen hatte man eine Klasse für die Orgel am Conservatorium eröffnet, wohin auch Adam von seinem Vater geschickt wurde: aber diese neue Art von Studium sagte dem jungen Musik-Eleven nicht zu, der bisher nur improvisirt hatte und von der Notenkenntniß nichts verstand; — denn als ihm bei seinem Eintritt in die Klasse der Professor eine Händelsche Fuge vorlegte, war er nicht fähig, eine Note zu spielen. Um eben diese Zeit bat ihn Halévy, der Repetiteur de Solfége am Conservatorium war, während er beim Institut concurrirte, seiner Klasse vorzustehen. Ohne sich lange bitten zu lassen, übernahm Adam das Amt, und begann Andere in Dingen zu unterrichten, die er selbst nicht kannte. — Sein wunderbarer musikalischer Instinct leitete ihn indeß durch alle Hindernisse, und seine Schüler hatten keine Ahnung davon, daß ihr Professor nicht im Stande wäre, vier Takte zu lesen.

Bald darauf trat Adam in die Compositions-Klasse unter Boïeldieu, und von da ab arbeitete er mit Fleiß und Eifer; sein Charakter erlitt eine gänzliche Umwandlung, und nicht auf die Musik allein bezogen sich seine Studien, er suchte auch das auf den Collegien Versäumte nachzuholen, und verwünschte jetzt seine unglückliche Leidenschaft für Meerschweinchen. — Adam gesteht, daß er seine Erfolge nur seinem berühmten Lehrer dankt, der ihn mit geschickter und sicherer Hand auf den Pfad des Ruhms geführt habe.

Er concurrirte beim Institut, aber erhielt nur den zweiten großen Preis; die Eigenliebe des Lehrers ward mehr dadurch gekränkt, als die des Schülers, und Boïeldieu wollte eine zweite Preisbewerbung nicht zugeben. — Adam tröstete sich leicht über diese kleine Schlappe, nicht Rom war der Gegenstand seiner nächtlichen Träume, es war das Theater! Aber welche Aussicht hatte der kleine, arme, gänzlich unbekannte Musiker, auf das Theater zu gelangen, da es den „großen Preisen" selbst so sehr schwer ward, ein einactiges Gedicht zu erhalten!

Um den heißesten seiner Wünsche endlich realisirt zu sehen, reihte sich Adam dem Orchester des Gymnase an, und schlug dort den Triangel und die Becken, ohne Gehalt, des einzigen Zweckes willen, an einem Theater beschäftigt und mit Dichtern und Schauspielern bekannt zu sein. — Der Eifer des jungen Triangelschlägers trug alsbald Früchte; drei Autoren, die damals debutirten, Dupeuty, Leuven und Langlé, setzten Vertrauen in das Talent des kleinen Componisten, und übertrugen ihm die Musik zu einem Couplet, das Bernard Leon in dem Vaudeville: **Pierre et Marie** singen sollte. Das war das erste Debut des Componisten der Schweizerhütte (**Chalet**) und des Postillons von Lonjumeau. Das Vaudeville machte Fiasco, Adams Liedchen aber hatte so günstigen Erfolg, daß er kaum alle die Lieder, welche man ihm jetzt brachte, in Musik setzen konnte; die Mehrzahl derselben wurden Lieblingslieder des Volks. Durch einen sonderbaren Zufall ist das Sujet von **Pierre et Marie**, worin Adam debutirte, genau dasselbe mit dem der Schweizerhütte, die zwölf Jahre später so großes Glück machte.

Der erste Autor, welcher Adam das Gedicht zu einer komischen Oper anvertraute, war Saint-George, der seitdem so oft Adams Erfolge theilte. Der Titel der Oper hieß **Pierre et Catherine**, und obwohl das Sujet sehr ernst war, erlebte das Werk doch mehr als hundert Vorstellungen; — ein glänzendes Entree für einen Debutanten. — Nach dieser Oper kam Danilowa, die eben so günstigen Erfolg hatte, aber deren Aufführung unglücklicher Weise in die Periode fiel, wo die Theater geschlossen wurden.

In kurzen Zwischenräumen ließ Adam: **Trois jours en une heure, Josephine, le morceau d'ensemble, le grand prix**, sämmtlich in der **opéra comique** darstellen; bis die Emeuten und die Cholera den Aufenthalt in Paris für Musiker unbehaglich machten. Adam ging nach England und brachte mehrere seiner Opern auf dem Covent-Garden und Kings-Theater zur Aufführung; besonders machte sein Ballet „Faust" Sensation.

Adam kehrte nach Frankreich zurück und debutirte auf der komischen Oper, die nach dem Börsenplatze übergesiedelt, mit dem: **Proscrit**. Die Aufnahme blieb jedoch weit unter den Erwartungen des Componisten, und selbst heute noch, nach dem unerhörtem Erfolg der Schweizerhütte und des Postillons hält Adam den **Proscrit** für sein gelungenstes Werk; es ist seine Lieblingsoper. — Vielleicht irrt sich das Publikum, vielleicht aber auch Adam, welcher dem armen **Proscrit** am meisten zugethan ist, wie viele Väter das Schwächste ihrer Kinder gerade am zärtlichsten lieben.

Einige Monate darauf kam Adams Oper: **une bonne fortune** zur Aufführung, die beispielloses Glück machte und mehr denn hundertmal fast hintereinander gespielt wurde, ohne daß die Vorstellungen durch den Abgang des vortrefflichen Komikers Ferréol eine Unterbrechung er-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

litten. — In demselben Jahre noch spielte man die „Schweizerhütte," deren ansprechende Musik in ganz Frankreich populär wurde; ihr folgten **Micheline**, **la Marquise**, **la fille du Danube** (auf der großen Oper), endlich der Postillon von Lonjumeau, der gleich großen Erfolg wie der **Pré aux clercs** und die weiße Dame hatte.

Seit einem Jahre hat Adam nur eine Oper, den „treuen Schäfer" componirt, deren Erfolg bei der ersten Vorstellung durch Kabalen gestört wurde, von allen Musikfreunden aber anerkannt worden ist. In diesem Augenblicke arbeitet der talentvolle Componist an einer dreiaktigen Oper, deren Hauptrolle für Madame Damoreau bestimmt ist; wir wünschen und hoffen, daß diese ausgezeichnete Sängerin dem neuen Werke Adams denselben Erfolg wie dem „schwarzen Domino" sichern möge.

Adam hat besonders in leichter und graciöser Musik reussirt, indeß eignet sich sein Talent für jedes Genre; denn die von ihm componirte und mehrere Male in der Kirche St. Eustache aufgeführte Messe hat allgemeine Anerkennung gefunden. Die Partitur dieser Messe ist gehaltvoller als alle früheren Werke Adams.

Man hat dem Componisten den Mißbrauch seiner wunderbar leichten Production zum Vorwurf gemacht, indeß componirt Adam nicht so leicht und schnell, als man gemeinhin annimmt. Es gelingt ihm nicht immer, sich in Begeisterung zu setzen, aber wenn sie einmal erregt ist, dann arbeitet er mit eisernem Fleiße, und oft, wenn er mit der Partitur einer größeren Oper beschäftigt ist, geschieht es, daß er drei oder vier Monate seine Wohnung nicht verläßt, so daß ihn seine Freunde todt oder hundert Meilen von Paris glauben.

Man sieht, daß Adam nichts mehr von jener unbesieglichen Faulheit, die er als Schüler zeigte, anklebt, aber, wenn er auch seiner Leidenschaft für Meerschweinchen Valet gesagt, so hat er dafür eine Andere adoptirt, eine Liebhaberei für Katzen. — An allen Möbeln in den Zimmern Adams findet man mit Bindfaden befestigte Hasenpfoten, um seinen Lieblingsthieren, der **Panaga**, der **Toutlaid** und ihrer zahlreichen Familie zum Spielzeug zu dienen. Einst warf man in Folge eines Zwistes eine arme Angora von der Höhe einer Dachrinne in die **rue de Louvre** und Adam ward davon so heftig ergriffen, daß er acht Tage lang das Bett hüten mußte. Eine andere Liebhaberei Adams, die ihn sehr incommodirt, sind Brillen, er trägt stets eine auf der Nase, und da sie ihn im Sehen geniren, schiebt er sie auf die äußerste Nasenspitze und sieht über die Gläser hinweg.

Ein eben so geistvoller Schriftsteller als fleißiger Componist, hat Adam mehrere interessante Novellen in verschiedene Journale geliefert; wir hoffen, daß der Verfasser sie in ein Bändchen gesammelt herausgeben wird, da ein günstiger Erfolg nicht zu bezweifeln ist.

Noch ist Adam nicht im Institut, seine Aufnahme wird indeß binnen Kurzem statt finden: dem Autor des Postillons gebührt der erste Sessel, der zwischen Auber und Halévy vacant wird.

(Galerie de la Presse.)

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

I.

Wir geben hier einen Auszug aus dieser, ihrer Tendenz und ihres Stoffes wegen eigenthümlichen Erzählung der Mrs. Shelley, der Gemahlin des Dichters P. B. Shelley, aus einer jener schauerigen, gespenstischen und dämonischen Gattung von Novellen, als deren Repräsentanten hauptsächlich Anne Radcliffe und Lewis (der Mönch) zu nennen sind. Die Geschichte besteht aus Briefen, welche der Engländer Walton an seine Schwester schreibt. Er ist von ungestümer Entdeckungslust, die sich bei ihm zu wahrem Enthusiasmus steigert, getrieben worden, die Fahrt bis zum Nordpol zu versuchen. Er hat in Archangel ein Schiff gemiethet, entschlossene Mannschaft geworben und die gefahrvolle Reise angetreten. Nach einigen Wochen war das Schiff ganz von Eis eingeschlossen, das sich in unermeßlichen Flächen vor ihnen hindehnte; da sahen sie plötzlich in einiger Entfernung einen von Hunden gezogenen Schlitten nordwärts über die Eisflächen in großer Eile dahinfahren; ein Wesen von menschlicher Gestalt, aber von riesenmäßigen Verhältnissen saß, die Hunde lenkend, in dem Schlitten. Ungefähr zwei Stunden darauf, brach das Eis und das Schiff wurde wieder frei. Als am Morgen der Herr des Schiffes auf das Verdeck kam, fand er die Mannschaft im Gespräch mit Jemand außerhalb des Schiffes. — Auf einem gewaltigen Stück Eis war ein Schlitten, wie der Tags zuvor gesehene, in die Nähe des Schiffes getrieben worden; in dem Schlitten, von dessen Bespannung nur noch ein Hund lebte, saß ein Mann, welchen die Matrosen zu bereden suchten, an Bord zu kommen; es war aber kein ungestalter Wilder, sondern ein Europäer. Er verstand sich erst dazu, an

Bord des Schiffes zu kommen, als er gehört hatte, daß es nach dem Nordpol segle. Er war beinahe erstarrt und sein Körper von Anstrengung und Leiden fürchterlich abgemagert. Erschöpft wie er war, konnte er erst nach Verlauf von zwei Tagen wieder sprechen; so wenig er auch dann redete, empfanden doch alle im Schiff eine unwillkührliche Ehrfurcht vor seinem edlen Wesen. Der Ausdruck seines Gesichts zeugte von tiefster Schwermuth, ja er streifte oft an Verzweiflung und Wahnsinn. Nach einiger Zeit, während welcher Walton den Unbekannten außerordentlich lieb gewann und in ihm den Freund gefunden zu haben hoffte, den er bisher vergebens gesucht, erbot sich dieser, ihm seine Geschichte zu erzählen. Wir lassen in unserem Auszuge Frankenstein meist selbst reden.

Nachdem Frankenstein erzählt, daß er von Geburt ein Genfer, Sohn eines reichen Mannes sei, der, schon bejahrt, die Tochter eines in Dürftigkeit und Elend gestorbenen Freundes geheirathet und neben ihm, dem Erstgebornen, noch zwei jüngere Söhne aus dieser Ehe gehabt habe; daß seine Eltern ein höchst liebenswürdiges Mädchen, nur ein Jahr jünger als er, das von einer vornehmen Familie Bauersleuten zur Pflege übergeben und nicht mehr zurückgefordert worden war, Elisabeth mit Namen, an Kindesstatt aufgenommen; wie er mit dieser Gespielin seiner Jugend und einem Freunde, Clerval, die schönsten Jahre seines Lebens heiter verlebt; wie er seine treffliche Mutter durch den Tod verloren und einige Zeit darauf die Reise nach der Universität Ingolstadt angetreten habe, um dort Naturwissenschaften zu studiren, mit welchen er sich durch Studium der Schriften des Cornelius Agrippa und des Albertus Magnus schon früher bekannt gemacht hatte, geht er über zum Bericht dessen, was ihm auf der Universität begegnete. Ueber seine frühern Studien sagt er Folgendes: „Ich las und studirte die wilden Phantasien eines Paracelsus und Albertus Magnus mit Entzücken; sie erschienen mir als Schätze, von Wenigen außer mir gekannt. Ich war immer durchdrungen gewesen von einem heftigen Verlangen, die Geheimnisse der Natur zu ergründen. Trotz des angestrengten Fleißes und der wunderbaren Entdeckungen neuer Philosophen, ließen mich diese Studien immer unbefriedigt. Der ungelehrte Bauer sah die Elemente um sich her und machte sich mit ihrem praktischen Nutzen und Gebrauch bekannt. Der gelehrteste Philosoph wußte nicht viel mehr. Er hatte zum Theil das Antlitz der Natur entschleiert, aber immer noch blieben ihre unsterblichen Züge ein Geheimniß und Gegenstand staunender Wißbegier. Er mochte seciren, anatomiren, Namen geben; aber um nichts zu sagen von einer letzten Ursache, die Ursachen des zweiten und dritten Grades sogar blieben ihm gänzlich fremd. Ich hatte die Bollwerke und Befestigungen gesehen, welche dem Menschen den Eintrittt in die Feste der Natur zu verwehren schienen, und hatte mich, unwissend, einer jähen Verzagtheit hingegeben. Aber hier waren Bücher, hier waren Männer, welche tiefer eingedrungen waren und mehr wußten. Ich glaubte allen ihren Lehren aufs Wort und wurde ihr Schüler. Unter der Anleitung meiner neuen Lehrer warf ich mich mit größtem Eifer auf die Aufsuchung des Steins der Weisen und des Lebenselixiers; bald aber richtete sich auf letzteres mein ungetheiltes Augenmerk. Welcher Ruhm mußte meine Entdeckung krönen, wenn es mir gelang, den menschlichen Leib von der Krankheit zu erlösen und den Menschen unverwundbar zu machen gegen jeden andern als den gewaltsamen Tod! Ein Zufall gab meinen Bestrebungen, die auch auf Beschwörung von Geistern gingen, eine andere Richtung; ein vom Blitz seltsam gespaltener Baum lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Gesetze der Elektricität; ich studirte Mathematik und kam von meinen bisherigen Lehrern ab. — Auf der Universität Ingolstadt angekommen, besuchte ich zuerst den Professor der Naturwissenschaft, Herrn Krempe, dem ich offen gestand, daß ich bisher den Paracelsus und Albertus Magnus studirt habe. Der nicht sehr freundliche und anmuthige Mann lachte mich aus und spottete über meine Lehrer, was aber gerade die entgegengesetzte Wirkung auf mich hatte, als die er beabsichtigte. Doch empfahl er mir die chemischen Vorlesungen eines andern Professors, Waldmann, der mich viel freundlicher aufnahm, über meine Meister weit milder und anerkennender urtheilte. Die Worte, womit er seine Vorlesungen eröffnete, waren mir unvergeßlich und für mein Schicksal entscheidend; er sagte: die alten Lehrer dieser Wissenschaft verhießen Unmögliches und leisteten Nichts. Die Neuern versprechen sehr Wenig: sie wissen, daß Metalle sich nicht verwandeln lassen und daß das Lebenselixier eine Chimäre ist. Aber diese Philosophen, deren Hände nur gemacht scheinen, im Koth herumzutasten, deren Augen nur bestimmt, sich auf das Mikroskop oder den Tiegel zu heften, haben in Wahrheit Wunder vollbracht. Sie dringen vor in die verborgenen Werkstätten der Natur und zeigen, wie diese in ihren geheimen Winkeln schafft. Sie steigen in den Himmel empor, sie haben entdeckt, wie das Blut cirkulirt und das Wesen der Luft, die wir athmen. Sie haben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

neue, beinahe gränzenlose Kräfte entdeckt; sie vermögen den Donner des Himmels zu bewältigen, das Erdbeben nachzuahmen und selbst die unsichtbare Welt mit ihren Schatten zu öffen. — Das waren die Worte des Professors — ich sollte vielmehr sagen: die Worte des Schicksals, welche mich ins Verderben stürzten. Wie er so sprach, da war mir, als fühlte ich meine Seele ringen mit einem greifbaren Feind; nach einander spürte ich die verschiedenen Tasten berührt, welche den Mechanismus meines Wesens bildeten; eine Saite nach der andern ertönte, und bald war mein Geist erfüllt von Einem Gedanken, Einer Idee, Einem Streben. So viel ist schon geleistet worden — rief die Seele Frankensteins aus — Mehr, noch viel Mehr will ich leisten; in die schon vorgezeichneten Spuren tretend, will ich einen neuen Weg graben, will noch unbekannte Kräfte entdekken und der Welt die tiefsten Mysterien der Schöpfung enthüllen."

Nach einigen Nachrichten über seine Studien fährt er fort: „Eines der Phänomene, welche hauptsächlich meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, war der Bau des menschlichen Körpers oder eigentlich jedes lebendigen Körpers. Woher, fragte ich mich oft, stammt das Princip des Lebens? Es war eine kühne Frage; eine, die man jederzeit als ein Geheimniß betrachtet hatte; aber wie Manches stehen wir auf dem Punkte wirklich zu erkennen und zu begreifen, wenn nicht Feigheit oder Gleichgültigkeit uns zurückhalten! Ich bewegte dies in meiner Seele hin und her, und beschloß, mich hinfort ausschließlicher der Physiologie zu widmen. Wäre ich nicht von einem beinahe übernatürlichen Enthusiasmus beseelt gewesen, so hätte mir dies Studium widerlich, ja fast unerträglich sein müssen. Um die Quellen und Gründe des Lebens zu erforschen, müssen wir uns mit unsern Fragen zuerst an den Tod wenden. Ich machte mich mit der Anatomie vertraut; aber das reichte nicht hin; ich mußte auch den natürlichen Verfall und die Verwesung des menschlichen Körpers beobachten. Ich mußte Tage und Nächte in Todtengewölben und Beinhäusern zubringen; ich sah, wie die Verwüstung des Todes an die Stelle des Lebens mit blühender Wange trat; ich sah, wie der Wurm die Wunder des Auges und Hirns als seine Erbschaft überkam.... Nach Tagen und Nächten voll unglaublicher Anstrengung und Arbeit gelang es mir, den Grund der Erzeugung und des Lebens zu entdecken, ja, noch mehr, ich bekam es in meine Macht, dem leblosen Stoff Leben mitzutheilen!"

„Das Erstaunen, das ich zuerst bei dieser Entdeckung empfand, machte bald der Freude und dem Entzücken Platz. Ich war wie der Araber, der unter den Todten begraben worden, und der einen Pfad zum Leben gefunden mit Hülfe eines dämmernden, anscheinend nutzlosen Lichtes. Lange war ich unschlüssig über die Art und Weise, wie ich mich der Macht, in deren Besitz ich war, bedienen sollte. Besaß ich schon das Vermögen, zu beleben, so blieb es doch noch ein Werk von unendlicher Mühe und Schwierigkeit, einen Körper zuzubereiten, den ich mit Leben begaben konnte. Anfänglich war ich im Zweifel, ob ich die Erschaffung eines Wesens von meiner Gattung, oder die einer einfacheren Organisation versuchen sollte; aber meine Einbildungskraft war zu sehr erhitzt und gesteigert, als daß ich mich hätte mit etwas Geringerem, als der Beseelung eines Menschen, begnügen können. Da die Kleinheit der einzelnen Theile und Organe meiner Eile ein großes Hinderniß in den Weg legten, beschloß ich, meiner ursprünglichen Absicht zuwider, dem Wesen eine riesenmäßige Größe zu geben, d. h. etwa acht Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, und einige Monate lang meine Materialien zusammengesucht und geordnet hatte, fing ich mein Werk an."

„Niemand macht sich einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Gefühle, die mich wie ein Sturm in dem ersten Enthusiasmus des Gelingens mit fortrissen. Leben und Tod erschienen mir als ideale Schranken, die ich zuerst durchbrechen sollte, um einen Strom von Licht in unsre dunkle Welt zu gießen. Eine neue Gattung sollte mich als ihren Schöpfer und Beleber segnen; viele glückliche und treffliche Wesen sollten mir ihr Dasein zu danken haben. Kein Vater konnte in solchem Maß auf die Dankbarkeit seines Kindes Anspruch machen, wie ich auf die ihrige. Im Verlauf dieser Betrachtungen hoffte ich, mit der Zeit würde ich es so weit bringen, das Leben wieder zurückzurufen, da wo dem Anschein nach der Tod einen Körper der Verwesung überliefert hatte. Diese Gedanken hielten meinen Muth aufrecht, während ich mein Unternehmen mit unablässigem Eifer verfolgte. Meine Wange war blaß geworden vom Studium und mein Körper abgemagert in der einsamen Absperrung. Manchmal schlug es mir fehl, am Rande der Gewißheit; aber immer klammerte ich mich fest an die Hoffnung, welche der nächste Tag oder die nächste Stunde erfüllen konnte. Ein Geheimniß, das ich allein besaß, war die Hoffnung, welcher ich mich verpfändet hatte, und der Mond schaute auf meine mitternächtigen Arbeiten, wäh-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

rend ich mit unermüdetem, athemlosem Eifer die Natur in ihre geheimen Stätten verfolgte. Wer hat eine Vorstellung von dem Grausenhaften meiner geheimen Arbeit, wie ich so herumtappte unter den umheimlichen Dünsten des Grabes, oder die lebendige Creatur marterte, um den leblosen Stoff zu beseelen? Jetzt zittern mir die Glieder und meine Augen schwimmen bei der Erinnerung; damals aber riß mich ein unwiderstehlicher, beinahe wahnsinniger Drang fort; ich schien ganz die Seele, die Empfindung verloren zu haben, ausgenommen für diese Eine Bestrebung. Ich sammelte Knochen aus Beinhäusern und zerstörte mit unheiligem Finger die furchtbaren Geheimnisse des menschlichen Leichnams. In einer einsamen Stube, oder vielmehr Zelle, auf dem Giebel des Hauses und getrennt von den andern Gemächern, hatte ich die Werkstätte meiner Schöpfung; meine Augapfel traten aus ihren Höhlen, während ich die einzelnen zu meinem Werk nöthigen Bestandtheile betrachtete. Die Anatomie und das Schlachthaus lieferten manche der mir nöthigen Materialien; und oft wandte sich meine menschliche Natur mit Widerwillen von meinem Geschäft ab, während ich doch gedrängt von einem immer zunehmenden ungestümen Eifer, mein Werk der Vollendung näher und näher brachte.

„Die Sommermonate verstrichen, während ich so mit Herz und Seele ganz in Ein Bestreben vertieft war. Es war eine sehr schöne Jahreszeit; nie trugen die Felder einen üppigeren Ertrag und nie prangten die Reben in üppigerer Fülle; aber meine Augen waren stumpf gegen die Reize der Natur. Eine traurige Novembernacht war es, wo ich meine Bemühungen vom endlichen Erfolge gekrönt sah. Mit einer Beklommenheit, die beinahe bis zur Todesangst stieg, sammelte ich die Leben weckenden Instrumente um mich her, um einen Funken Beseelung in das leblose, zu meinen Füßen liegende Wesen zu strömen. Es war schon ein Uhr nach Mitternacht; der Regen schlug unfreundlich an die Fensterladen und meine Kerze war beinahe ausgebrannt, als ich bei dem Flimmer des halberloschenen Lichts das trübe, gelbe Auge der Creatur geöffnet sah; sie athmete schwer und eine krampfhafte Bewegung erschütterte ihre Glieder."

„Wie kann ich meine Gemüthsbewegungen bei dieser Katastrophe schildern, oder wie beschreiben das elende Geschöpf, das ich mit so unendlicher Mühe und Sorgfalt zu gestalten gestrebt hatte? Seine Glieder waren wohl proportionirt und ich hatte seine Züge schön zu bilden mich bemüht. Schön! Großer Gott! Seine gelbe Haut bedeckte kaum das darunter liegende Gewebe von Muskeln und Adern; sein Haar war lang und von glänzendem Schwarz; seine Zähne perlenweiß; aber diese glänzende Ausstattung bildete nur einen um so gräßlicheren Kontrast mit seinen wässerigen Augen, die beinahe von derselben Farbe zu sein schienen, wie die weißen Augenhöhlen, worin sie lagen, mit seinem verschrumpften Gesicht und den schlaffen, schwarzen Lippen. Die verschiedenen Ereignisse des Lebens sind nicht so wechselvoll, als die menschlichen Empfindungen. Beinahe zwei Jahre lang hatte ich eifrig gearbeitet, nur in der Absicht, einem leblosen Körper Leben einzugießen. Diesem Zweck zulieb hatte ich meine Ruhe und Gesundheit geopfert. Ich hatte darnach verlangt mit unmäßiger Begierde; aber nun ich fertig geworden, schwand die Schönheit des Traumes und athemloser Schauer und Abscheu erfüllten mein Herz. Außer Stand, den Anblick des von mir geschaffenen Wesens zu ertragen, rannte ich aus dem Gemach und ging lange Zeit in meinem Schlafzimmer auf und ab, da es mir unmöglich war, den Schlaf zu finden. Endlich trat Erschöpfung an die Stelle des Aufruhrs, der in meiner Seele getobt, und ich warf mich in den Kleidern aufs Bett und suchte einige Augenblicke Vergessenheit. Aber es war umsonst; ich schlief zwar, aber von den wildesten Träumen ward ich beunruhigt. Ich glaubte Elisabeth zu sehen, in der Blüthe der Gesundheit, wie sie durch die Straßen von Ingolstadt wandelte. Ueberrascht und entzückt umarmte ich sie; aber wie ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte, kam die fahle Farbe des Todes darüber; ihre Züge schienen sich zu verwandeln und ich glaubte den Leichnam meiner todten Mutter in meinen Armen zu halten; ein Leichentuch umhüllte ihre Gestalt und ich sah die Grabwürmer in den Falten der Leinwand sich regen. Entsetzt fuhr ich aus meinem Schlaf auf; kalter Schweiß bedeckte meine Stirne, meine Zähne klapperten und alle meine Glieder zuckten krampfhaft: als ich bei dem matten, gelben Licht des Mondes, das durch die Fensterläden drang, den Elenden, das jämmerliche Ungethüm sah, das ich erschaffen hatte. Er zog den Vorhang des Bettes empor, und seine Augen, wenn man sie so nennen konnte, waren auf mich geheftet. Seine Kiefern öffneten sich und er murmelte einige unartikulirte Laute, während ein grinsendes Lächeln seine Wangen zusammenzog. Er sprach vielleicht, aber ich hörte es nicht; eine Hand streckte sich nach mir aus, aber ich entfloh und rannte die Treppe hinunter. Ich flüchtete mich in den Hof-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

raum vor dem Hause, wo ich die Nacht über blieb, in der größten Bewegung auf und ab schreitend, angstvoll nach jedem Laut horchend, der mir das Nahen des dämonischen Wesens verkündigen konnte, dem ich so unseliger Weise das Leben gegeben. Oh! kein Sterblicher ertrüge den Schauer dieses Angesichts. Eine wieder ins Leben gerufene Mumie kann nicht so häßlich sein, als dieser Elende. Ich hatte ihn betrachtet, so lang er noch nicht vollendet war; da war er häßlich; aber als diese Muskeln und Bande bewegungsfähig geworden, da wurde ein Wesen daraus, desgleichen selbst Dante nicht hätte sich vorstellen können. Sobald der Pförtner das Hofthor öffnete, stürzte ich hinaus auf die Straßen, als suchte ich dem Elenden zu entrinnen, den ich bei jeder Straßenecke zu erblicken fürchtete. Ich wagte nicht in meine Wohnung zurückzukehren, sondern mußte immerfort mich umtreiben, obgleich ich durchnäßt war von dem Regen, der aus einem schwarzen und trostlosen Himmel niederströmte."

Wie er in der Stadt umherrannte, fand er plötzlich, ganz unverhofft, seinen geliebten Jugendfreund, Henry Clerval, der so eben angekommen war. Diese Freude, zusammen mit dem immer noch fortdauernden Entsetzen und der Angst vor dem Ungethüm, überwältigte ihn so, daß er bald in eine gefährliche, langwierige Krankheit verfiel, in welcher er meist von dem Ungethüm phantasirte. Unter Clervals zärtlicher Pflege endlich wieder genesen, fand er einen liebevollen Brief seiner Elisabeth, der ihm die ganze, fast verschwundene Anhänglichkeit an die Seinigen und an die Heimath wieder erweckte und den er sofort beantwortete. Noch ein Jahr verfloß bis zu dem Termin seiner Abreise von Ingolstadt und seiner Rückkehr nach Genf. Er hatte sich allmählich von seinen Gemüthsbewegungen erholt und seine bisher betriebenen Studien mit dem Studium der orientalischen Sprachen und Poesie, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Clerval, vertauscht; er hatte mit diesem Freund im Monat Mai einen Ausflug gemacht, um die Reize des Frühlings und der Landschaft zu genießen, und war sehr gestärkt und heiter zurückgekehrt, als er in Ingolstadt einen Brief seines Vaters antraf, mit der Aufforderung, ohne Verzug heimzukommen, und mit der entsetzlichen Nachricht, daß sein jüngster Bruder William, ein schöner Knabe, auf einem Spaziergang, wo er sich von der übrigen Gesellschaft entfernt hatte, ermordet worden sei. An seinem Hals habe man die deutlichen Spuren der Erwürgung gefunden. Elisabeth klage sich der Schuld an seinem Tode an, weil sie ihm auf sein Bitten ein Bild der Mutter, kostbar gefaßt, um den Hals gehängt, das wahrscheinlich die Begierde des Mörders auf sich gezogen habe. Am Schlusse des Briefs bat ihn der Vater, mit einem Herzen voll Liebe gegen seine trauernde Familie und ohne Haß und Rachsucht gegen den Mörder zu kommen.

Unverzüglich trat Viktor Frankenstein seine traurige Reise an, und erst, als er sich der Heimath näherte, hemmte er seine Eile. „Furcht überfiel mich; ich wagte nicht weiter zu reisen, bang vor tausend namenlosen Uebeln, welche mich zittern machten, obgleich ich mir keine Rechenschaft davon zu geben mußte. Zwei Tage blieb ich in Lausanne in dieser fürchterlichen Gemüthsstimmung. Ich betrachtete den See; die Wasser waren glatt und friedlich, Alles umher war ruhig, und die Schneeberge, die Paläste der Natur, waren unverändert. Allmählig stärkte und erheiterte mich die ruhige, himmlische Scene, und ich setzte meine Reise fort. Die Straße lief neben dem See hin, der immer schmäler wurde, je mehr ich mich meiner Vaterstadt näherte. Immer deutlicher entdeckte ich die schwarzen Wände des Jura und den glänzenden Gipfel des Montblanc. Ich weinte wie ein Kind. „Theure Berge! Mein schöner See! wie bewillkommt ihr den Reisenden? Eure Gipfel sind klar; der Himmel und der See sind heiter und friedlich. Soll mir dies eine Vorbedeutung des Friedens sein, oder ein Spott über mein Unglück?" Als ich aber der Heimath näher kam, erfaßten mich wieder Kummer und Angst. Die Nacht brach herein, und als ich kaum mehr die dunkeln Gebirge sehen konnte, ward mir noch düstrer zu Muthe. Dunkel ahnte ich, daß ich bestimmt sei, der Elendeste der Menschen zu werden."

Die Thore Genfs waren schon geschlossen; er trieb sich während der Nacht unter Regen und Gewitter im Freien um. „Ich wandelte umher, obgleich Dunkel und Gewitter jede Minute überhand nahmen, und der Donner mit furchtbarem Krachen über meinem Haupt rollte. Er widerhallte von Saleve, vom Juragebirg und den Savoyeralpen; lebhaft zuckende Blitze blendeten mein Auge und erleuchteten den See, der wie eine ungeheure Feuerfläche erschien; dann erschien einen Augenblick Alles pechschwarz, bis das Auge sich wieder von dem Eindruck des heftigen Lichts erholte. Das Gewitter zeigte sich, wie das oft in der Schweiz der Fall ist, an verschiedenen Himmelsgegenden zumal. Das heftigste Gewitter war nördlich von der Stadt aufgezogen, über dem Theile des Sees, der zwischen dem Vorgebirg

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Adolph Adam.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Belrive und Coppet liegt. Ein andres Gewitter erleuchtete mit schwächern Blitzen den Jura und ein drittes verdunkelte und entschleierte wieder den Mole, einen spitzen Berg auf der östlichen Seite des Sees. Während ich das eben so schöne als furchtbare Gewitter beobachtete, ging ich mit hastigen Schritten umher. Dieser prachtvolle Krieg am Himmel hob meinen Geist; ich faltete die Hände und rief laut: William, holder Engel, das ist dein Leichengesang, dein Grablied! — Wie ich diese Worte aussprach, nahm ich im Dunkeln eine Gestalt wahr, die sich hinter einer Masse von Bäumen hervor mir näherte. Ich stand wie angenagelt und schaute festen Blicks nach ihr; ich konnte mich nicht irren. Ein Blitz beleuchtete den Gegenstand und ließ mich seine Gestalt ganz deutlich sehen; der riesenhafte Wuchs und die Abscheulichkeit der ganzen Erscheinung, häßlicher als irgend etwas Menschliches, überzeugten mich, das es der elende, schnöde Dämon war, dem ich das Leben gegeben hatte. Was machte er hier? War er vielleicht (ich schauderte bei dem Gedanken), der Mörder meines Bruders? Sobald mir dieser Gedanke durch die Seele zuckte, war ich auch von seiner Wahrheit überzeugt; meine Zähne klapperten und ich mußte mich an einen Baum lehnen. Die Gestalt schritt rasch an mir vorbei und ich verlor sie im Dunkel aus dem Gesicht. Kein wahrhaft menschliches Wesen konnte den schönen Knaben umgebracht haben. Er war der Mörder. Ich konnte nicht daran zweifeln. Ich dachte daran, den Teufel zu verfolgen; aber es wäre vergeblich gewesen; ein neuer Blitzstrahl zeigte mir ihn an den Felsen eines beinahe senkrechten Berges hinankletternd. Bald erreichte er den Gipfel und verschwand. Ich blieb regungslos. Ich bewegte in meiner Seele wieder die Ereignisse, die ich bisher zu vergessen gesucht: mein Schöpfungsgeschäft, die Erscheinung des Ungethüms vor meinem Bette, sein Verschwinden. Zwei Jahre beinahe waren verflossen seit der Nacht, wo er das Leben empfangen; und war dies sein erstes Verbrechen? Ach! ich hatte in die Welt einen abscheulichen Elenden losgelassen, dessen Lust Mord und Verbrechen war; hatte er nicht meinen Bruder ermordet?"

Trüb und schmerzlich war Frankensteins Empfang zu Hause; Vater, Bruder, Elisabeth waren in tiefer Trauer; und was ihn noch ärger entsetzte, war die Nachricht, die er aus dem Munde Elisabeths hörte, daß Justine Moritz, ein liebenswürdiges aber armes Mädchen, eine vieljährige Hausgenossin, ja eine Freundin Elisabeths, dadurch, daß man in ihrer Tasche jenes Bild gefunden hätte, sich des Mordes im höchsten Grade verdächtig gemacht, so sehr auch eine solche That im Widerspruch stand mit ihrem tadellosen Charakter und Lebenswandel. Frankenstein war in Verzweiflung; er betheuerte gegen Elisabeth ihre Unschuld, aber er fand nicht den Muth in sich, ihr seinen Verdacht mitzutheilen und ihr eine Geschichte zu erzählen, die ihm Niemand geglaubt, die ihn nur als Wahnsinnigen hätte erscheinen lassen. Der Tag des Gerichts brach an; die schwersten Anzeigen lagen gegen die arme Justine vor; sie vertheidigte sich mit dem Muth der Unschuld, was man ihr aber als verstockte Frechheit auslegte; sie vermochte die schwersten Indicien gegen sie nicht befriedigend zu erklären; vergebens sprach Elisabeth zu ihren Gunsten: sie wurde zum Tode verurtheilt. Weil ihr Beichtvater ihr die Absolution verweigerte, bekannte sie sich der That schuldig; aber in einer letzten Unterredung mit Elisabeth, wobei diese von Frankenstein begleitet wurde, widerrief sie feierlich ihr abgedrungenes Geständniß, und starb, da alle Versuche, die Richter zu erweichen und von ihrer Unschuld zu überzeugen, vergeblich blieben, auf dem Schaffot.

„Nichts ist peinlicher für das menschliche Gemüth, als, nachdem die Gefühle durch eine rasche Aufeinanderfolge von Ereignissen heftig aufgeregt wurden, die darauf folgende Ruhe der Unthätigkeit und Gewißheit, welche der Seele keine Hoffnung und keine Furcht übrig läßt. Justine starb, sie ruhte, und ich lebte noch. Das Blut rollte frei in meinen Adern, aber eine Last von Verzweiflung und Reue lag drückend auf meinem Herzen und nichts vermochte sie abzuwälzen. Der Schlaf floh mein Auge; ich wanderte umher wie ein böser Geist, denn ich hatte über alle Beschreibung gräßliche Unthaten begangen und ärgere waren noch zurück. Und doch floß mein Herz über von Wohlwollen und von Liebe zur Tugend. Ich war ins Leben getreten mit den menschenfreundlichsten Absichten. Jetzt war all mein Hoffen zerstört; statt der Heiterkeit des Gewissens, die mich hätte mit Selbstzufriedenheit auf die Vergangenheit zurückblicken lassen und mir neue Hoffnungen für die Zukunft geboten hätte, war ich jetzt ergriffen von Reue und Schuldbewußtsein, die mich in eine Hölle von Qualen schleuderten, wie sie keine Zunge schildern kann. Oft ruderte ich mitten in den See hinein, überließ das Boot den Wellen und mich meinen trübseligen Gedanken. Oft war ich in Versuchung, wenn Alles um mich her in tiefem Frieden lag, und ich das einzige rastlose Wesen war, das sich in so

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

himmlisch schöner Umgebung friedelos umtrieb, mich in den stillen See zu stürzen, damit seine Wasser sich für immer über mir und meinem Jammer schlössen. Aber ich ward zurückgehalten durch den Gedanken an die heroisch duldende Elisabeth, die ich zärtlich liebte, und deren Dasein mit dem meinigen verwoben war. Ich dachte auch an meinen Vater und Bruder; sollte ich sie der Bosheit des Feindes preisgeben, den ich unter sie losgelassen? In solchen Augenblicken weinte ich bitterlich und ich wünschte mir, daß der Friede wieder in meine Seele einkehren möchte, damit ich ihnen Trost und Glück bringen könnte. Aber das konnte nicht sein. Gewissensqualen erstickten jede Hoffnung. Ich war der Urheber all jenes Elends, und ich hatte immer zu fürchten, so lange mir noch Jemand blieb, den ich lieb hatte. Mein Haß und meine Rachsucht gegen den Feind, dem ich so gedankenlos das Leben gegeben, überstiegen alles Maß. Gern wäre ich gepilgert bis zu dem höchsten Gipfel der Anden, hätte ich ihn von dort herabstürzen können."

„Unser Haus war das Haus der Trauer. Meines Vaters Gesundheit war heftig erschüttert; Elisabeth war trüb und niedergeschlagen, sie hatte keine Freude mehr an ihren gewohnten Beschäftigungen; jedes Vergnügen schien ihr ein Frevel gegen die Todten. Wenn ich, sagte sie zu mir, über den jammervollen Tod Justinens nachdenke, so erscheint mir die Welt und Alles, was in ihr geschieht, ganz verändert gegen früher. Sonst betrachtete ich die Erzählungen von Sünden und Unrecht, die ich in Büchern las, oder von Andern hörte, als Geschichten aus alten Tagen oder als eingebildete Uebel; wenigstens standen sie mir entfernt und waren mehr nur für den Verstand als für die Einbildungskraft vorhanden; jetzt aber ist das Elend bei uns selbst eingekehrt und die Menschen erscheinen mir als Ungeheuer, die eines nach des andern Blute dürsten. Mir ist, als wandelte ich am Rande eines Abgrunds, gegen welchen sich Tausende hindrängen und mich in die Tiefe hinabzustoßen suchen. — Als sie sah, wie ihre Worte mich ergriffen, der ich mich als Urheber des Jammers fühlte, suchte sie mich wieder zu trösten und aufzurichten. Sie sagte: haben wir denn die Macht verloren, dich glücklich zu machen? Ach! so lange wir uns lieben — so lange wir einander treu sind, können wir hier, in diesem Lande des Friedens und der Schönheit, jedes ruhige Glück ernten — was könnte unsern Frieden stören? — Aber nicht die Zärtlichkeit der Freundschaft, nicht die Schönheit des Landes oder des Himmels konnte meine Seele vom Jammer erlösen; selbst die süßen Laute der Liebe blieben ohne Wirkung. Ich war eingeschlossen von einer Wolke, die kein wohlthätiger Einfluß durchdringen konnte. Der verwundete Hirsch, der seine erschöpften Glieder in ein unbetretenes Dickicht schleppt, um hier nach dem Pfeil zu sehen, der ihn durchbohrte — das war das Bild meines Zustandes."

„Manchmal rang ich mit der düstern Verzweiflung, die mich erfaßte; manchmal suchte ich die Einsamkeit, um mich selbst und meinen Kummer zu vergessen. Meine Wanderungen richteten sich auf einmal ins Chamouny-Thal, das ich als Knabe oft besucht hatte. Das Wetter war schön, es war Mitte August, zwei Jahre nach Justinens Tod. Ich hatte mir ein sicheres Maulthier gemiethet. Die Last, die auf meinen Geist drückte, war merklich erleichtert, als ich tiefer in die Schlucht, welche die Arve bildet, hineindrang. Die ungeheuern Berge und Felsblöcke, welche zu beiden Seiten über mich hereinragten, das Getöse des zwischen den Felsen daher brausenden Flusses, und das Rauschen der Wasserfälle ringsumher zeugte von einer Kraft, gewaltig wie die Allmacht, und ich hörte auf zu fürchten oder mich zu beugen vor einem Wesen, minder mächtig als das, welches die Elemente schuf und beherrschte, die sich hier in ihrer furchtbarsten Großartigkeit darstellten. Wie ich höher emporstieg, nahm das Thal einen noch prachtvollern und Staunen erregenderen Charakter an. Zerstörte Burgen hängen an den steilen Abhängen von Fichtenbergen; die ungestüme Arve und da und dort hinter den Bäumen hervorlugende Hütten bildeten eine Scene von ausnehmender Schönheit. Gesteigert und noch erhabener gemacht wurde diese durch die mächtigen Alpen, deren weiße und schimmernde Pyramiden und Kegel Alles überragten, wie einer andern Welt angehörig, wie Wohnungen einer andern Gattung von Wesen. Bald nachher erreichte ich das wunderbare Chamouny-Thal, das erhabener, aber nicht so schön und malerisch ist, wie das Servax-Thal, das ich zuvor durchwandert. Ungeheure Gletscher näherten sich der Straße; ich hörte den grollenden Donner der fallenden Lawine und sah den Dampf aufsteigen, wo sie hinzog. Montblanc, der prachtvolle, fürchterliche Montblanc, erhob sich über die umgebenden Bergspitzen und sein ehrfurchtgebietender Gipfel überschaute das Thal. Ein langeverlorenes, süßes Wohlbehagen kam manchmal über mich während dieser Reise. Manche Wendung der Straße, mancher plötzlich wieder erkannte Gegenstand erinnerte mich wieder an vergangene Tage

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und weckte das Andenken an harmlose Fröhlichkeit des Knaben. Die Winde selbst flüsterten in tröstlichen Tönen mir zu und die mütterliche Natur hieß mich nicht mehr weinen. Dann aber hörte auch wieder plötzlich dieser besänftigende Einfluß auf, wirksam zu sein — ich fand mich wieder an den Gram angeschmiedet und all meinen jammervollen Gedanken zum Raube. Dann spornte ich mein Thier, trachtend so die Welt, meine Sorgen und vor Allem mich selbst zu vergessen — oder, in noch verzweifelterer Stimmung sprang ich ab und warf mich auf das Gras nieder, übermannt von Grauen und Verzweiflung. Endlich erreichte ich das Dorf Chamouny. Erschöpfung folgte auf die übermäßige Anstrengung des Körpers und der Seele. Eine kurze Zeit blieb ich am Fenster, und beobachtete die bleichen Blitze, welche um den Montblanc zuckten, und lauschte dem Brausen der Arve, welche unten ihren geräuschvollen Lauf fortsetzte. Die Einförmigkeit dieses Rauschens wirkte wie ein Schlummerlied auf meine aufgeregten Empfindungen; als ich mein Haupt auf das Kissen legte, beschlich mich der Schlummer; ich fühlte, wie er herannahte und ich segnete den Spender der Vergessenheit."

„Den folgenden Tag brachte ich mit Herumstreifen in dem Thale zu. Ich stand an den Quellen des Arveiron, welcher in einem Gletscher entspringt, der mit langsamem Schritt von den Gipfeln der Berge herabrückt, das Thal zu verbarikadiren. Die steilen Wände ungeheurer Berge standen vor mir; die Eiswand des Gletschers hing über mir; einige zerschmetterte Fichten waren rings herum zerstreut; und das hehre Schweigen in diesem herrlichen Prachtsaal der erhaben waltenden Natur war nur unterbrochen von den brausenden Wogen, oder dem Sturz eines gewaltigen Felsstücks, dem Donnergetön der Lawine oder dem Gekrach des da und dort zerberstenden Eises. Diese erhabenen und prachtvollen Scenen gewährten mir den besten Trost, dessen ich fähig war. Sie erhoben mich über kleine Gefühle und Gedanken; und obgleich sie meinen Kummer nicht entfernten, beschwichtigten und beruhigten sie ihn doch. Einigermaßen lenkten sie auch meinen Geist ab von den Gedanken, worüber er in den letzten Monaten gebrütet hatte. Ich suchte des Nachts die Ruhe; und der Schlaf wurde mir gleichsam zugeführt durch die Versammlung der großen Bilder und Gestalten, die ich den Tag über angeschaut hatte. Sie schaarten sich alle um mich; der unbefleckte, schneeweiße Berggipfel, die schimmernden Eiszacken, die Fichtenwälder und die wilde, nackte Schlucht; der Adler, unter Wolken sich hinschwingend — sie alle sammelten sich um mich und luden mich zur Ruhe."

„Wo waren sie hin, als ich am andern Morgen erwachte? Alles, was meine Seele mit Kraft und Muth erfüllte, floh mit dem Schlaf und dunkle Schwermuth umwölkte alle meine Gedanken. Der Regen floß stromweise herab und dicke Nebel umhüllten die Gipfel der Berge, so daß ich nicht einmal die Angesichter dieser gewaltigen Freunde sah. Dennoch wollte ich ihren Nebelschleier durchdringen und sie in ihren heimlichen Wolkensitzen aufsuchen. Was waren für mich Regen und Sturm! Ich beschloß, den Gipfel des Montanvert zu besteigen und zwar ohne Führer, denn ich war mit dem Weg gut bekannt und die Gegenwart eines Andern hätte mir die einsame Großartigkeit der Scene gestört. — Es war beinahe Mittag, als ich den Gipfel erreichte. Eine Weile saß ich auf dem Fels, der das Meer von Eis überschaut. Ein Nebel bedeckte dies und die umliegenden Berge. Bald zerstreute ein Windstoß den Nebel und ich betrat den Gletscher. Von der Seite, wo ich stand, hatte ich den Montanvert gerade mir gegenüber und darüber erhob sich in Ehrfurcht gebietender Majestät der Montblanc. Die eisigen, schimmernden Spitzen der Berge erglühten im Sommerlicht über den Wolken. Mein Herz, vorher so kummervoll, schwoll von einer der Freude ähnlichen Empfindung; ich rief aus: „Ihr umherschweifenden Geister, wenn Ihr wirklich umherschweift und nicht in Euren engen Lagern ruhen bleibt, gönnt mir dies schwache Glück, oder nehmt mich, Euren Genossen, weg von den Freuden des Lebens!"

„Wie ich dies sagte, ward ich plötzlich der Gestalt einer Mannes ansichtig, der in einiger Entfernung mit übermenschlicher Eile auf mich zuschritt. Er sprang weg über die Spalten im Eis, wo ich nur mit Vorsicht wandelte; auch schien mir, wie er sich näherte, sein Wuchs über den menschlichen hinaus zu gehen. Ich war bestürzt; ein Nebel kam über meine Augen und ich fühlte mich von einer Ohnmacht bedroht; aber bald brachte mich die kalte Luft der Berge wieder zur Besinnung. Ich entdeckte, als die Gestalt (ein furchtbarer, verabscheuter Anblick!) näher kam, daß es der Elende war, den ich geschaffen. Ich zitterte vor Wuth und Abscheu, beschloß seine Annäherung abzuwarten und dann in tödtlichem Kampfe mit ihm zu ringen. Er näherte sich; sein Angesicht trug den Ausdruck bittrer Seelenangst, verbunden mit Hohn und Bosheit, während seine unirdische Häßlichkeit sei-

nen Anblick beinahe unerträglich für ein menschliches Auge machte. Aber darauf achtete ich kaum; Wuth und Haß hatten mich zuerst der Sprache beraubt und sobald ich nur wieder meiner selbst mächtig war, überhäufte ich ihn mit Worten, welche die wüthendste Verachtung und Verabscheuung aussprachen. — Teufel! rief ich aus, du wagst dich mir zu nähern, und fürchtest nicht die grimmige Rache meines Arms, der sich über deinem verruchten Haupt erhebt? Fort, schnöder Wurm! oder vielmehr, bleib, daß ich dich zu Staub zertrete! und o! daß ich durch die Vernichtung deines erbärmlichen Daseins die Opfer wieder erwecken könnte, die du so teuflisch ermordet hast! — Ich war auf einen solchen Empfang gefaßt, versetzte der Dämon, alle Menschen hassen den Elenden; und wie muß nun ich gehaßt werden, der ich elender bin, als alle menschlichen Wesen! aber du, mein Schöpfer, verabscheust und höhnst mich, dein Geschöpf, an welches du durch Bande gekettet bist, die nur durch die Vernichtung des Einen von uns sich auflösen. Du hast im Sinne, mich zu tödten. Wie darfst du dir herausnehmen, so mit dem Leben zu spielen? Erfülle du deine Pflicht gegen mich, so will ich die meinige gegen dich und gegen die übrige Menschheit erfüllen. Wenn du meine Bedingungen mir bewilligst, will ich sie und dich im Frieden lassen; wenn du dich aber dessen weigerst, so will ich den Rachen des Todes mit Opfern füllen, bis er gesättigt ist vom Blute deiner noch übrigen Freunde. — Abscheuliches Ungeheuer! versetzte ich; höllischer Feind! die Qualen der Hölle sind noch zu mild, deine Verbrechen zu bestrafen. Elender Teufel! du wirfst mir deine Erschaffung vor; so komm denn her, daß ich den Funken wieder auslösche, den ich so leichtsinnig in dir anfachte! — Meine Wuth war grenzenlos; ich sprang auf ihn los, gespornt von all den Gefühlen, welche den Arm eines Wesens gegen das Dasein eines Andern waffnen können. Er erwehrte sich meiner mit Leichtigkeit und sagte: Bleib' ruhig! Ich bitte dich, höre mich an, ehe du deinem Hasse den Lauf lässest. Hab' ich nicht genug gelitten, daß du mein Elend noch zu erhöhen trachtest? Das Leben, obgleich es nur eine Zusammenhäufung von Qualen sein mag, ist mir lieb und ich will mich darum wehren. Bedenke, du hast mich stärker und gewaltiger gemacht, als du selbst bist, aber ich will mich nicht verführen lassen, mich im Kampfe mit dir zu messen. Ich bin dein Geschöpf, und mild und gelehrig will ich sein gegen meinen natürlichen Herrn und König, wenn du auch gegen mich erfüllen willst, was du mir schuldig bist. Oh, Frankenstein, der du gerecht und billig bist gegen Jeden sonst, tritt nicht mich allein mit Füßen, der auf deine Gerechtigkeit, ja auf deine Güte und Zärtlichkeit die größten Ansprüche hat! Bedenke, daß ich dein Geschöpf bin: ich sollte dein Adam sein; aber vielmehr bin ich der gefallene Engel, den du, ohne eine Missethat, aus dem Gebiet der Freude jagst. Ueberall sehe ich Glück und Heil, wovon ich allein unwiderruflich ausgeschlossen bin. Ich war wohlwollend und gut; nur das Elend machte mich zum Feind. Mache du mich glücklich und ich werde wieder tugendhaft sein! — Fort! antwortete ich, ich will dich nicht anhören. Zwischen dir und mir kann keine Gemeinschaft sein; wir sind Feinde. Fort; oder laß uns unsere Stärke an einander versuchen in einem Kampf, darin Einer fallen muß! — Wie kann ich dich rühren? versetzte das Ungethüm. Werden keine Bitten dich vermögen, ein huldvolles Auge zu richten auf dein Geschöpf, das zu deiner Güte und deinem Erbarmen fleht? Glaube mir, Frankenstein! ich war wohlwollend; meine Seele glühte von Liebe und Menschenfreundlichkeit; aber bin ich nicht allein, unselig allein? du, mein Schöpfer, verabscheust mich; welche Hoffnung kann ich auf deine Mitmenschen setzen, die mir nichts schuldig sind? sie verhöhnen und hassen mich. Die öden Berge, die kahlen Gletscher sind meine Zuflucht. Hier wandre ich seit vielen Tagen umher; die Höhlen von Eis, die ich allein nicht fürchte, sind eine Wohnung für mich, und die einzige, welche mir die Menschen nicht mißgönnen. Soll ich die nicht hassen, die mich verabscheuen? Ich bin elend und sie sollen meine Unseligkeit mit mir theilen. Aber in deiner Macht steht es, mich zu versöhnen und sie von einem Uebel zu befreien, das leicht so groß werden könnte, daß nicht nur du und deine Familie, daß Tausende von ihm verschlungen werden dürften. Laß dich zum Mitleiden erweichen und verachte mich nicht. Höre meine Geschichte; wenn du mich angehört hast, dann verlaß mich oder erbarme dich meiner, wie dir scheinen wird, daß ich verdiene. Aber höre mich, Frankenstein. Du klagst mich eines Mordes an; und doch würdest du mit ganz unbeschwertem Gewissen dein eigenes Geschöpf vernichten. Oh! Preis und Ehre der ewigen Gerechtigkeitsliebe des Menschen! Aber ich flehe dich nicht an, meiner zu schonen. Höre mich nur; und dann, wenn du kannst und willst, zerstöre das Werk deiner Hände!"

„So groß mein Widerwille war, so daß ich den Tag seiner Entstehung, daß ich meine eige-

nen Hände, womit ich ihn gebildet hatte, verfluchte, überredete er mich doch am Ende durch sein klägliches Bitten, ihm in seine Hütte auf dem Berge zu folgen und seine Geschichte anzuhören. Zum Theil bewog mich dazu die Neugier, zum Theil wirkte auch das Mitleid zu meinem Entschlusse mit. Nachdem wir die Hütte erreicht, zündete mein häßlicher Gesellschafter ein Feuer an und begann seine Erzählung."

Diese Erzählung des Dämons umfaßt alle seine Schicksale und Ergebnisse, seit durch Frankensteins Kunst der Funke der Seele und des Bewußtseins in ihm geweckt worden war. Er beschreibt, wie die Sinnesempfindungen, anfänglich verworren, in ihm rege wurden, wie sie sich dann sonderten und klärten, wie er sie unterscheiden lernte. Das plötzlich auf ihn einströmende Licht that ihm wehe; er suchte Schatten und fand ihn in einem Walde bei Ingolstadt; da schlief er, bis Hunger und Durst ihn weckten und quälten. Er aß Waldbeeren und trank aus einem Bach; schlief dann wieder und erwachte bei Nacht; er empfand Angst und Kälte, da er sich in der Kammer, wo er belebt worden, nur mit einigen wenigen Kleidungsstücken Frankensteins, von einem dunkeln Instinkt getrieben, bedeckt hatte. Der am Himmel aufgehende Mond erregte seine Bewunderung. In einem Mantel, den er zufällig fand, hüllte er sich ein und schlief wieder. So vergingen einige Tage, während welcher Zeit sich seine Sinne stärkten und er einige Erfahrungen sammelte. Der Gesang der Vögel gefiel ihm und er suchte ihn nachzuahmen, vermochte es jedoch nicht. Er suchte seine Empfindungen auf eigenthümliche Weise zu äußern, brachte aber nur rohe, unartikulirte Töne hervor, vor welchen er selbst erschrak und wieder verstummte. Zufällig kam er an ein Feuer, an welchem Bettler gekocht hatten und lernte allmälig dessen Wirkungen und Nutzen kennen. Der Mangel an Nahrung, an Beeren und Wurzeln, zwang ihn, seinen Aufenthaltsort zu verändern. Er gelangte auf seiner Wanderung nach einigen Tagen an eine Schäferhütte; ein alter Mann saß darin an einem Feuer. Diesem näherte er sich; aber der Mann, erschrokken über diese Erscheinung, entfloh mit größter Eile. Der Neugeschaffene ließ es sich in der Hütte behagen, wo er Feuer und Essen fand und zog dann weiter in ein Dorf, das sein höchstes Staunen hervorrief. Aber als man ihn nach den Nahrungsmitteln langen sah, welche seinen Appetit reizten, fielen Alle über ihn her, mit Steinen und Waffen und verjagten ihn. Geängstet und beschädigt floh er wieder aufs Feld und fand eine ärmliche Unterkunft in einem Schuppen neben oder vielmehr hinter einer Hütte, welche bewohnt schien. Er verstopfte die Spalten und Ritzen mit Steinen und Holz, daß man ihn nicht entdecken konnte. Hier blieb er längere Zeit, bei Nacht sich seine Nahrung suchend, bei Tag die Bewohner der Hütte durch eine kleine Oeffnung beobachtend. Als er bemerkte, daß die Bewohner für ihr Feuer Holz brauchten, schaffte er es ihnen bei nächtlicher Weile unbemerkt herbei, worüber sie sich sehr verwunderten und von einem guten Geist sprachen.

Der Neugeschaffene faßte eine große Zuneigung zu seinen „Beschützern," wie er sie nannte, obgleich sie von dem Schützling entfernt nichts ahnten. Es war eine liebenswürdige Familie, ein ehrwürdiger, blinder Greis, sein Sohn Felix und seine Tochter Agathe. Sie waren einst in glücklichen Umständen gewesen, hatten aber in Folge seltsamer Ereignisse Alles verloren und hatten aus Paris in diese ländliche Einsamkeit flüchten müssen. Der Greis spielte auf der Guitarre und sang dazu, was dem „Ungethüm" ein unendliches Wohlbehagen machte; Agathe besorgte die häuslichen Arbeiten und Felix bebaute den Garten oder arbeitete im Walde oder für Taglohn. Der Neugeschaffene hielt sie für sehr glücklich und reich, da er aus ihren Geberden merkte, daß sie einander zärtlich liebten, und ihre Schönheit gefiel ihm außerordentlich. Was sie sprachen, verstand er anfänglich gar nicht, lernte es aber nach und nach verstehen, besonders seitdem eine merkwürdige Veränderung im Schooße der edeln Familie vorgegangen war. Eine außerordentlich schöne und junge Araberin war angekommen, zur Freude der Familie und am meisten des Sohns Felix, dessen frühere Traurigkeit ganz verschwand und dem Ausdruck des größten Glücks Raum machte. Er hatte den Vater dieser Araberin, einen Moslem, in Paris, wo er zum Tode verurtheilt worden, befreit und gerettet, aber dadurch sich und die Seinigen in die größte Gefahr und in die äußerste Armuth gestürzt. Der undankbare Vater, welcher dem jungen Mann seine Tochter, das Kind einer christlichen Mutter, zur Gattin verheißen hatte, wollte sein Versprechen nicht halten; aber sie suchte und fand den Geliebten, und nun herrschte Glück und Freude und Wohlstand in der kleinen Familie. Felix unterrichtete seine Geliebte in seiner Muttersprache und im Lesen und Schreiben, und der unbemerkte Lauscher nahm an diesem Unterricht Antheil, so wie er durch seine Aufmerksamkeit und seinen Eifer sich nach und nach mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwarb. Aber nicht bloß seine intellektuellen Fä-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

higkeiten wurden auf solche Weise geweckt und entwickelt, auch die gemüthlichen Bedürfnisse der Liebe und Zärtlichkeit wurden in seiner Seele stärker, genährt von dem beständigen Anblick häuslichen Glückes und inniger Liebe. Seine Neigung, sein Vertrauen zu seinen Beschützern stieg mit jedem Tage. Als er des Lesens mächtig geworden, erfuhr er aus einigen beschriebenen Blättern, die er in den mitgenommenen Kleidern Frankensteins fand, das schauderhafte Geheimniß seiner Entstehung, worüber er aufs heftigste erschrack und sich betrübte. Er verfluchte den Tag, wo er zum Leben erwachte, und seinen Schöpfer, der ihn so häßlich gebildet, der ihn grausam hinausgestoßen hatte in trostlose Einsamkeit. „Dieß waren," sagte er, „meine Gedanken in den Stunden der Niedergeschlagenheit, aber wenn ich die Tugenden der Hüttenbewohner bedachte, ihre liebevollen und wohlwollenden Gemüther, so beredete ich mich selbst, sie würden, wenn sie erführen, wie sehr ich ihre Tugend bewundere, mit mir Erbarmen haben und meine Häßlichkeit übersehen. Konnten sie von ihrer Thüre abweisen ein Wesen, das, wenn auch häßlich und ungestalt, um ihr Mitleid und ihre Freundschaft flehte? Ich beschloß endlich, nicht zu verzweifeln, sondern mich auf jede mögliche Weise zu einer Besprechung vorzubereiten, welche über mein Schicksal entscheiden sollte. Ich verschob den Versuch noch um einige Monate, denn die Wichtigkeit des Erfolgs flößte mir die Furcht ein, er möchte fehlschlagen. Die Vermehrung meiner Kenntnisse zeigte mir nur immer deutlicher, welch ein jämmerlich verstoßener Elender ich war. Zwar hegte ich Hoffnung; aber diese schwand, wenn ich meine Gestalt sich im Wasser abspiegeln oder meinen Schatten beim Mondschein sah. Ich strebte meine Befürchtungen zu erstikken und mich zu stärken für den zu wagenden Versuch; manchmal ließ ich meine Gedanken, ungezügelt von dem berechnenden Verstand, sich in den Fluren des Paradieses ergehen und wagte davon zu träumen, daß liebenswürdige und freundliche Wesen wohlwollend meine Gefühle theilen und erwiedern und mich in meiner Betrübniß trösten würden; ihre engelhaften Angesichter umspielte das Lächeln des Trostes. Aber es war Alles ein Traum; keine Eva tröstete mich in meinem Kummer oder theilte meine Gefühle; ich war allein. Ich dachte an Adams Bitte zu seinem Schöpfer. Aber wo war der meinige? Er hatte mich verlassen, und ich, in der Erbitterung meines Herzens, fluchte ihm. So verging der Herbst. Ich sah mit Erstaunen und Leidwesen die Blätter welken und fallen, und die Natur wieder das traurige und öde Aussehen annehmen, das sie gehabt, als ich sie zuerst sah. Das rauhe Wetter bekümmerte mich nicht; ich konnte die Kälte gut ertragen. Aber meine Hauptfreuden waren die Blumen, die Vögel und all der Schmuck und die Pracht des Sommers. Als ich darauf verzichten mußte, wandte ich mich mit um so größerem Interesse den Bewohnern der Hütte zu. Ihr Glück erfuhr keine Verminderung durch das Scheiden des Sommers. Sie liebten sich und theilten ihre Empfindungen mit einander, und diese Freuden erlitten keine Veränderung durch äußere Wechsel. Je mehr ich sie sah, desto höher stieg mein Verlangen, sie um ihren Schutz und ihr Wohlwollen zu bitten; mein Herz dürstete darnach, von diesen liebenswürdigen Wesen gekannt und geliebt zu sein; ihre sanften Blicke freundlich sich gegen mich wenden zu sehen, war das höchste Ziel meines Ehrgeizes. Ich mochte dem Gedanken nicht Raum geben, daß sie mich mit Verachtung und Abscheu abweisen würden. Ich war scharfsichtig genug, einzusehen, daß meine unnatürliche Häßlichkeit hauptsächlich das Entsetzen derjenigen verursacht hatte, welche mich früher sahen. Deßwegen beschloß ich eine Gelegenheit abzuwarten, wo ich den blinden Vater allein in der Hütte fände; denn meine Stimme, obwohl rauh, hatte nichts Furchtbares, und durch die Vermittlung des Greises, der meine Häßlichkeit nicht sah, hoffte ich die Duldung der jungen Leute zu gewinnen."

Er erzählt nun weiter, wie er an einem schönen Herbsttag, wo der Alte allein in der Hütte saß und lieblicher und wehmüthiger als je zur Guitarre sang, in die Hütte trat und dem ehrwürdigen Greise allmählich sein Anliegen vortragen wollte. Aber er zögerte etwas zu lange; eben als er weinend und schluchzend die Hand des alten Mannes faßte und dieser Worte des überraschten Staunens ausstieß, kehrten die jungen Leute zurück. Die Frauen wurden vom heftigsten Entsetzen ergriffen; Felix riß den Ungestalten, der des Vaters Kniee umfaßt hielt, von ihm weg, stürzte ihn zu Boden und schlug auf ihn los; „Ich hätte ihn," sagte er „Stück für Stück zerreißen können, wie der Löwe die Antilope zerreißt. Aber mein Herz sank in mir zusammen vor bitterem Weh und ich zügelte meine Leidenschaft. Ich sah Felix im Begriff seinen Schlag zu wiederholen, als ich, übermannt von Qualen und Jammer die Hütte verließ, und in dem allgemeinen Aufruhr unbeachtet in meinen Schuppen entfloh."— Als die Nacht kam, rannte er in den Wald; er sammelte seine Gedanken; er dachte daran, noch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einen Versuch zu machen; aber als er zurückkehrte, fand er die Hütte verlassen und die Bewohner kehrten nicht zurück. Er zündete sie an, verwüstete den Garten und suchte Zuflucht in den Wäldern.

Aus den Papieren Frankensteins hatte er erfahren, daß sein Schöpfer von Genf gebürtig sei. Dahin richtete er jetzt seine Schritte, unter unendlichen Beschwerden, Mühseligkeiten und Entbehrungen; nur bei Nacht reisend, um nicht von Menschen gesehen zu werden. Nur erst, als er in dicke Wälder kam, getraute er sich, auch bei Tage zu reisen; und die schönen Frühlingstage, welche begonnen, strömten ihm wieder einige Freude und Hoffnung ins Herz. Thränen rannen ihm über die Wangen und dankend erhob er die feuchten Augen gegen die gütige Sonne. Er sah ein Mädchen am abschüssigen Rande eines Bergstromes hinlaufen; sie glitt aus und stürzte in das reißende Wasser. Er sprang aus seinem Versteck hervor, stürzte sich in das Wasser, rettete das Mädchen und zog sie ans Land. Sie war bewußtlos; er suchte sie, so gut er nur vermochte, wieder ins Leben zu rufen; in diesem Geschäft wurde er unterbrochen von einem Landmann, mit welchem sich das Mädchen spielend herumgejagt hatte. Dieser riß dem Retter das Kind aus den Armen und rannte damit davon. Jener eilte ihm nach; aber der Landmann legte eine Flinte auf ihn an, zerschmetterte ihm durch eine Kugel den Arm und floh dann weiter. Gräßliche Wuth und Rachsucht erwachten in der Seele des für seine Menschenfreundlichkeit so schnöde Belohnten. Langsam heilte seine schmerzhafte Wunde. Nach zwei Monaten erreichte er die Umgegend von Genf, wo er seinen Schöpfer zu finden hoffte. Als er vom Schlaf in einem Gehölz erwachte, sah er einen schönen Knaben in seiner Nähe spielen. Da kam ihm der Gedanke, dies Kind werde an seiner Mißgestalt keinen Anstoß nehmen; er sehnte sich, an ihm einen Gesellschafter und Freund zu gewinnen; er ergriff den Knaben und zog ihn an sich. Dieser fing, sobald er ihn ansah, zu schreien an und verbarg sich das Angesicht mit den Händen. Der Mißgeschaffene suchte ihn durch Schmeicheln zu begütigen, aber der Knabe überhäufte ihn mit Scheltworten und Schmähungen, sträubte sich, und drohte ihm mit der Rache seines Vaters — Frankenstein. Da flammte der Zorn und die Rachsucht des Wilden gegen seinen Schöpfer und Feind auf; „du sollst mein erstes Opfer sein!“ rief er und erwürgte den Knaben. Er nahm ihm das Bild ab, welches ihn wunderbar besänftigte durch seinen Ausdruck von Güte und Milde. Bald aber kehrte seine Wuth zurück, wenn er bedachte, daß er keine Ansprüche habe auf die zärtlichen Gefühle solcher reitzenden Wesen. Er übernachtete in einer leeren Hütte; ebendahin kam ein Mädchen, dem er, mit berechnender Bosheit, jenes Bild in die Tasche schob, während es schlief. „Einige Tage,“ so schloß er, „schweifte ich in der Gegend herum, wo dies vorgefallen war. Bald wünschte ich, dich zu finden und zu sprechen, bald beschloß ich die Welt und ihren Jammer für immer zu verlassen. Endlich wanderte ich diesen Gebirgen zu und trieb mich in ihren unermeßlichen Schluchten umher, verzehrt von einer brennenden Leidenschaft, von der du allein mir helfen kannst. Wir dürfen uns nicht trennen, als bis du mir versprochen hast, mir mein Verlangen zu erfüllen. Ich bin allein und elend; die Menschen verschmähen meine Gesellschaft; aber ein ebenso mißgestaltes und abscheuliches Wesen, wie ich, würde sich mir nicht versagen. Meine Genossin muß von derselben Gattung sein wie ich, und dieselben Mängel haben. Dies Wesen — mußt du erschaffen!“

Frankenstein gab, verwirrt und entsetzt, auf diesen Vorschlag lange keine Antwort; der Dämon erneuerte seine Bitte, als ein Recht, das er gegenüber seinem Erschaffer habe. Dieser schlug zuerst, in heftiger Wuth, die Bitte rund ab; der Andere aber versuchte es, nach den entsetzlichsten Drohungen, mit gütlichem Zureden und sagte: „Ich bin boshaft, weil ich allein bin. Bin ich nicht geflohen und gehaßt von allen Menschenkindern! Du, mein Schöpfer, würdest mich mit Jubel und Triumph in Stücke reißen; bedenke das und sage mir, warum ich mehr Erbarmen haben sollte mit den Menschen als sie mit mir? Wenn Ein Wesen wohlwollende Gefühle gegen mich hegte, so wollte ich sie hundertfach erwiedern; um dieses Einen Geschöpfs willen würde ich Frieden schließen mit der ganzen Menschheit. Aber ich ergehe mich da in Träumen, welche sich nie erfüllen können. Was ich von dir verlange, ist mäßig und vernünftig: ich verlange ein Wesen von anderem Geschlecht, aber eben so häßlich als ich; die Gewährung dieser Bitte ist klein, aber es ist Alles, was ich annehmen kann und sie wird mich zufrieden stellen. Zwar werden wir Ungeheuer sein, abgeschnitten von aller Welt: aber dafür werden wir uns um so fester an einander anschließen. Unser Leben wird kein glückliches, aber es wird harmlos sein und frei von dem Elend, das jetzt auf mir lastet. O mein Schöpfer, mache mich glücklich; laß mich dir zum Danke verpflichtet sein für Eine Wohlthat! Beweise mir, daß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ich das Mitgefühl Eines lebendigen Wesens erwecke; schlage mir meine Bitte nicht ab!"

Unter der Bedingung, daß sie in von Menschen unbewohnte Gegenden, nach Südamerika, fliehen sollten, willigte Frankenstein in das Ansinnen des Ungethüms, das mit dem Schwur ihn verließ: Frankenstein solle ihn, wenn er ihm sein Versprechen halte, nie mehr sehen.

Unter dieser Erzählung war der Tag vergangen; Frankenstein kehrte mit dem Morgen in das Dorf Chamouny, und von da unverzüglich nach Genf zurück; „ich stellte mich sogleich meiner Familie dar; mein düsteres, verwildertes Aussehen beunruhigte Alle; aber ich sprach nicht und beantwortete kaum eine Frage. Es war mir, als wäre ich unter einem Zauberbann, als hätte ich kein Recht mehr auf ihre Neigung, als könnte ich nie mehr vertrauten Umgang mit ihnen pflegen. Und doch liebte ich sie bis zur Anbetung, und um sie zu retten, beschloß ich, mich dem grausigen Geschäft zu unterziehen. Die Aussicht auf eine solche Arbeit machte, daß alle anderen Lebensverhältnisse und Gegenstände wie Traum an mir vorübergingen; und nur dieser Eine Gedanke hatte für mich die Realität des Lebens. Tag um Tag, Woche um Woche verstrichen nach meiner Rückkehr, und ich konnte immer nicht den Muth zum Anfangen meines Werkes finden. Ich fürchtete die Rache des Feindes, wenn ich ihn täuschte, und doch war es mir unmöglich, den Widerwillen gegen die mich erwartende Arbeit zu überwinden."

Eine Reise nach England war erforderlich, um das neue Werk zu Stande zu bringen, weil er die Entdeckungen eines Engländers benutzen wollte; aber er zögerte lange, diese Reise anzutreten. Mittlerweile besserte sich seine Stimmung und Gesundheit wieder in etwas, und sein Vater, um vielleicht seine Schwermuth ganz zu entwurzeln, befragte ihn, ob er etwa eine verborgene Liebe habe, die er zu bekennen um Elisabeths willen sich scheue? Viktor betheuerte, daß eine Verbindung mit Elisabeth sein höchster und heißester Wunsch sei, erklärte ihm aber zugleich, daß er beabsichtige, vorher auf kurze Zeit, höchstens ein Jahr, nach England zu reisen, worein der Vater willigte. Henry Clerval, sein Jugendfreund, sollte ihn, auf Betreiben seines Vaters begleiten; die Vermählung mit Elisabeth sollte unmittelbar nach seiner Rückkehr statt finden. Es quälte ihn jetzt nur der Gedanke, daß er die Seinigen, der Bosheit des Dämons preis gegeben, zurücklasse; aber er glaubte doch eher annehmen zu dürfen, daß derselbe vielmehr ihm folgen werde, wie er sich früher geäußert hatte. Mit all seinen chemischen Instrumenten, die er zusammenpacken ließ, reiste er ab.

Die Wärterin.

(Seitenstück zur Kindbettwärterin; S. 91.)

Für eine gewisse Klasse von Frauen gibt es in Paris ein außerordentlich einträgliches Gewerbe, das, obwohl zuweilen nicht ohne Beschwerde, dennoch trägen Personen vollkommen zusagt; im Grunde aber ist es weniger das süße Nichtsthun, das sie dazu reizt, als der Widerwille gegen das tägliche Einerlei der Arbeit.

Es gibt Leute, denen der Müßiggang das tägliche Brod ist; sie durchstreifen die Stadt, unausgesetzt und emsig, von sieben Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends, aber nichts in der Welt kann sie vermögen, sich nur drei Stunden täglich in einem Studirzimmer, oder in einem Bureau mit der Feder zu beschäftigen. Nichts widerstrebt ihnen mehr und ist ihrer Natur mehr zuwider als das: „an die Arbeit gehen;" Zeugniß hiervon geben diejenigen Menschen, welche, einer bestimmten Klasse der Gesellschaft anzugehören verschmähend, es vorziehen, Tag und Nacht, gesund oder krank, jedem Wechsel der Witterung sich aussetzend, lieber als Taschenspieler oder Seiltänzer durch die Straßen zu ziehen, und oft ihr Leben dabei aufs Spiel zu setzen, als daß sie ein einträgliches und ehrenhaftes Gewerbe betrieben. Wenn sie in ihren Beschäftigungen wechseln, so heißt das nur ihrer Trägheit neuen Vorschub leisten. — Aber in keinem von diesen Gewerben findet man mehr geschäftige Trägheit, schleichende Emsigkeit und eigennützige Aufopferung, als in dem in Rede stehenden.

Mindestens jeden Monat einmal wechselt Madame Jacquemart Wohnung und Bett (wenn ihr nämlich die Umstände gestatten, in einem Bett zu schlafen) lernt neue Gesichter kennen, muß neue Charaktere studiren und sich in ihre Eigenthümlichkeiten schicken, wenn sie sich eine gute Behandlung in den verschiedenen Aufenthaltsorten sichern will. Dank der vieljährigen Ausübung ihres Gewerbes, erkennt sie auf den ersten Blick die Personen von Bedeutung, wenn sie zum ersten Male in ein Haus tritt: unter dem Gesinde wie unter der Herrschaft erspäht sie alsbald diejenige Person, an die sie sich vorzugsweise zu attachiren und die sie sich durch Schmeicheleien, kleine Gefälligkeiten und süße Worte geneigt zu machen hat. Dank ihrer bewegten Existenz, die sie ohne Unterlaß vom Faubourg Saint-Germain in den Marais, von der Chaussee d'Antin in den Faubourg

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

KRANKENWÄRTERIN.

Lith. Anst. v. F. Silber v. Berlin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Saint-Marceau wirft, versteht sie es, Ton, Reden, ja sogar die kleinste Geberde nach den verschiedenen Ständen, mit denen sie ihre ausgedehnte Praxis in Berührung bringt, zu modeln; sie ist abwechselnd schweigsam oder geschwätzig, wichtig thuend oder demüthig, achtungsvoll oder vertraulich, je nach dem Range, dem Alter und den Vermögenszuständen derjenigen Personen, denen sie ihre Sorgfalt zu widmen hat; bald fungirt sie in dem ersten Geschoß, bald in der Mansarde, sie ist in jedem Stockwerk eine so durchaus andere, daß man Mühe haben würde, eine und dieselbe Person in ihr wiederzuerkennen.

Ob Madame Jacquemart Familie, Kinder hat oder nicht, kann nicht in Betracht kommen, da sie diese weder besuchen noch bei sich aufnehmen kann. Es ist schon viel, wenn sie drei oder viermal des Jahres acht und vierzig Stunden hintereinander bei Herrn Jacquemart zubringt. Madame Jacquemart hat, wie jede andere Frau, sich dem ehelichen Joche gebeugt: Wittwe geworden, hat sie sich beeilt, abermals ein männliches Individuum mit ihrer Hand zu beglücken, einmal, weil es ihr annehmlich erschien, Jemanden um sich zu haben, wenn ein freilich sehr seltener Zufall sie zwingen sollte, ein Paar Stunden in ihrer Wohnung zuzubringen, dann aber auch, weil sie keiner Andern, als einer sichern Person die Obhut für ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum anvertrauen wollte. Ehe sie jedoch Herrn Jacquemart den Eid der Treue schwur, schwankte sie drei Tage, weil ihr der Keuchhusten und der fieberhafte Rheumatismus doch bedenklich schien. Besagter Herr Jacquemart, seit 30 Jahren Supernumerarius im Ministerium des Innern, besiegte aber die spröde Schöne, ward der Hüter ihrer Wohnung, und kommt alle acht Tage an die Adresse, die sie ihm aufgibt, bringt ihr Wäsche, raportirt alle Neuigkeiten in Bezug auf ihre kleine Hündin und seinen Zeisig, und empfängt dagegen das Honorar ihrer Wartdienste (gewöhnlich sechs Francs den Tag), die Taufgelder und sonstige Geschenke und Accidentien; welches Geld er angewiesen ist, sicher anzulegen und das sie ihm stets ungeschmälert einhändigt, da sie nicht Gelegenheit hat, nur ein Sechs-Pfennigstück auszugeben. Diese Zusammenkünfte, welche oft durch das mahnende Schellen unterbrochen werden, finden im Vorzimmer statt, währen nicht länger als zehn Minuten, gestatten kein überflüssiges Wort, und machen, wie man sieht, eine Ehescheidung wegen unverträglicher Gemüthsart durchaus unmöglich.

Madame Jacquemart ist natürlich aller Vergnügungen, die Andere ihres Standes genießen, beraubt. Promenaden, Bälle, Theater, sind Dinge, von denen sie sich erinnert, in ihrer frühesten Kindheit sprechen gehört zu haben, deren Genuß ihr aber versagt war. Schenkt ihr der Zufall einmal ein Paar müssige Augenblicke, so hütet sie sich wohl, diese ungenutzt vorübergehen zu lassen; dann besucht sie die, welche sie „ihre Frauen" nennt, erkundigt sich nach dem Befinden derselben, schilt die Trägen, welche das Jahr vorübergehen lassen, ohne ihrer Hülfe zu bedürfen, und unterrichtet sich genau, zu welcher Zeit diese oder jene ihrer Clientinnen ihrer benöthigt sein dürfte. Macht sie diese Besuche nicht, dann überläßt sich Madame Jacquemart gewöhnlich dem Vergnügen, frische Luft zu schöpfen, denn wäre es auch im Juli, sie darf kein Fenster öffnen, wenn nicht in dem außerordentlichen Fall, daß die Kranke selbst es befiehlt.

Fügt man zu all diesen Entbehrungen noch die Beraubung des Schlafs während der größeren Hälfte des Jahrs, den Zwang zu tausend eklen Verrichtungen, so wird jeder ausrufen: Madame Jacquemart ist doch die unglücklichste Creatur der Schöpfung. Indeß, dem ist nicht so, vornehmlich, wenn es ihr, Dank der Protection irgend eines berühmten Accoucheurs, gelungen ist, nur Kindbetterinnen zu warten.

Gewiß ist es, daß so manche Nacht es ihr nicht vergönnt ist, sich, wie wir Alle, in's Bett zu legen; indeß hat sie die Gewohnheit angenommen, gleichviel ob Tag oder Nacht, in der ersten besten Bergère, einem Fauteuil oder Stuhl ein Schläfchen zu machen; ja, zur Noth könnte sie im Stehen schlafen. Sie zollt Morpheus ihren Tribut in Scheidemünze, und das incommodirt sie so wenig, daß, wenn man sie, eine Handreichung zu thun, erweckt, sie so munter, so behende auf den Beinen steht, als wenn sie nach einem siebenstündigen erquickenden Schlafe sich erhöbe.

Zur Frühstücksstunde erhält Madame Jacquemart eine enorme Tasse Kaffee mit bedeutender Sahne. Das ist der süßeste Moment ihres Erdenwallens, denn ein wohlthätiges Geschick hat Madame Jacquemart zur Feinschmeckerin gemacht: und eine gute Mahlzeit söhnt sie vollkommen mit den Plagen einer schlaflosen Existenz aus. Meist bei reichen oder doch wohlhabenden Leuten lebend, erquickt sie sich täglich an Delicatessen, die sie in ihrer eigenen bescheidenen Haushaltung entbehren müßte. Man sorgt für sie, und sie sorgt noch außerdem für sich und spricht ohne Unterlaß von dem guten Hause, in dem sie zuletzt gewesen, um die Eigenliebe derjenigen zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stacheln, bei denen sie sich eben befindet. Beim Diner, der Abendmahlzeit und selbst mehrmals des Tages hält sie auch ein Glas Wein sehr zuträglich, ihren Geist zu erfrischen und ihren Körper zu stärken. Sie hat überdies ihre Schnupftabacksdose, in die sie mindestens alle fünf Minuten ihre Finger versenkt, die eine Quelle unsäglichen Genusses für sie ist und sie stets wach erhält; hierzu kommt noch, daß sie den ganzen Tag in süßem Nichtsthun verschwelget, während eine arme Arbeiterin vom Morgen bis Abend angestrengt thätig sein muß, um zwanzig Sous zu gewinnen.

Aber, wird man einwenden, ich sehe in alle dem noch keinen intellectuellen Genuß. Geduld; Madame Jacquemart fehlt es eben so wenig daran, als anderen vernünftigen Geschöpfen; nur daß dieser dem engen Kreise ihrer Gewohnheiten und Gedanken entlehnt ist. Ueberdies ist Madame Jacquemart äußerst redselig und Madame Jacquemart ist niemals allein. Erzählen, wenn man ihr nur im Geringsten Aufmerksamkeit zollt, ist eine ihrer Hauptleidenschaften, und dann beglückt sie ihre Zuhörer mit Begebenheiten aus ihrer Blüthezeit oder mit romantischen Schicksalen, welche in Familien, in denen sie gelebt, sich zugetragen. Sie verschmäht die Uebertreibung, selbst die Lüge nicht, um das Interesse zu erhöhen; sie erzählt alles, was man will, nur um zu erzählen, wie ein fleißiger Autor, der sein Talent an Fabeln übt. Gewöhnlich verliert sich ihre Jugend in ein Mysterium, das die verschiedenartigsten Conjecturen, die fantastischsten Begebenheiten erlaubt: früh an einen leichtsinnigen Menschen verheirathet, ward sie Wittwe, ohne einen Heller Vermögen, mit vier unmündigen Kindern, und hat seit der Zeit Abenteuer erlebt, welche die Existenz von fünf Generationen ausfüllen könnten. Unvermeidlich hat sie bei ihrem ersten Gebähren alle die Leiden zu ertragen gehabt, welche die übelgelaunte Lucina zuweilen ihren Kranken auferlegt. Hält sie es für gefährlich, von ihren Jugendsünden zu schwatzen, so versetzt sie sich schnell in ein Hospice, wo sie die schönsten Tage ihres Lebens verlebt zu haben vorgibt; alle diese lügenhaften Berichte sind darauf berechnet, Interesse für die Erzählerin einzuflößen; sie ist keinen Augenblick in Verlegenheit, eine Historie zu schmieden, deren Heldin sie selbst war, und erzählt ihre Lügen mit solcher Wahrhaftigkeit, daß sie Alles wirklich erlebt zu haben glaubt. Zuweilen findet eine junge Frau, die zwar nicht mehr leidet, aber doch das Bett noch hüten muß, Behagen an dem Geschwätz der Madame Jacquemart; ist dies nicht der Fall, so bearbeitet sie die Dienerschaft mit ihren Histörchen, sei es nun im Vorzimmer, in der Küche oder selbst im Zimmer von Madame, wo sie mit gedämpfter Stimme der Kammerfrau etwas vorschwatzt.

In Folge ihrer Lust am Klatschen ist Madame Jacquemart außerordentlich neugierig; sie weiß, daß ein großer Dichter irgendwo gesagt hat, „wer nichts sieht, hat nichts zu erzählen.“ Der Tag, wo die Wöchnerin Besuche annehmen darf, wird von ihr mit größter Ungeduld erwartet, und verschafft ihr eine Masse angenehmer Zerstreuungen. Kaum hat man einen Besuch angekündigt, so etablirt sie sich mit dem Strickstrumpf, (der Strickstrumpf hat das Angenehme, daß man ihn jeden Augenblick ohne Nachtheil verlassen kann,) am Fenster und ihre Augen und Ohren sind da in so wunderbarer Thätigkeit, daß sie in einem Moment Figur und Toilette der Gekommenen auffaßt, ohne daß ein Wort der Conversation ihr entschlüpft. In sich hinein murmelt sie ihre Bemerkungen, billigt oder tadelt das, was der Besuch spricht, und ergötzt sich höchlich an den Verleumdungen, wenn ihr gutes Glück will, daß diese den Gegenstand der Unterhaltung bilden. Selten jedoch bleibt sie müssige Zuschauerin der Scene; kaum wendet man sich mit der leichtesten Frage an sie, so nimmt sie Gelegenheit, die Unterhaltung an sich zu reißen; sie holt das Kind, zeigt es, macht darauf aufmerksam, wie sehr der kleine Liebling seinem Vater gleicht, obwohl er unverkennbar die schönen Augen seiner Mutter bekommen wird, und läßt alle jene faden Complimente los, womit sie seit zwanzig Jahren jedes Individuum einer künftigen Generation, welches sie hat geboren werden sehen, überschüttet, wären auch das Kind, der Vater und die Mutter von erschreckender Häßlichkeit.

Ein anderer Genuß der Madame Jacquemart, unbezweifelt der größte, etwas, das der Natur aller Menschen eigen, ist das Vergnügen, zu herrschen. Nimmt man die zehn Minuten aus, welche der Besuch des Doctors währt, den sie auf so kurze Zeit mit dem Scepter belehnt und achtungsvoll seine Befehle entgegennimmt, so ist sie unumschränkte Gebieterin im Zimmer ihrer Wöchnerin. Nicht eine Thür darf halb geöffnet, kein Stäubchen von den Meubeln gewischt, keine Wachskerze angezündet, oder ein Scheit Holz in das Feuer geworfen werden, ehe sie es in ihrer Weisheit für gut befunden. Wenn man noch so leise an die Thür pocht, und wäre es der Herr selbst, man hat immer zu viel Geräusch gemacht. Sie gestattet keinem Besuch einzutreten, bevor sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sich überzeugt, daß er nichts Wohlriechendes an sich habe, und bis sie ihm leises Sprechen empfohlen. Das leichteste Geräusch, das sich aus einem noch so entfernten Zimmer hören läßt, versetzt sie in Wuth, „und läßt sie die Leute zum Schweigen bringen, die Madame Kopfschmerzen verursachen." Die Sorgfalt, die sie der Mutter widmet, verhindert Madame Jacquemart keineswegs, unablässig für das Kind zu wachen. Sie ist es, die den Platz angibt, wohin man die Wiege des Neugebornen zu stellen hat; sie bestimmt die Dosis Zucker, die in das Wasser gethan werden muß, das man ihm reicht; sie präsidirt in Allem, was sich auf seine Toilette, seinen Schlaf ꝛc. bezieht. Von Morgens bis Abends ordnet sie an, befiehlt, kurz übt eine absolute Gewalt. Alle Personen im Hause läßt sie ihre Despotie fühlen, ist gnädig gegen eine Kammerfrau, welche das Vertrauen von Madame zu besitzen scheint und denjenigen, der die Kellerschlüssel in seiner Gewalt hat, oder herrscht die Domestiken an, wenn einer von ihnen es sich einfallen läßt, nicht pünktlich alle ihre Anordnungen, „von denen das Leben der Wöchnerin abhängt", zu vollziehen.

Aber nicht blos die Dienerschaft, auch die Herrin des Hauses muß sich dem eisernen Willen der Madame Jacquemart beugen. Bewaffnet mit den Vorschriften des Arztes, nähert sie sich nie dem Bette, ohne zu sagen, „Madame müssen trinken, Madame müssen ihre Suppe nehmen", und noch ganz andere Dinge befiehlt sie ihr zu thun. Glücklich die Wöchnerin, wenn ihr Madame Jacquemart keine von ihren eigenen Arzeneien reicht, die sie gewöhnlich mit der Formel begleitet: „Wenn es nicht hilft, schadet es auch nicht." Wenn die unglückliche Frau sich überreden läßt, einmal eine solche Medicin zu nehmen, dann ist Madame Jacquemart auf dem Gipfel ihrer Macht, dann ist ihr Thron unumstößlich, und schwer lastet auf ihrer Umgebung die eiserne Ruthe des Despotismus. Denn Arzeneien zu geben ist ihre Leidenschaft. Hütet euch, den leisesten Zweifel zu äußern: sie hat Alles geprüft, ihr Wissen ist unfehlbar. Nicht nur alle Frauenkrankheiten heilt sie aus dem Grunde, auch die der Männer kennt sie vom Hörensagen oder durch Herrn Jacquemart. In dem Hause, das sie bewohnt, ist noch niemals eine Verrenkung vorgefallen, kein Husten ward von ihr vernommen, ohne daß sie Fußbäder und Gerstenwasser verordnet, und sie kramt eine solche Masse Anekdoten und seltsame Beispiele aus, die alle durch Hundezahn, Borretsch und Blutigel geheilt wurden, daß man sie für ein ambulantes Journal der Therapeutik halten könnte.

Es ist Madame Jacquemart's Wunsch, daß die Mutter ihr Kind selbst nähre, sie ist alsdann bis zur Ankunft der Bonne unentbehrlich und der Himmel weiß, mit welcher Arroganz sie der unglücklichen Novize ihre Rathschläge aufdringt, welche sich wohl hütet, der allgewaltigen Wärterin zu widersprechen. Nur mit dem größten Widerwillen (weil es ihr allerdings am Tauftage Schaden verursacht) sieht sie eine Amme ins Haus kommen; diese arme Person verfolgt sie mit ihrem brennenden Hasse, und sinnt nur darauf, sie den ganzen Tag hindurch zu quälen und zu tadeln. Schreit das Kind, heißt es: „der arme Wurm stirbt vor Hunger." Säugt es: „man muß es nicht zu oft saugen lassen, man muß ein Kind durch die Nahrung zu meistern suchen, und das macht sich nicht an einem Tage." Selbst beim Einwindeln, das sie aus dem Grunde versteht, verschont sie die Amme mit bitteren Bemerkungen nicht: „Nehmen Sie sich doch in Acht, Sie binden zu fest, das Kind wird ganz roth."

„Thuen Sie doch die große Nadel weg, die so nahe seinem kleinen Herzen steckt, man kann leicht ein Kind damit tödten." Und die junge Mutter ruft voll Angst aus der Bettgardine: „Liebe Madame Jacquemart, sorgen Sie für das Kind!" Und Madame Jacquemart erhebt den Kopf mit einer Siegermiene, wie ein General, der eben eine Schlacht gewonnen.

Das Gefühl ihrer Wichtigkeit verläßt Madame Jacquemart niemals; dennoch gewinnt sie es über sich, nach Befinden der Umstände, ihre Miene von Erhabenheit und Bedeutsamkeit gegen herablassende Freundlichkeit zu vertauschen, je nachdem sie ihr Amt in das Boudoir einer Herzogin oder in eine Winkelboutique ruft. Jetzt eilt sie zu Herrn Leroux, dem dicken Schlächter in der Rue St. Jacques, dessen Frau schon das dritte oder vierte Mal ihre Hülfe in Anspruch genommen. Mit freundlicher Miene und ohne Umstände tritt sie ein, grüßt die Schlächtergesellen mit einem Lächeln alter Bekanntschaft und nickt der kleinen Bonne vertraulich zu. — „Nun, Monsieur Leroux," sagt sie mit lautem Lachen, „sehen Sie wohl, daß Sie meiner noch einmal bedürfen. Desto besser, desto besser! die liebe Madame Leroux! Ich hoffe, daß wir uns diesmal eben so gut aus der Affaire ziehen werden, als früher."

Hier wird alles einfach, aufrichtig, ohne Phrasen abgethan. Das Geplauder mit der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wöchnerin versiegt nimmer, denn Madame Leroux ergötzt sich an den Erzählungen, die ihr ein Bild der großen Welt geben, ihr die eleganten Frauen, die prächtigen Hotels, tausend Details aus dem Leben der Reichen schildern, von denen sie ohne ihre Wärterin nie etwas erfahren haben würde, und Madame Jacquemart wickelt nach Herzenslust ihre tragi-komischen Gespinste ab. Hier ist sie eine durchaus gefällige, gutmüthige Frau, ohne Anmaßung, genirt Niemanden, ist stets bereitwillig, kleine Arbeiten in der Haushaltung zu übernehmen und bereitet sich höchsteigenhändig ihren Kaffee in der kleinen Küche, „denn man soll nicht glauben, daß sie stolz ist, obwohl sie nur mit vornehmen Leuten Umgang hat." Darum wird auch Madame Jacquemart stets von Herrn Leroux wie eine alte Freundin des Hauses gehalten. Sie nimmt gemeinschaftlich mit der Familie und den Gesellen die Mahlzeiten ein, und wenn zum Nachtisch Käse servirt wird, regalirt Herr Leroux Madame Jacquemart mit einer Flasche alten Cognac. Man lacht, man schwatzt, oder vielmehr, man läßt Madame Jacquemart schwatzen, welche wundersame Histörchen vorträgt, so daß man die Essenszeit verlängert und die Flasche nicht vergißt. Es ist nicht ausgemacht, daß Madame Jacquemart zuerst sich erheben wird; denn sie hat bevorwortet, daß Babette bei Madame Leroux ihre Stelle vertritt.

Verschwunden ist die peinliche Sorgfalt, womit sie vornehme Wöchnerinnen bewacht. Nicht nur, daß man in diesem Hause, von allen Seiten Thüren heftig ins Schloß wirft, sondern auch bis in das Krankenzimmer dringt Tabacksdampf, da Herr Leroux, wie die Gesellen, fortwährend rauchen. Madame Jacquemart kümmert sich eben so wenig als die Wöchnerin darum nnd denkt: „daß alle diese Zärteleien für Zierassen mit schwachen Nerven gut sind."

Die Hauptsache ist, daß Mutter und Kind wohlauf sind, daß Madame Leroux den vierten Tag das Bett verlassen und den zehnten wieder an ihr Comptoir gehen kann, und daß nach Ablauf dieser Decade Madame Jacquemart frei ist, und ihre unbezahlbaren Dienste Anderen angedeihen lassen kann.

Die Haltung der Madame Jacquemart ist stets sehr sorgfältig, obwohl, wie sie behauptet, ihre Toilette in einem Augenblick gemacht ist. Sie bemerkt dann immer, daß sie auch einmal jung und hübsch war, und trotz eines gewissen Embonpoints ist sie noch jetzt nicht ohne einige Ansprüche auf Schönheit. Zuweilen sagt ihr ein artiger Mann, daß sie in ihrer Jugend sehr verführerisch gewesen sein müsse, dann gibt sich Madame Jacquemart ein kokettes Air, und fühlt sich durch dies Compliment über ihre geschwundenen Reize unendlich geschmeichelt.

Die angenehmste Geistesbeschäftigung für Madame Jacquemart ist, die Summen zu addiren, welche sie in diesem und den folgenden Monaten zurücklegen wird und die Interessen, welche ihr diese in einem, zwei oder drei Jahren abwerfen werden. Diese Berechnung hat den doppelten Vortheil, daß sie ihre müssigen Stunden damit ausfüllt und ihre Gedanken in jene glückliche Zeit führt, wo sie endlich die Früchte ihrer langen Wachtdienste genießen wird. Schon sieht sie sich im Geiste im Besitz einer anständigen Rente, als Dame und Herrin und in Gesellschaft ihres theuern Jacquemart leben, von einer Bonne bedient, deren Talente für die Kochkunst sie vervollkommnet; sie wird sich zu Tische setzen können, wann es ihr beliebt, nach Belieben sich niederlegen und aufstehen können, mit einem Wort, in der behaglichen Lage einer Frau sich befinden, die ihr Glück gemacht hat. Diese tröstliche Aussicht läßt sie alles Unbehagliche ihres gegenwärtigen Zustandes geduldig ertragen, obwohl noch manches Jahr vergeht, ehe sie sich zu unthätigem Leben entschließen kann: Engagements, die ohne Unterlaß einander folgen, der Wunsch, ihre Revenu zu vermehren, vielleicht auch der Geschmack an so wechselvoller Lebensweise, das Alles macht, daß sie alt wird, ohne die Ruhe, nach der sie sich sehnt, zu genießen, und die sie nur aus der Perspective kennt. Eines Tages aber verläßt sie die Wohnung fremder Leute um sich in ihre eigene zu begeben. Sie will sich endlich zur Ruhe setzen. Aber, ach! krank erreicht sie diese, und schon den zweiten Morgen stirbt sie in den Armen des guten Jacquemart, der kaum drei Monate seit seiner Verheirathung mit ihr verlebt. Sie stirbt sanft, ohne ein so schleuniges Ende geahnt zu haben, ohne große Schmerzen, nach einem Leben, dem eine gleiche Dosis Glück, wie dem Manne von Genie und dem Millionair zu Theil geworden.

Madame de Bawr.

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

II.

Er reiste über Straßburg, den Rhein hinab nach Rotterdam, glücklich in seines Freundes Gesellschaft und im Genuß der schönen Gegenden. Von Rotterdam ging es nach London, wo sie

mehrere Monate blieben, Clerval den Umgang ausgezeichneter Männer aufsuchend, Frankenstein bedacht, die Mittel zur Lösung seines Versprechens zusammenzubringen; „hätte diese Reise statt gefunden während der glücklichen Zeit meiner Studien, sie hätte mir unaussprechliches Vergnügen gewährt. Aber der Mehlthau war auf die Blüthe meines Lebens gefallen, und ich suchte nur die Männer der Wissenschaft auf, um von ihnen Aufschlüsse und Belehrungen über einen Gegenstand zu bekommen, welcher für mich ein so furchtbar tiefes Interesse hatte. Die Gesellschaft war mir lästig; war ich allein, so konnte ich meinen Geist anfüllen mit Traumgesichten von Himmel und Erde; die Stimme Henry's tröstete, und ich konnte mich so in eine vorübergehende Ruhe einlullen. Aber geschäftige, uninteressante, freudige Gesichter brachten mir wieder die Verzweiflung in Herz. Ich sah eine unübersteigliche Schranke zwischen mir und meinen Mitmenschen sich erheben; diese Schranke war besiegelt mit Williams und Justinens Blut; und das Nachdenken über die mit diesen Namen zusammenhängenden Ereignisse erfüllte mich mit Qual und Angst."

Die beiden Freunde reisten nach einigen Monaten nach Oxford und Edinburgh; eine Tour durch Schottland wollte Frankenstein allein machen, um in irgend einer einsamen Gegend an sem grauses Geschäft zu gehen und sich seines Versprechens zu entledigen. Eine der Orkney-Inseln erlas er sich zu seinem Vorhaben; er miethete eine elende Hütte und machte sich ans Werk.

„Den Morgen widmete ich der Arbeit; Abends aber, wenn es die Witterung gestattete, wandelte ich an dem steinigen Meeresstrand auf und ab und hörte den Wellen zu, wie sie zu meinen Füßen brandeten und tosten. Es war ein einförmiger und doch immer wechselnder Anblick. Ich dachte oft an die Schweiz; dort war es etwas ganz Anderes, als diese düstere, einsame Landschaft. So theilte ich zuerst meinen Tag ein; aber je weiter ich in meiner Arbeit vorrückte, um so grausenhafter und widriger wurde sie mir von Tag zu Tag. Manchmal konnte ich mich Tage lang nicht überwinden, in mein Laboratorium zu treten; dann arbeitete ich wieder Tag und Nacht fort, um eher zum Ende zu kommen. Es war in der That ein widriger Prozeß, mit dem ich beschäftigt war. Bei dem ersten Versuch hatte eine Art von schwärmerischem Wahnsinn mich gegen das Grausenhafte des Unternehmens verblendet; mein Geist war heftig gespannt auf die Vollendung meines Werks und meine Augen schlossen sich zu gegen das Gräßliche des Beginnens. Aber jetzt ging ich daran mit kaltem Blut und oft verzagte mein Herz bei dem Werk meiner Hände. In solcher Lage, über einem verabscheuten Geschäft, versunken in eine Einsamkeit, wo nichts auch nur für einen Augenblick meine Aufmerksamkeit von meinem Haupttrachten abzog, wurde meine Stimmung ungleich; ich wurde unruhig und meine Nerven angegriffen. Jeden Augenblick fürchtete ich meinem Verfolger zu begegnen. Manchmal saß ich da, mit auf den Boden gehefteten Augen, fürchtend sie aufzuschlagen, damit sie nicht auf das Wesen fielen, das ich so sehr fürchtete erblicken zu müssen. Mittlerweile arbeitete ich immerfort und mein Werk war schon ansehnlich vorgerückt. Ich sah seiner Vollendung mit bebender, ängstlicher Hoffnung entgegen, die ich mir selbst nicht zu deuten wagte, aber welche gemischt war mit dunkeln Ahnungen von Unheil, die mir das Herz in der Brust zagen machten.

„Eines Abends saß ich in meinem Laboratorium; die Sonne war unter und der Mond stieg eben aus dem Meere empor; ich hatte nicht mehr Licht genug für meine Arbeit und so blieb ich müßig, versunken in Nachdenken darüber, ob ich meine Arbeit für diese Nacht aussetzen, oder ihr Ende durch rastlosen Fleiß beschleunigen sollte. Wie ich so da saß, führten mich meine Gedanken auf die Erwägung der Wirkungen, welche mein Werk haben konnte. Vor drei Jahren war ich mit demselben Unternehmen beschäftigt gewesen und hatte mir einen höllischen Feind erschaffen, dessen Barbarei ohne Gleichen mein Herz verödet und es für immer mit der bittersten Reue erfüllt hatte. Jetzt wollte ich ein neues Wesen bilden, über dessen Gemüthsart ich ebenso im Ungewissen war; das Weib konnte noch tausendmal boshafter werden als der Mann, und an Mord und Verbrechen um ihrer selbst willen Gefallen finden. Er hatte geschworen, die Nachbarschaft der Menschen zu meiden; aber mußte sie sich durch dieß Versprechen gebunden halten? Sie konnten auch einander hassen; das bis jetzt lebende Geschöpf hatte schon Abscheu vor seiner eigenen Mißgestalt, und konnte es nicht einen noch größern Widerwillen dagegen fassen, wenn sie ihm in weiblicher Gestalt entgegen trat? Oder auch: aus ihrer Verbindung könnten Kinder entspringen, ein Geschlecht von Teufeln, das sich zum Entsetzen der Menschheit fortpflanzte. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß künftige Geschlechter mir als dem Urheber einer solchen Pest fluchen könnten; ich zitterte und mein Herz zagte in mir; da, als ich aufschaute, sah ich beim Licht des Mondes den Dämon am Fenster. Ein schauer-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

liches Grinsen zuckte um seinen Mund, als er mich anstarrte, der ich dasaß vor dem Werke, dessen Vollendung ich ihm hatte zusagen müssen. Ja! er war mir auf meinen Reisen gefolgt; er hatte sich in Wäldern aufgehalten, sich in Höhlen oder auf wilden wüsten Haiden verborgen, und jetzt kam er, um zu sehen, wie weit ich vorgerückt. Als ich ihn ansah, drückte sein Gesicht die höchste Bosheit und Verrätherei aus. Mit einer Empfindung wie Wahnsinn dachte ich an mein Versprechen, noch ein Wesen seiner Art zu schaffen, und zitternd vor Leidenschaft riß ich den Körper, mit dem ich beschäftigt war, in Stücke. Der Elende sah mich die Kreatur zertrümmern, von deren künftiger Belebung er das Glück seines Daseyns hoffte, und entfernte sich mit einem Geheule teuflischer Verzweiflung und Rachsucht. Ich verließ das Zimmer, verschloß die Thüre und that in meinem Herzen ein feierliches Gelübde, nie wieder diese Arbeiten aufzunehmen; und dann eilte ich mit zitternden Schritten in mein Gemach. Ich war allein; Niemand war um mich, meine Schwermuth zu zerstreuen und mich aus den furchtbarsten Träumereien herauszureißen. — Bald trat das Ungethüm zu mir herein — es suchte mich zu bewegen, von neuem ans Werk zu gehen; ich blieb fest und trotzte ihm; er gerieth in fürchterliche, verzweifelte Wuth, stieß die gräßlichsten Drohungen aus und schied endlich mit den Worten: „Bedenke, ich werde zu dir kommen in deiner Hochzeitnacht!“

Entsetzt blieb Frankenstein allein. Er schauderte bei dem Gedanken, wer wohl das nächste Opfer der Rache des Dämons sein würde, und bei der Aussicht, in der Hochzeitnacht von demselben ermordet zu werden, was er für fast unvermeidlich ansah. Er dachte an den endlosen Jammer seiner Elisabeth und vergoß bittere Thränen. Der Tag verging ihm unter den wechselnden Gefühlen trostloser Verzweiflung und wieder vergleichungsweiser Fassung. Abends erhielt er einen Brief von Clerval, der ihn bat, bald wieder zurückzukehren. Dazu entschloß er sich, zuvor aber packte er das angefangene und wieder zerstörte Machwerk in einen Korb und fuhr nach Mitternacht damit ins Meer hinaus, wo er denselben versenkte. Mit diesem Geschäft, das ihm beinahe die Empfindung eines Verbrechens machte, fertig, streckte er sich in seinem Boot nieder und schlief. Als er erwachte, hatte sich der Wind gedreht und ihn weit aufs Meer hinaus getrieben. Trotz seines Elends erwachte jetzt doch wieder die Lebenslust in ihm und erfüllte ihn die Aussicht, Hungers sterben oder ertrinken zu müssen, mit Schauder. Endlich aber trieb ihn doch der Wind an eine Küste, und er wurde beim Aussteigen von mehreren Menschen mit Erstaunen und Mißtrauen betrachtet. Er machte einige Fragen; er erfuhr, daß er auf irischem Boden sei; zu seinem Erstaunen führte man ihn zum Friedensrichter, einem alten, ehrwürdigen Mann, und er erfuhr, daß man ihn eines, Tags zuvor begangenen Mordes zeihe. Mehrere Zeugenaussagen lauteten gegen ihn; man führte ihn zu der Leiche — und er fand seinen Freund Clerval — mit den Spuren der Erwürgung am Halse! er warf sich auf die Leiche, unter wahnsinnigen Ausrufen und Selbstanklagen. Eine schwere Krankheit warf ihn nieder; nach vielen Wochen erwachte er wieder zur Besinnung im Gefängniß, wo ihn sein Wärter als Mörder behandelte; inzwischen war sein Vater, auf die Nachrichten des Friedensrichters hin, angekommen, der auf ihm lastende Verdacht wurde durch die Nachweisung eines Alibi gehoben und er verließ, zu einem Skelett abgezehrt, mit heftigem Fieber, in Gesellschaft seines Vaters, Irland, um heimzukehren. „Mein Vater suchte in mir die Gefühle der Zärtlichkeit zu erwecken. Er redete von Genf, das ich bald wieder sehen sollte — von Elisabeth und Ernst; aber diese Namen preßten mir nur tiefes Stöhnen aus. Zwar empfand ich zuweilen ein Verlangen nach Glück, und dachte mit wehmüthiger Freude an meine Geliebte; oder ich sehnte mich, von verzehrendem Heimweh ergriffen, wieder den blauen See und die reißende Rhone zu schauen, die mir in der Kindheit so theuer gewesen; aber mein gewöhnlicher Zustand war eine gleichgültige Starrsucht, worin mir ein Kerker ein so willkommener Aufenthalt war, als die göttlichsten Scenen der Natur.“

Auf der Reise befremdeten den Vater oft die Selbstanklagen des Sohns; aber dieser gab ihm nie eine genügende Erklärung und Jener nahm sie als Aeußerungen des Diliriums. Ein Brief von Elisabeth, worin sie ihn aufs zärtlichste bat, ihr offen zu sagen, ob er aus irgend einem Grunde ihre Verbindung nicht wünsche, rührte Viktor tief und paradiesische Träume von Liebe und Freude stahlen sich in sein kummervolles Herz: dann dachte er an die Drohungen des Dämons, beschloß aber, sich dadurch nicht abschrecken zu lassen, versicherte Elisabeth seiner unwandelbaren Liebe und erklärte ihr, daß er ein schreckliches Geheimniß auf der Seele habe, das er ihr am Tage nach ihrer Vermählung eröffnen wolle. In Genf angekommen, bereitete sich Frankenstein für den Hochzeittag als für seinen Todestag vor, ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gaß jedoch nicht, alle möglichen Vertheidigungsmaßregeln zu treffen und sich mit Waffen zu versehen. Unmittelbar nach der Vermählung reisten sie zu Wasser, auf dem Genfersee, ab; in Evian sollten sie übernachten; die Fahrt auf dem schönen See am lieblichsten Tage waren die letzten glücklichen Stunden ihres Lebens. Um acht Uhr landeten sie; der Himmel überzog sich, ein Gewitter brach aus; Frankenstein ward unheimlich zu Muthe; er bat Elisabeth, ihn eine Weile allein zu lassen; er wollte in dem Gasthause überall nach seinem Feinde spähen — plötzlich hört er aus Elisabethens Zimmer einen Schrei — er war wie versteinert — einen zweiten — er stürzt in das Zimmer — erwürgt lag Elisabeth auf dem Bette! Außen am Fenster grinste das boshafte, entsetzliche Gesicht des Mörders; Frankenstein schoß nach ihm, aber er wich aus, sprang hinab und stürzte sich in den See.

Der alte Vater starb vor Kummer. Frankenstein ward wahnsinnig und eingesperrt; als er wieder in Freiheit gesetzt war, zeigte er der Obrigkeit Alles an, was er von dem Mörder wußte; zuerst betrachtete man seine Aussagen als Phantasien eines Verrückten, aber er brachte die Beweise vor. Seither jagte er, wie von den Geistern der Ermordeten getrieben, dem Mörder nach, der ihm noch einmal sich zeigte. „Ich knieete bei den Gräbern der Todten; ihre Geister schienen mich zu umschweben, und einen Schatten um das Haupt des Trauernden zu werfen. Der tiefe Kummer wich der Wuth und Verzweiflung. Sie waren todt und ich lebte; der Mörder lebte auch noch, und um ihn zu vernichten, mußte ich mein trauriges Dasein fortschleppen. Ich kniete auf den Rasen, küßte die Erde und rief mit bebenden Lippen: Bei der heiligen Erde, auf der ich kniee, bei den Schatten, die mich umschweben, bei dem tiefen, ewigen Leid, das ich empfinde, schwöre ich, und bei dir, o Nacht und den Geistern, die in dir walten: den Dämon zu verfolgen, der diesen Jammer gestiftet, bis er oder ich im tödtlichen Kampfe gefallen. Für diesen Zweck allein will ich leben. — Ein lautes, höllisches Gelächter antwortete meinem Schwur in der Stille der Nacht; und als dieses Gelächter verhallte, flüsterte eine mir wohlbekannte, verhaßte Stimme mir hörbar ins Ohr: „Ich bin befriedigt! jämmerlicher Elender! du bist entschlossen zu leben und ich bin befriedigt!“

Seitdem verlor Frankenstein nie mehr seine Spur, aber nie erreichte er ihn; einmal schiffte er sich mit ihm auf demselben Schiff ein, aber konnte ihn nicht entdecken. Bis auf diese Eisflächen des Meeres war er ihm gefolgt und seine Hoffnung war, daß durch das Aufgehen des Eises der höllische Feind vernichtet worden sei.

Zum Schlusse bat Frankenstein Walton, wenn er sterben sollte, ehe er sein Rachewerk vollbracht, an seiner Stelle den Mörder zu strafen, falls er ihn je zu Gesicht bekäme, und sich nicht durch seine beredten Worte täuschen zu lassen.

Frankenstein wurde immer schwächer; aber in seiner Schwachheit erhob er sich einmal, um der Schiffsmannschaft, die bei den großen Mühseligkeiten und Gefahren des Vorrückens umzukehren verlangte, dringende Vorstellungen zu machen, welche nicht ohne Wirkung blieben. Zuletzt aber mußte sich doch Walton zur Umkehr entschließen, und Frankenstein starb. In der Nacht nach seinem Tode hörte man vor dem Cabinet, worin die Leiche lag, ein entsetzliches Aechzen und Stöhnen — Walton ging hin und fand den Dämon über die Leiche gebeugt — ein entsetzliches, riesenhaftes Wesen, mit langem struppigem Haar und der Gesichtsfarbe einer Mumie. Bei Waltons Annäherung sprang er ans Fenster, aber Jener hieß ihn bleiben. Das Ungethüm stieß jetzt Worte der schmerzlichsten Reue und Verzweiflung aus, und seine Klagen über das Elend, das er seit seinen Unthaten erfahren, waren so aufrichtig und herzzerreißend, daß Walton nicht daran denken konnte, ihm ein Leid zu thun. Nachdem er sich im Jammern erschöpft, sprang er zum Kajütenfenster hinaus auf eine Eisscholle. Die Fluthen rissen ihn fort und er verlor sich in Dunkelheit und Ferne.

Diese Erzählung, von der wir einen Auszug gaben, hat im Original, wo die psychologischen so wie die Naturschilderungen viel detaillirter sind, noch weit mehr Anziehendes, und gewiß ist sie merkwürdig schon als das Product einer Frau. In Manchem verläugnet sich allerdings die weibliche Verfasserin nicht; man spürt wohl, daß vielfache fremde Einflüsse auf sie gewirkt haben; die Studien und die Geistesrichtung ihres Gemahls (Shelley schrieb einen entfesselten Prometheus und war ein außerordentlich eifriger Chemiker), und der Umgang und Gespräche mit Byron machen sich vielfach bemerklich; diese aneignende Empfänglichkeit ist aber vergesellschaftet mit einer ausgezeichneten Spontaneität, Kühnheit und Sicherheit des Geistes. Wenn man auch bedauern mag, daß die Verfasserin ihr Talent einem solchen fabelhaften Thema zuwendete, so muß man ihr doch zugeben, daß sie die Eindrücke des unheimlichen Schauders, der Angst und des Entsetzens sehr glücklich hervorruft; und sind auch die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Motive der Gemüthszustände ganz willkürlich und fabelhaft, so bleiben doch die psychologischen Darstellungen wahr und ergreifend. Ueber die Hoffmann'schen und ähnliche Spukgeschichten erhebt sich diese Erzählung durch eine, wenn auch nicht klar bewußte, doch hier und dort durchschimmernde philosophische Tendenz, welche ihr einige Verwandtschaft mit der Faustidee giebt. Oder ist nicht darin, daß das Werk der Menschenhand, das Werk Eines der edelsten und weisesten Sterblichen, etwas so entsetzlich Häßliches und Mißgestaltes wird, die Anerkennung ausgesprochen von der unerreichbaren Weisheit und Güte der in der schaffenden Natur waltenden Macht, deren Bewußtsein dem menschlichen Geiste dann am lebhaftesten sich aufdringt, wenn er mit ihr wetteifern zu wollen in thörichter Vermessenheit unternimmt? In den Erlebnissen und Gemüthszuständen Frankensteins ist die Schilderung der Reue, der Gewissensangst, der Selbstanklage, ohne eine eigentliche Schuld, bei reinster und wohlwollendster Gesinnung, enthalten — eine allerdings neue Combination, welche die Verfasserin trefflich benutzt, und auf dem Fundament des Unnatürlichen und Unmöglichen mit großer Kühnheit und Wahrheit fortgebaut hat. Die Wechsel in seiner Gemüthsverfassung, die Uebergänge von Angst und Schwermuth zu Hoffnung und Lebensfreude und umgekehrt, unter dem Einflusse theils äußerer Ereignisse, theils der Naturscenen, sind vortrefflich dargestellt.

Das Ungethüm, das Geschöpf des neuen Prometheus, gibt der Verfasserin Gelegenheit, die geistige Entwickelung und Bildung eines menschenartigen Wesens, das aber schon als erwachsen und körperlich ausgebildet ins Leben tritt, von dem ersten Augenblick des Daseins an, welcher bei ihm nahezu mit dem Erwachen des Bewußtseins zusammenfällt, zu schildern. Dies erinnert einigermaßen an die Constructionen der menschlichen Sinnes- und Geistesthätigkeiten bei den französischen Philosophen gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. Hier läßt sich nicht läugnen, daß die Verfasserin große Sprünge und arge Unwahrscheinlichkeiten sich erlaubt hat und daß sie das Ungethüm mit übermenschlicher Fassungskraft ausstattete. Dabei aber beurkundet sie doch eine außerordentliche Feinheit der Beobachtung und Schärfe der Reflexion, und es ist bemerkenswerth, daß sie, welche hier es unternahm, die Entwicklung des Bewußtseins eines von Menschenhand geschaffenen, freilich monströsen, Adams zu veranschaulichen, später eine Erzählung dichtete, welche den Titel hat: der letzte Mensch.

Eine Literatur, in welcher phantastische Productionen solcher Art auftauchen, mag allerdings über die Epoche der eigentlich gesunden, kräftigen poetischen Reife hinaus sein; die gesundeste poetische Kraft läßt sich am Natürlichen genügen und greift nur in außerordentlichen Fällen, von einem geheimen Instinct getrieben, zum Uebernatürlichen, um davon einen symbolischen, mithin doch auf Wahrheit und Realität hinweisenden Gebrauch zu machen. Darum aber darf man doch solche Productionen nicht verwerfen — man muß sich ihrer freuen, in Vergleichung mit so manchen glänzenden Schaumblasen der Tagesliteratur, welche die Phantasie und den Geist ganz nur zum Behufe müßiger und frivoler Unterhaltungslust anstrengen und keine Anregung zum Nachdenken, keine gemüthlichen Eindrücke zurücklassen, was man doch dieser phantastischen und excentrischen Erzählung nachsagen muß.

(Bl. f. K. d. Lit. d. Auslandes.)

Das verwöhnte Kind.

Um ein hell auflodernde behagliches Christabendfeuer in dem eichengetäfelten Besuchzimmer eines alten Ritterschlosses in Herefordshire saßen zwei sanftblickende Großmütter, mit würdevoller Ruhe der Stunde des Mittagsmahles entgegenharrend. Ihre Gestalten traten mit gleicher Stattlichkeit aus den faltigen Brokatröcken hervor, obschon an Ausdruck und Wirkung verschieden. Die eine Großmamma war außerordentlich hager, die andere zeichnete sich durch Wohlbeleibtheit aus. Gute Herzen schauten aus beiden Gesichtern heraus, was man unmöglich hätte bemerken können, wenn diese Herzen nicht wirklich ausnehmend gut gewesen wären, denn die Gesichter waren umgeben, ja beinahe verhüllt von gewaltigen, dicht mit reich ausgezackten, obschon verblichenen Bändern besetzten Hauben, an denen fünf Reihen feingenähte Spitzen emporragten, so daß jegliches der verehrten Häupter große Aehnlichkeit mit einem Distelstrauß hatte, der aus weißer Winterdecke lustig hervorblüht.

Sie vertrieben sich die Zeit mit ernsthaften, aber angenehmen Gesprächen, bis Papa und Mamma angekleidet waren und die übrige Familie nebst verschiedenen Gästen ankam; das Thema, das sie abhandelten, war das nie genug zu wiederholende von den mannigfaltigen Vorzügen, die sich in der liebenswürdigen Person ihres theuren Enkels bereits entwickelt hatten und noch in erhöhtem Maßstabe zu erwarten waren bei der beständigen Sorgfalt, Aufmerksamkeit und Erge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

DAS VERWÖHNTE KIND.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

benheit, so wie der allgemeinen Bewunderung und Schmeichelei, deren Gegenstand die Schönheit und Bildung des lieben kleinen Petkin war.

Ein lauter Schrei aus der vortrefflichen Lunge des Kindes im oberen Stocke — einer Lunge, die an Kraft und Schärfe ihres gleichen sucht — war der unmittelbare Vorbote seiner Ankunft im Besuchzimmer. Es kam auf den Armen seiner Wärterin, um sich bis an die Hausthüre einem Wagen voll Tanten und einem andern voll sonstiger Verwandten, so wie mehreren berittenen Oheimen, entgegentragen zu lassen, die es vom Fenster der Kinderstube aus hatte kommen sehen. In weniger als drei Minuten kam die ganze Gesellschaft lärmend in das Besuchzimmer hereingetanzt, des Hauses Schoßkind Petkin in der Mitte, welches Onkel Benjamin auf die linke Schulter genommen hatte. Dort saß es mit einer Trommel um den Hals, auf die es mit beiden Schlägeln wie wüthend losklopfte, laut aufjauchzend in prahlerischem Vergnügen und ohne es bemerken zu wollen, daß er mit jedem Schlag seines Trommelstocks in der rechten Hand seinem Onkel das linke Ohr in die Höhe drückte. Endlich hörte der allgemeine Lärm auf, die Gesellschaft schöpfte Athem, und in der dadurch herbeigeführten Pause ließ sich die gellende Stimme des lieben Petkin vernehmen, der ganz im Tone eines so eben an's Licht gekommenen kleinen Pagoden rief: „Da sieh her!"

„Sieh nur daher!" Wie oft hören wir dies von Kindern, und wie selten finden wir, daß sie solche Ansprüche auf allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung vergebens machen! Wir fangen an zu fürchten, daß immer, wenn wir ein Kind recht zärtlich lieben (dasselbe gilt auch von einem Lieblingshund, einem Lieblingspferd oder sonstigem Lieblingsgeschöpf), eine starke natürliche Neigung vorhanden ist, es ein Bischen zu verwöhnen, d. h. durch übertriebene Bewunderungsbezeigungen und unbedingtes Eingehen in Alles, was es sagt und thut, mag es auch noch so grillenhaft und ihm selbst schädlich sein, dasselbe eitel, anmaßend, eigensinnig, unartig und widerwärtig zu machen. Wir haben es übrigens vor der Hand nicht sowohl mit guten, oder ziemlich guten, oder auch nur nicht so ganz guten Kindern zu thun, sondern das Musterbild eines „verwöhnten Kindes" ist der Gegenstand vorliegender Schilderung.

Als der Lärm nachgelassen hatte, war es den Oheimen und Tanten möglich, die beiden Großmammas kurz zu begrüßen, ihnen vergnügte Feiertage zu wünschen, und zugleich zu bemerken, daß Herr und Frau Meredith (Liebpetchen möge uns verzeihen, wir meinen Papa und Mamma) in's Zimmer getreten waren. Die Familie begann nun eine freundschaftliche und angelegentliche Unterhaltung über die verschiedenen Gewinne, Verluste, Veränderungen und Aussichten, die jedem Einzelnen seit der letzten Weihnachtszusammenkunft vorgekommen waren; und dieses interessante gemüthliche Gespräch durfte beinahe volle fünfzehn Minuten ununterbrochen fortdauern, während welcher ganzen Zeit Liebpetchen in einer entfernten Stubenecke still geschäftig dastand, gierig Händevoll von dem buntfarbigen Pfefferkuchen verschlang und den papiernen Düten, die ihm Onkel Benjamin mitgebracht, mit ihren süßen Ochsenaugen, Kußmäulchen, Mandeltörtchen, Zuckerbohnen, Gerstenzucker, Ingwerbrödchen, weißem Candiszucker, Pfeffermünzküchchen, Makronen und Zimmtsternen einmal über's andere ihr Recht widerfahren ließ. Diese kleinen Zeichen des Andenkens und Wohlwollens, ohne welche der Geber ganz anders empfangen worden wäre, hatte die gnädige Mamma ihrem lieben Petkin übergeben, mit der Weisung, dieselben in seinem eigenen niedlichen Tischchen aufzubewahren und täglich nach dem Mittagessen ein klein Bischen aus jeder Düte zu nehmen.

Nachdem sämmtliche Familienmitglieder sich begrüßt, sah Tante Nanny auf ihre Uhr, und da sie bemerkte, daß es noch eine halbe Stunde bis zum Mittagsmahle war, zog sie eine Rolle Papier aus ihrer Tasche, öffnete sie mit bedeutsamem Geräusch und machte ungewöhnlich ernsthafte Augen dazu, so daß eine allgemeine, erwartungsvolle Stille entstand, während der die Tante einen fragenden Blick in der Gesellschaft umherwarf.

„Oh, lies, Tante Nanny!" riefen mehrere Stimmen, die offenbar schon vorher unterrichteten, oder sonst sehr schnell sympathetischen Seelen angehörten; „oh! lies es vor!"

„Ja, lies! bitte schön!" murmelten Papa und Mamma, so wie einige Gäste. Tante Nanny neigte selbstgefällig ihr Haupt vor der Gesellschaft und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Die Anstellung eines vernunftgemäßen Versuchs über Kindererziehung ist zugleich ein Unternehmen und ein Ergebniß von der höchsten" —

So begann die kluge Jungfrau mit der Eitelkeit einer angehenden Schriftstellerin ihre höchst gelehrte und eben so abgeschmackte Abhandlung; allein sie sollte nicht so glücklich sein, den süßen Lohn, den sie mit ihrer Arbeit erzielt, den Beifall der hochansehnlichen Gesellschaft, zu erhalten. Petkin, der kleine Tyrann des Hauses, hatte es

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

anders beschlossen. Nachdem er sich halb krank an Zuckerbohnen und Zimmtsternen gegessen hatte, kam er auf einmal zur Einsicht, daß er nicht mehr der Gegenstand ausschließlicher Aufmerksamkeit war, und die Gesellschaft sich wirklich recht gut auch ohne ihn befand. Deßhalb sprang er auf, nahm seine Trommel und fing an, mit gespreizten Beinen im Zimmer herum und zwischen den Sitzenden durch zu stolziren, indem er aus Leibeskräften darauf losschlug, bald auf das Fell, bald aber auch, was ein widerliches Geräusch machte, auf die blechernen Seiten oder die hölzernen Reife der Trommel, und dabei mit aufgeblasenen Backen und aus voller Kehle ein „Rah-di-dah" johlte als Worttext zu dem Rumdidum seines mißhandelten Instruments. Tante Nanny's theoretische Abhandlung mußte es sich also gefallen lassen, mit einem obligaten Accompagnement auf der Trommel von dem gefeierten Petchen vorgetragen zu werden.

Da half nun kein Zureden und Schmeicheln von Seiten der holden Leserin, die sich auf so unangenehme Art unterbrochen sah. Umsonst nannte sie ihn einmal über's andere ihr Herzblättchen und Zuckerkindchen, umsonst versprach sie ihm Zuckerbrödchen, Gäulchen und Wägelchen: der liebenswürdige Wildfang, der schon längst wußte, daß er ohnehin Alles bekam, was er verlangte, ließ sich nicht aus dem Concept bringen und begann einen Höllenlärm, daß der Gesellschaft Hören und Sehen verging. Und als vollends Onkel Benjamin, der zwar längst das Schwabenalter erreicht hatte, aber gleichwohl immer noch etwas von einem Kindeskopf war, sich mit dem Kleinen verbündete, die andere Trommel ergriff, und gleichfalls anfing, den Zapfenstreich zu schlagen, da war es nicht anders, als wie wenn die wilde Jagd im Zimmer einherstürmte.

Was war nun für die arme Nanny zu machen? Sie mußte sich in die Nothwendigkeit fügen und steckte ihre hochweise Abhandlung mit ausdrucksvollen Blicken, worin sehr gemischte und beschämende Gedanken und Gefühle zu erkennen waren, wieder in ihre Tasche. „Das allerliebste Zuckergesichtchen!" sagte Mamma, „was er für eine Farbe bekommen hat! er hat eine solche Freude an seiner Trommel, Tante Nanny!" Hierauf gaben alle Anwesende, bis auf Eine Person, ihre Bewunderung in irgend welchen Worten zu erkennen; der Onkel Benjamin aber und zwei von den Tanten rannten auf das Kind zu, bedeckten es mit Küssen und trugen es auf ihren gekreuzten Armen im Zimmer herum.

Die einzige Person, die in das allgemeine Lob über des geliebten Petkin Aufführung nicht einstimmte, war ein wohlbeleibter, ältlicher Herr, der zu gleicher Zeit mit dem Haufen Onkel und Tanten in seinem eigenen Wagen angekommen war, von dem wir aber bis jetzt ebensowenig Notiz nehmen konnten, als die versammelte Gesellschaft. Herr Scrope Bellyfield saß daher vornehm schweigend da; Mißmuth und Aerger waren auf seinem Gesichte zu lesen. Offenbar war er sehr eitel auf seine große, fette Person; er trug eine hochgewölbte, starkgekrauste, schwarzbraune Perrücke, nicht unähnlich dem Haarputz Georgs IV. Herr Scrope Bellyfield machte überdies starke Ansprüche auf alle Arten von Bewunderung und Aufmerksamkeit: erstens weil er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wirklich ein Mann von ausgezeichnetem Verstand, feiner Erziehung und vieler allgemeinen Bildung war; und zweitens, weil er unermeßliche Reichthümer besaß und mit seinem Einfluß über die Hälfte Stimmen der unabhängigen Freisassen seiner Grafschaft verfügen konnte. Für diese Grafschaft wünschte Herr Meredith für sein Leben gern wieder in's Parlament gewählt zu werden, und da der Wahltag heranrückte, so hatte er sich erst kürzlich um die Freundschaft und Mitwirkung des Herrn Scrope Bellyfield bemüht, der geneigt schien, sich ausschließlich für ihn zu verwenden. Herr Meredith und die ganze Familie boten daher Alles auf, um ihm bei seinem heutigen Besuche jede mögliche Aufmerksamkeit zu erzeigen; allein es hatte sich bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden, außer daß sie ihm aus seinem Wagen steigen halfen.

Herr Meredith hatte sich, so lange der oben erwähnte Vorlesungsversuch der Gesellschaft in die Ohren getrommelt wurde, die Hände reibend und mit gehorsamer vorbereitender Miene neben Herrn Scrope Bellyfields Lehnstuhl aufgepflanzt, gleich als wünschte er sehr, ein recht interessantes und unterthäniges Gespräch mit ihm einzuleiten; allein der dicke Gast war zu erbittert: er saß bocksteif mit erkünstelter Gleichgültigkeit da und stellte sich, als ob er ihn nicht sähe.

Nun ertönte die Speiseglocke von der Halle, und die Gesellschaft schickte sich an, Herrn Bellyfield nach dem Speisesaal zu geleiten; allein man mochte es anfangen, wie man wollte, immer fügte es sich, daß Liebpetkinchen mitten in die Gruppe gerieth und alle Aufmerksamkeit auf sich allein lenkte. Man setzte sich zu Tisch: Herrn Bellyfield war sein Platz zur Rechten der Mamma angewiesen worden, die Liebpetkinchen auf ihrem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schoße hatte. Es wurde die Bemerkung gemacht, daß Großmamma Meredith ihren Platz nicht eingenommen habe; worauf Herr Meredith die Familie benachrichtigte, sie sei wegen Kopfschmerzen auf eine oder zwei Stunden zu Bette gegangen. „Ach!" sagte Mamma, „sie hat in der letzten Zeit viel geklagt; das Wetter, sehen Sie, — es ist zu kalt für sie, ein Aderlaß wird ihr gut thun: Johann ist bereits zu Dr. Mayton gegangen. Darf ich Ihnen ein wenig Suppe vorlegen, Herr Bellyfield?"

„Ich danke, Madame," versetzt der große Gentleman in feierlichem Tone, sein rothes Gesicht beinahe bis in seinen Teller neigend.

„Mir auch, Mamma! — mir auch!"

„Ja, liebster Sohn! hier, mein Schätzchen! — Ich will ihm zuerst einen Löffel voll geben: ich weiß, Herr Bellyfield wird mich entschuldigen."

„Mir, Mamma, mir!"

„Ja, mein Herzchen! du gutes Kind du! die süßen Sachen haben ihn so durstig gemacht. Jetzt, Herr Bellyfield."

„Oh, es hat gar keine Eile, Madame! erklärte der Gentleman, und abermals neigte sich sein Gesicht mit verkehrter Höflichkeit gegen seinen Teller.

Es wäre eine zu schwere Aufgabe für uns, und unsern Lesern zu viel zugemuthet, wenn wir die ganze Scene während dieses höchst unangenehmen Mahles umständlich beschreiben wollten. Die ganze Zeit über saß der siegreiche Liebling des Hauses, der sich dies nicht nehmen ließ, auf Mamma's Schoß, unterbrach sie, so oft sie sich an Jemand anders als an ihn wenden wollte, zog auf widerwärtig neidische Art alle ihre Aufmerksamkeit auf sich, und indem er, wie er von jeher Erlaubniß dazu hatte, auch sämmtliche Anwesende blos mit seiner eigenen kleinen Person beschäftigen wollte, störte er jede allgemeine Unterhaltung und machte sie ganz unmöglich. Der Eindruck, den diese Aufführung auf die ganze Gesellschaft, Mamma und Onkel Benjamin vielleicht ausgenommen, machte, war namenlose Erschöpfung und unwiderstehliches Mißbehagen. Doch hatte Niemand die Grausamkeit, es zu sagen, und Wenige von der Familie wollten sich das Factum selbst gestehen. Was die Gäste im Allgemeinen dachten, war leicht einzusehen; was aber Herr Bellyfield im Besondern dachte und fühlte, das dürfen wir nicht einmal zu muthmaßen wagen. Er stand in der ganzen Gegend im Ruf eines ausgezeichneten Gesellschafters und war besonders durch seinen Reichthum an Anekdoten, so wie durch seinen feinen Weltton bekannt. Im vorliegenden Falle aber wurde nicht die leiseste Spur von all diesen Vorzügen sichtbar. Er machte keine Bewegung, außer um zu essen und um sich mit dem Kopf zu verneigen, wenn Papa und die Onkel ihn ersuchten, er möchte ihnen die Ehre anthun, Wein zu trinken; und nie öffnete er den Mund, außer zu einsylbigen Antworten. Sein Gesicht nahm die eigenthümlich mißliche schwarzrothe Farbe an, die von lang verhaltenem Athem zeugt, seine Manieren charakterisirte eine schreckliche Ruhe; sein Schweigen glich der Pause, die der Explosion einer inhaltsschweren Mine vorangeht.

Wir übergehen die Mahlzeit; die Erinnerung daran macht einen unangenehmen Eindruck. Das Dessert kam auf den Tisch; die Gäste gedachten jetzt der fröhlichen Weihnachtsfeier und bemühten sich, das Gespräch auf die alten Zeiten zu bringen. Allein so lange Liebpetkinchen im Zimmer war, durfte man Nichts als hören und bewundern, sich gedulden und schweigen. Da saß er auf dem Schoß seiner Mamma, die vor Müdigkeit beinahe ohnmächtig wurde, aber nicht Willenskraft genug hatte, ihn in's Bett zu schicken; da saß er, seine Confecte vor ihm ausgebreitet, Backen, Mund und Kinn mit den buntfarbigen Zuckern, Torten, Kuchen und Orangen beschmiert, die er alle nur oben ableckte. Da saß er, mit unreinen Händen und klebrigen Fingern in jeder Platte wühlend, die in seinem Bereich war, oder die man ihm in seinen Bereich bringen mußte, sodann die Brocken auf dem Tisch herum oder auf die Teller seiner nächsten Nachbarn werfend und zu guter Letzt seine schmutzigen kleinen Pfoten an Mamma's Atlaskleid abwischend, oder unter dem Vorwand zärtlicher Liebkosung an ihren Wangen und ihrem Hals.

Endlich hatten die schleichenden Uhrzeiger ihren Weg bis zur Mitte dieser langweiligen Nacht zurückgelegt, Liebpetkins Augenlieder wurden schwer, er machte bereits in Mamma's Armen vorbereitende Bewegungen zum Schlafen. Nun, glaubte man, ließe sich mit aller Vorsicht ein kleiner Versuch machen, ihn ohne Mamma die Treppe hinaufzubringen, so daß sie wenigstens eine halbe Stunde ihren Gästen und ihrer Familie mit Ruhe widmen könnte. Dieser kleine Versuch wurde folgendermaßen angestellt:

„Mein liebes Herzchen!" flüsterte Mamma, das Kind fester an ihren Busen drückend, „will mein liebes Herzchen jetzt in sein Bett gehen?"

„Nein, ich will nicht – nicht Bett gehen."

„Tante Nanny," fuhr Mamma fort, „hat einen kleinen Finger, welcher weiß, daß es Zeit

ist, daß der liebe Sohn jetzt in sein eigenes schönes Bett geht. Kleiner Finger, wie viel Uhr ist's?"

Die vollendete Theoretikerin über Kindererziehung hob ihren begabten Finger in die Höhe.

„Siehst du! Tante Nanny's kleiner Finger sagt, daß es sehr spät ist, und mein Herzchen wird jetzt so lieb sein und in sein Bett gehen — nicht wahr?"

„Nein, nein, nein!" schrie das Kind ärgerlich.

„Mein Zuckersöhnchen! wie fieberisch sein liebes Gesicht und seine Hände sind! geh in dein Bett."

„Ja, liebes Kind, geh!" wiederholte Tante Nanny mit dem zärtlichsten Tone. „Oh! nicht Mamma schlagen; du hast sie an's Kinn gestoßen — sieh nur, die arme Mamma weint! die arme Mamma!"

Die arme Mamma stellte sich, als ob sie schreien wollte: indeß sank das süße Lämmchen auf ihrem Schoß in tiefen Schlaf. So wurde es zu Bette gebracht.

Jetzt richteten sich im buchstäblichen Sinne des Worts alle Anwesende auf ihren Sitzen auf, schöpften auf's Neue Athem, gedachten wieder der fröhlichen Weihnachtstage und schickten sich an, sich eine vergnügte Stunde zu machen und die alten Zeiten zu rühmen. Selbst Herr Scrope Bellyfield verrieth durch Zeichen, daß er aus seiner stolzen Unfreundlichkeit und düstern Schweigsamkeit wieder erwacht war, und sah die „arme Mamma" mit einem Blicke an, worin, neben einigem Mitleid mit ihrem blassen, abgematteten Gesichte, Verachtung und Aerger über ihre moralische Schwachheit zu lesen war. Herr Meredith begann jetzt wieder lebendig zu werden, er zupfte sich Weste und Aermel zurecht, streckte seine Arme aus und rief nach frischen Flaschen und reinen Gläsern. Auch der Tisch wurde abgedeckt und neue Platten mit Orangen, Oliven, Kuchen, getrockneten Früchten u. s. w. darauf gepflanzt. „Und nun," sagte Herr Meredith, mit einem Humpen in der Hand aufstehend und seine Blicke auf Herrn Scrope Bellyfield richtend, „und nun habe ich einen Toast vorzuschlagen."

Ein lautes Geheul aus der Kinderstube machte Herrn Meredith plötzlich stocken. Liebpetkin, dem man, bevor er in's Bette gelegt wurde, sein schläfriges Gesicht gewaschen hatte, war auf einmal wieder so munter geworden, daß er durchaus in den Speisesaal zurückgebracht zu werden verlangte. Schon hörte man ihn die Treppe herab trommeln, singen und jauchzen. Gleichwohl begann Papa seine Rede auf's Neue, in der Hoffnung, damit zu Ende zu kommen, bevor er durch musikalische Begleitung betäubt würde.

„Ich habe euch Allen — so lautete sein Vortrag, der aber bei jedem dritten oder vierten Wort durch das immer näher kommende Getrommel und Geschrei von der Treppe her unterbrochen wurde — ich habe euch Allen einen Toast vorzuschlagen, auf den ihr, wie ich fest überzeugt bin, mit Vergnügen Bescheid thun werdet; es ist dies die Gesundheit eines Gastes, der uns heute mit seinem Besuche beehrt hat, eines Gentleman, dessen allbekannte feine Bildung und dessen Reichthum an Anekdoten der allgemeine —"

Bei dieser Stelle trat das liebe Söhnchen mit solchem Lärm herein, daß man den Sprecher nicht mehr hören konnte, und der „arme Papa" mit einem jammervollen Blick auf die jammervolle Mamma unverrichteter Dinge sich wieder setzte.

Das verwöhnte Kind kam im Nachtrock und mit der Schlafhaube. Er hatte seine Trommel um den Hals, einen Säbel an seiner Seite und einen Trommelschlägel in der einen Hand, während er in der andern eine hölzerne Flinte als solchen gebrauchte. Gerade an die Mitte des Tisches verlangte er gesetzt zu werden, mit seiner Trommel vor sich, und nun fing er an, eine solche Verheerung unter Allem, was in seiner Nähe war, anzurichten, daß wir gar keinen Versuch machen wollen, sie zu beschreiben. Am Ende warf das junge Lämmchen durch eine Bewegung mit seiner Flinte eine hohe Kerze um, die seitwärts fiel, den Kopfputz der Großmamma Thomson streifte und ihn unter Feuer setzte. Während nun Onkel Benjamin den feurigen alten Haubenstock löschte, floh das süße Lamm mit einem lauten Schrei: „Nimm mich, Mamma!" an der Tafel hinab in Mamma's offene Arme und warf bei dieser Gelegenheit eine schwere geschliffene Flasche um, die vom Tisch hinabrollte und mit ihrem Rande Herrn Scrope Bellyfield auf die Zehe fiel.

„Verdammter Kobold!" brach jetzt dieser Gentleman, der bisher wie auf Kohlen gesessen hatte, mit unverhaltener Wuth los, indem er mit einer Schnelligkeit, die man einem so wohlbeleibten Manne nicht zutrauen konnte, aufsprang und seinen rechten Arm ausstreckte, dessen geballte Faust mit allen Zeichen der Leidenschaft über dem Tische zitterte; „verdammter Kobold! hat man mich dazu eingeladen, um dein Geschrei und deine Unarten anzusehen und zu hören! Hat man mich deßhalb hieher gelockt, um mich während des ganzen Essens an deinen saubern Spielen und dei-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nem Geschwätz dicht an meinem Ellenbogen zu ergötzen, um mir unaufhörlich Suppenbrühe, Speck und Confect auf die Knie werfen zu lassen! damit du mir die Würmer aus deinen Lambertsnüssen an meine Weste schleuderst, den Orangesaft mir in's Gesicht spritzest und mit den Kernen nach mir schießest! — Herr Mederith! — Sir! das ist nicht auszuhalten. Sprechen Sie von Systemen und Theorien der Kindererziehung so lange Sie wollen; bei Gott! Ihre Rathgeber tappen jämmerlich im Finstern. Da ist auch nicht eine einzige Idee, welche die Großmamma's, Onkels, Tanten und, erlauben Sie mir, es zu sagen, Papa und Mamma des Kindes da, über diesen Gegenstand haben, die nicht im offenbarsten Widerspruch mit aller Vernunft stände. Ich will gerade heraus sprechen: das ganze Erziehungs- und Behandlungssystem, das man mit diesem Geschöpfe angefangen hat, ist so falsch und für ihn selbst, sowohl jetzt schon, als für sein ganzes künftiges Leben, so schädlich, als nur immer möglich. Ein verderblicheres System könnte kaum die raffinirteste Böswilligkeit erfinden. Sie denken, ich sage dies nur, weil er mir eine Flasche auf die Zehe geworfen hat; aber nein. Der Aerger, Sir, ist es, der mir auf einmal die Zunge gelöst hat. Ich sage es noch einmal, ein vollständigeres Exemplar von einem abscheulichen, verwöhnten Kind ist mir bei all meinem Reichthum an Anekdoten noch nie, weder in einem Buch, noch im Leben vorgekommen; einen solch verdammten Kobold habe ich im quälendsten Traume nicht gesehen!"

Mit diesen Worten tobte Herr Scrope Bellyfield zum Saale hinaus und verließ das Haus, um es nie wieder zu betreten. Herr Meredith hatte nimmer das Vergnügen, **M. P.** hinter seinen Namen zu schreiben: er sah, daß es vergebliche Mühe wäre, als Bewerber aufzutreten.

Napoleon's Tod und Leichenbegängniß.

(Aus den Souvenirs intimes du temps de l'empire.)

„Ich fühle den Tod," erwiederte der Kaiser ruhig seinem Arzt Antommarchi, als dieser, der ihn niedergeschlagener als gewöhnlich fand, ihm ehrerbietig vorwarf, daß er einen Arzneitrank nicht genommen, den er ihm bereitet. „Sie wissen, daß England meinen Leichnam reclamirt," setzte der Kaiser hinzu; „man darf es nicht zu lange warten lassen."

Antommarchi suchte ihn zu überreden, daß sein Zustand die Möglichkeit einer Heilung nicht ausschloß, allein der Kaiser unterbrach ihn mit einer verneinenden Bewegung des Hauptes:

„Nein, Doctor, nein! . . . Warum mir mit trügerischen Hoffnungen schmeicheln, ich kenne mein Schicksal und bin darauf vorbereitet. England hat Mittel gefunden, mich in meinem Exil zu exiliren. Hudson Lowe würde mich gern durch einen Flintenschuß zu Boden strecken, dann würde ich vor den Augen der Welt verbluten, und eine offenkundige Gewaltthat will England vermeiden. Aber, man sieht es nicht, wenn das Herz verblutet, und das Herz haben sie mir gebrochen durch Henkersknechte, die mir das Brod, den Schlaf, ja den Schatten streitig machten. . . . Habe ich mich nicht geduldig unter der Tortur gezeigt? . . . Aber das muß ein Ende haben."

In der That begann das Jahr 1821 unter traurigen Auspicien für die auf Sankt Helena Verbannten. Seit dem April wußte Antommarchi, daß Napoleon's Tage gezählt waren. Der erhabene Gefangene selbst suchte sich nicht über sein nahes Ende zu täuschen; er sah dem Tode mit derselben Unbeweglichkeit, derselben Kaltblütigkeit, wie auf dem Schlachtfelde entgegen. Schon den 17. März hatte er zu seinem Arzte gesagt:

„Es ist nicht Schwäche, es ist die Gewalt, die mich erstickt, es ist das Leben, welches mich tödtet." Dann blickte er zum klaren, wolkenlosen Himmel und fügte schmerzlich hinzu: „Heut vor sechs Jahren (in Auxerre, als er von Elba kam) war der Himmel mit Wolken umzogen! . . . Ach! ich würde gesunden, könnte ich noch einmal jene Wolken schauen." Dann ergriff er die Hand des Doctors, legte sie auf seine Brust: „Sie haben mir ein Schlachtmesser hier hineingestoßen," sagte er schwer athmend, „und die Klinge in der Wunde zerbrochen."

Der Gedanke der Vernichtung vermochte die große Seele des Kaisers nicht zu erschüttern, und wenn man ihn hätte sehen können, wie er seinen letzten Willen kund machte, wie er in seinen unsterblichen Memoiren jedem seinen Ruhmesantheil gab, hätte man wähnen müssen, seine Seele trachte noch immer nach Schlachten und Eroberungen. Alle seine Worte athmeten Hoheit, Ruhe und Wohlwollen. Das Bett, in dem der Kaiser lag, war fast ganz mit besiegelten Gegenständen bedeckt, die seinem Sohn, seiner Familie, seinen Offizieren, oder den Dienern seines Hauses bestimmt waren.

An denselben Tage, neun Uhr Abends, ließ Napoleon, der in einen Schlafrock gehüllt auf einem großen Fauteuil saß, die drei Testaments-Vollstrecker, den General Grafen Bertrand, den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

General Grafen Montholon und Marchand, seinen ersten Kammerdiener, ihre Namen unter das Testament und die Codicille setzen. Keiner war darin vergessen, der sein Exil getheilt. Er drang in die Testaments-Vollstrecker, bei ihrer Ankunft in Frankreich und England, vor Allem dahin zu wirken, daß seine Asche nicht auf St. Helena bleibe. „Wenn Sie meinen Sohn sehen werden, sprach er, halten Sie ihn an, den Namen Napoleon zu führen, sobald er im Alter der Vernunft sein wird und sobald er es für angemessen hält. Wenn das Glück wieder mit ihm sein, wenn er wieder den Thron besteigen sollte, dann ist es Ihre Pflicht, meine Herren, ihn an das zu erinnern, was ich meinen alten Offizieren, meinen alten Soldaten, meinen treuen Dienern schulde. Meines Namens Gedächtniß, ich bin dessen gewiß, wird meines Sohnes höchster Ruhm sein.... Ich wünsche, daß mein Geschlecht sich so wenig als möglich mit Königen vergesellschafte; ich wünsche ferner, daß meine Neffen und Nichten sich unter einander ehelichen, sei es in den Schweizer-Republiken, in den römischen Staaten oder in den amerikanischen Freistaaten..... Sagen Sie der Kaiserin Marie Louise, wenn Sie zu ihr gelangen können, daß meine Gefühle für sie unverändert geblieben; empfehlen Sie ihr mein Kind, es hat keinen anderen Schutz als seine Mutter.... Wenn man meine Feldzüge in Italien und Egypten druckt, sollen sie meinem Sohne dedicirt werden, eben so die Briefe der Souveraine, wenn man sie findet: ohne Zweifel hat man sie in den Archiven aufbewahrt und durch ihre Veröffentlichung wird der Nationaleitelkeit geschmeichelt werden.

Seine letzten Lebenstage füllte der Kaiser mit Lecture oder ernsten Gesprächen aus. Die beiden letzten Bücher, die man ihm vorlas, waren „Dumouriez' Feldzüge" und „Bossuet's Leichenreden;" ersteres las Marchand, letzteres der Abbé Vignali, sein Almosenier.

Zuweilen glänzte ein Schimmer von Hoffnung auf die Erhaltung des Kaisers in den Augen seiner treuen Gefährten; auf Momente kehrte Napoleon's ganze Geisteskraft wieder. Er lächelte und gab sich seiner Gewohnheit zum Plaudern hin, das einen so unerklärlichen Zauber übte; aber dieser guten Momente waren nur wenige und bald fiel er wieder in Erstarrung und Ohnmacht zurück.

„O! rief er dann, wohin ist es mit mir gekommen! Ich war so thätig und kräftig. Unlängst noch durchritt ich ganz Europa... und jetzt vermag ich kaum mehr mein Augenlid zu heben. Ich bin nicht mehr Napoleon."

Dann schloß er die Augen und seine Stirn ward düster.

Welche Bilder, welche tiefe Gedanken mögen dann die Seele des sterbenden Löwen bewegt haben!

Schon in den letzten Tagen des März litt der Kaiser sehr. Antommarchi, im Beisein des Doctors Arnott, Chirurg bei einem der auf St. Helena garnisonirenden englischen Regimenter, suchte ihm die unteren Extremitäten, die eiskalt waren, durch Bähungen zu erwärmen.

„Lassen Sie mich!" rief der Kranke, „nicht dort ist der Sitz des Uebels, im Magen, in der Leber wüther es! Sie haben keine Medicin, kein Elyxier, kein Heilmittel, das Feuer zu dämpfen, das mich verzehrt."

Der Doctor versuchte ihn glauben zu machen, daß die Leber unversehrt sei.

„Glauben Sie es, mein Herr?" erwiederte Napoleon und warf auf den Engländer einen schmerzlich vorwurfsvollen Blick. „Gut! es muß ja so sein, weil ihr Hudson Lowe es so haben will."

Der Himmel selbst schien der Welt verkünden zu wollen, daß der größte Mann unserer Zeit mit dem Tode rang: ein Komet mit feurigem Schweif erschien in den letzten Tagen des März plötzlich am Horizont von St. Helena. Man sprach am Bett des Kaisers von diesem Phänomen.

„Ein Komet!" rief er, und machte einen Versuch, sich im Bette aufzurichten; „ein Komet! Cäsar stirbt!" er sank zurück in die Kissen.

In der That signalisirte dieser Komet den Todeskampf von Frankreichs Cäsar. In den letzten Tagen des April konnte Niemand an das unausweichlich nahe Ende des Kaisers zweifeln; er selbst sah seinem Tode mit seltener Standhaftigkeit entgegen, und als Monarch und Christ überhäufte er in seinen letzten Augenblicken die freiwilligen Genossen seines Exils mit Beweisen seiner unbegrenzten Dankbarkeit, und empfing aus den Händen seines Almoseniers die Tröstungen, welche die katholische Religion ihren Kindern noch an der Schwelle der Ewigkeit angedeihen läßt.

„Ich bin in der katholischen Religion geboren," sagte der Kaiser, „darum will ich ihre Gebote befolgen und ihrer Seegnungen theilhaftig werden."

Von diesem Tage an war das Zimmer des Kaisers für Jedermann geschlossen, außer für die Generale Bertrand, Montholon und für Marchand. Napoleon ließ seinen letzten Willen niederschreiben

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und machte sein Testament. Dann ließ er Antommarchi rufen:

„Ich bin bereit; ich habe abgeschlossen: des Herrn Wille geschehe!"

Das waren auch die Worte des Erlösers, als er am Kreuze starb.

Dann trug er seinem Arzte auf, seinen Leichnam zu öffnen und sein Herz „seiner geliebten Marie Louise" zu überbringen.

„Wenn ich nicht mehr sein werde," fuhr er fort, „eilen Sie nach Rom, begeben Sie sich zu meiner Mutter, meiner Familie; erzählen Sie ihr von meiner Krankheit, meinem Ende. Erzählen Sie ihr, daß Napoleon in dem beweinenswerthesten Zustande, verlassen und elend gestorben sei; sagen Sie meiner Mutter...."

Er hielt inne; die Schwäche übermannte ihn.

Als Napoleon die beiden gewichtigen Acte des zeitlichen und ewigen Lebens vollzogen, war seine Seele in den wenigen schmerzlosen Momenten nur mit dem beschäftigt, was seinem Herzen am theuersten war: Frankreich, seine Gemahlin und sein Sohn. Die Büste des Königs von Rom ließ er vor sich, an das Fußende seines Bettes stellen, auch den Mantel von blauem Tuche, den er in der Schlacht von Marengo getragen.

„Die Ungeheuer," rief er, als die Crisis ihren Höhepunkt erreicht, „habe ich noch nicht genug gelitten! O hätten sie mich erschossen, ich wäre doch den Tod eines Soldaten gestorben!"

Dann im Fieberwahnsinn rief seine glühende Phantasie die Schatten seiner alten Krieger herbei, die in den Schlachten um ihn gefallen waren. Kleber, Dugommier, Joubert, Desaix, zeigten sich ihm. Er lächelte ihnen entgegen, grüßte sie mit Wort und Geberde, dann rief er plötzlich: „O, die Schlacht entscheidet sich, geht, eilt, beschleunigt die Belagerung – unser ist der Sieg!"

Einige Tage nach diesen heroischen Visionen, als seine Getreuen sein Lager umstanden, und die Freude, ihn besser als die vorhergehenden Tage zu sehen, nicht verhehlen konnten, sprach er zu ihnen: „Täuschen Sie sich nicht; es ist mir wohl heute, ich könnte wohl zehn Meilen zu Pferde machen, nichtsdestoweniger fühle ich, daß mein Ende nahe ist. Wenn ich todt sein werde, werden Sie die süße Genugthuung haben, nach Europa zurückzukehren; Sie werden Ihre Eltern, Ihre Freunde wiedersehen, ich aber werde auf den elysäischen Feldern meine Tapfern wiederfinden. Ja, fuhr er mit erhöhter Stimme fort, Ney, Lannes, St. Hilaire, Bessières, Duroc, Berthier, Massena, Murat, alle werden mir grüßend entgegeneilen, wir werden von unsern Thaten sprechen, und ich, ich werde ihnen von meinem Ende erzählen. Groß wird ihr Enthusiasmus sein, mich wiederzusehen, wir werden von unseren Feldzügen mit den Scipionen, den Hannibals, den Cäsaren und den Friedrichs plaudern, und Freude wird sein aller Orten, selbst hier unten," fügte er halb lächelnd hinzu, „daß man ohne Besorgniß so viel berühmte Krieger beisammen sehen kann."

Die Träume des sterbenden Kaisers waren nur Ergänzungen seiner Wünsche im Wachen.

In diesem Augenblicke trat der Doctor Arnott ein, und obschon Napoleon sehr schwach war, äußerte er sich doch gegen den englischen Arzt über sein Befinden von dem vorhergehenden Tage; mit gebrochener Stimme fuhr er fort: „Es ist geschehen, der Schlag ist gefallen, ich werde meinen Körper der Erde zurückgeben. Nähern Sie sich Bertrand, wiederholen Sie dem Herrn, was Sie vernehmen werden, aber getreu, Wort für Wort. Ich kam — sagte Napoleon — mich auf Englands Gebiete niederzulassen; ich hatte auf redliche Gastfreundschaft gehofft.... Und auf dies heiligste aller Rechte auf Erden, das ich forderte, waren Fesseln die Entgegnung..... Alexander, Kaiser Franz und Preußens König, sie wären barmherziger gewesen.... Aber England behielt es sich vor, das Schergenamt zu üben gegen einen einzelnen Mann, den vier Könige haßten... Englands Minister haben diesen Felsen ausgewählt, auf dem sich jedes Europäer's Leben innerhalb dreier Jahre aufzehren muß, um auch mich langsam zu morden. Und was war mein Leben auf diesem Eiland? Keine Unbill, die man nicht mit Freuden mir angethan.... Jede Mittheilung mit meiner Familie, die man doch dem Verbrecher, den das Schaffot erwartet, gestattet, ward mir verweigert.... Seit sechs Jahren schon leben meine Gattin, mein Sohn nicht mehr für mich; seit sechs Jahren hat man mich, von vier Mauern umschlossen, die peinvollste Ungewißheit über das Schicksal meiner Lieben erdulden lassen. England hat mich langsam, allmählich, bübisch hingemordet und der verabscheuungswürdige Hudson Lowe war sein Henkersknecht... aber dieses Albion, es wird wie das stolze Venedig enden.... Und die ganze Schmach meines Todes v e r m a c h e ich Englands regierendem Hause!

Am Abend desselben Tages, als er ein wenig Wasser aus dem, eine Meile von Longwood gelegenen Brunnen getrunken, fühlte er sich ruhiger und sagte zu seiner Umgebung: „Sollte mir vergönnt sein, noch einige Tage zu leben, dann soll ein Monument jene Quelle zieren, die mir so große Erleichterung verschafft..... Wenn mein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Leichnam nicht wie meine Person geächtet wird, wenn man mir ein wenig Erde nicht verweigert, dann möchte ich an jener süßen und klaren Quelle ruhen, oder auf Korsika in Ajaccio's Kathedrale, oder am liebsten an dem Ufer der...."

Wieder übermannte den Kaiser die Schwäche und die folgende Nacht verstrich in Fieberphantasien. Gegen vier Uhr Morgens endlich wich die Aufregung. Der Sterbende zeigte Ruhe, die Ruhe des Muthes, der Resignation. Kalter Schweiß lagerte sich auf Napoleons Angesicht. Immer gefährlicher ward der Verlauf des Uebels. Am nächsten Tage, um vier Uhr Abend benutzte der Kaiser einen Moment der Erholung und rief die Testaments-Vollstrecker an sein Lager:

„Ich werde sterben," sagte er fast feierlich; „Sie werden nach Europa zurückkehren, nehmen Sie meinen Rath für Ihr Benehmen im Vaterlande. Sie haben mein Exil getheilt, Sie werden meinem Andenken Treue bewahren und es nimmer kränken. Meine Prinzipien waren mir heilig, und innig verschmolzen mit meinen Gesetzen, meinen Thaten, nie habe ich sie entweiht. Aber die Ereignisse waren wider mich; ich mußte entsagen, und so verlor Frankreich die liberalen Institutionen, die ich ihm verleihen wollte. Es wird mich mit Nachsicht richten, und meine Absichten würdigen; es wird sich gern meines Namens, meiner Siege, und des wenigen Guten, das ich bezweckt, erinnern. Ahmen Sie ihm nach, bleiben Sie den Principien, die wir vertheidigt, unserem erworbenen Ruhme getreu— Alles Andere bringt Schande und Verwirrung.

Am 3. Mai hatten Napoleons Leiden ihren Gipfel erreicht. Das Wetter war ungestüm, der Regen goß in Strömen herab, und der Wind zerstörte alle Anpflanzungen um Longwood. Nur ein Baum, eine Weide, wo des Kaisers Lieblingssitz, widerstand noch; aber auch sie entwurzelte ein Wirbelwind und führte sie weit mit sich hinweg, als ob Nichts, was Napoleon geliebt, ihn überdauern sollte, und doch riß ihn das Brausen des Sturmes nicht aus seiner Lethargie. Endlich, am 5. Mai 1821, diesem ewig in den Annalen der Welt berühmten Jahrestage, verkündete Antommarchi den Franzosen auf St. Helena, daß der Kaiser nur noch wenige Augenblicke zu leben hätte. Dieser traurige, obwohl längst erwartete Bericht ward stumm, mit tiefem Schmerze empfangen.

Es war gewiß ein erhabenes uud rührendes Schauspiel, das kleine Häuflein Franzosen, die ihren Souverain, ihren Vater nicht verlassen gewollt, an des Sterbenden Lager zu sehen. Madame Bertrand, diese edle und einfache Frau, saß am Kopfende des Bettes, wo der große Mann seinen letzten, schweren Kampf mit dem Tode kämpfte. Neben ihr standen die Generale Bertrand und Montholon; mit thränenden Augen zählten Marchand und die übrige Dienerschaft die letzten Schläge seines Herzens. Der Abbé Vignali kniete vor einem Muttergottesbilde, Sterbegebete sprechend. Angst und Verzweiflung lagerten auf dem Antlitz Aller; aber Ehrfurcht drängte die Thränen zurück, und nur das Röcheln Napoleons und des Abbé Vignali laute Gebete unterbrachen das beredte Schweigen.

Des Kaisers Auge ist starr, sein Mund verzerrt. Einige Tropfen Zuckerwasser, die Antommarchi ihm einflößt, machen den Puls schlagen. Ein Seufzer entwindet sich seiner Brust. Noch lebt die Hoffnung.... Plötzlich macht Napoleon einen Versuch, seinen Kopf zu erheben: man hört die Worte.... Frankreich!.... bewaffnet!.... Es waren seine letzten.

Einen Augenblick darauf begab sich eine doppelte Scene. Die Geschichte wird sie nicht vergessen.

Madame Bertrand hatte ihre Kinder herbeigerufen (ihre Tochter Hortense und ihre drei Söhne), daß sie zum letzten Male ihren Kaiser und ihren Wohlthäter schauen möchten. Diese armen Kinder schienen von einem Gefühl ergriffen; sie traten an das Bett, warfen sich auf die Kniee und bedeckten seine Hände mit Küssen und Thränen. Der junge Napoleon Bertrand, von seiner Bewegung überwältigt, sank ohnmächtig nieder; man mußte die kleinen Freunde Napoleons halb mit Gewalt vom Sterbelager entfernen.

Kaum hatten sich die Anwesenden von dieser peinlichen Scene erholt, als Noverraz, ein Diener des Kaisers, den ein hitziges Fieber schon lange von diesem fern gehalten, wie ein Phantom, bleich, wild, außer sich, hereindrang.

„Wie!" schrie er mit kreischender, durchdringender Stimme, „der Kaiser ist in Gefahr und läßt Noverraz nicht zu seinem Beistande rufen! Sire!" fuhr er in Thränen ausbrechend und ungeachtet aller Mühen der Umstehenden, sich an das Bett klammernd, fort, „hier bin ich! Noverraz ist da, Sie zu vertheidigen, für Sie zu sterben! Aus Barmherzigkeit, Sire, antworten Sie mir! Sire, ich flehe, ein einziges Wort für den armen Noverraz...."

Da er keine Antwort erhielt, wendet er sich zu den Umstehenden und sagt mit herzzerreißender Stimme: „Er will mich nicht mehr wiedererkennen."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

SCHORNSTEINFEGER.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Antommarchi suchte den Unglücklichen, dessen Vernunft gelitten zu haben schien, zu beruhigen, indeß vergeblich; endlich entfernten ihn einige seiner weinenden Cameraden vom Bett des Kaisers.

Es ist sechs Uhr Abends, die Besorgniß des Arztes mehrt sich. Diese Hand, deren Pulsation er prüft und die so oft das Signal zum Siege gegeben, ist eiskalt. Der Doctor Arnott, die Augen auf seiner Uhr, zählt die Intervallen von einem Seufzer zum andern; funfzehn Secunden, dreißig, dann noch eine Minute vergehen. In demselben Moment, wo der Donner des Kanons vom Fort St. Helena den Untergang der Sonne verkündet, in demselben Moment haucht Napoleon seinen letzten Seufzer aus. Seine große Seele schien nur dies furchtbare Signal erwartet zu haben, um sich von seinem Körper zu trennen. Das Tagesgestirn und Napoleon sollten mit einander erbleichen, und in demselben Todtentuch von Purpur und Ruhm; das Schlachtenerz sah gleichzeitig die Sonne in eine andere Hemisphäre und einen Helden in die Unsterblichkeit gehen.

Der Kaiser hat ausgeathmet, Antommarchi läßt die Hand fahren, die er hält. „Es ist alles vorbei!" sagt er mit ernster Stimme.

Und jetzt bricht der stumme, lang verhaltene Schmerz los. Man hört nur Schluchzen und Seufzen; man eilt an das Bett, das jetzt nur noch einen Todten birgt, man will die Züge Napoleons, die der lange Todeskampf nur wenig entstellt, zum letzten Male schauen: die Lippen sind gänzlich entfärbt, sein Mund ist leicht verzogen, seine Augen sind erloschen, seine Stirn aber ruhig und heiter. Der Abbe Vignali, der bisher knieend gebetet, erhob sich jetzt, näherte sich dem Bette und wiederholte mit bewegter Stimme die Worte des heiligen Redners:

„Sic transit gloria mundi."

Indessen trat der Kapitain Crokett ein, um amtlich die Todesstunde des Kaisers zu garantiren; sein Benehmen zeugte von seiner Seele Bewegtheit, er entschuldigte sich achtungsvoll gegen die Anwesenden mit seiner Pflicht und beeilte sich, das Gemach zu verlassen. Bald darauf kamen zwei englische Aerzte, legten die Hand auf das Herz des erhabenen Opfers und machten kalt Hudson Lowe den Bericht, daß Napoleon todt sei. Aber eines Engländers Gegenwart sollte nicht mehr Napoleons Sterbegemach beflecken, und nur französischen Händen die traurigen Vorbereitungen zu seiner Beisetzung anvertraut sein. Man organisirte auf der Feldmark um Longwood eine Ehrengarde, und von diesem Moment an kam Niemand in das Sterbegemach, den seine Functionen nicht dahinriefen und ohne die ausdrückliche Genehmigung des Generals Bertrand. Einige Stunden später nahmen die Testaments-Vollstrecker von zwei Kodicillen Kenntniß, welche, nach des Kaisers Willen, unmittelbar nach seinem Tode geöffnet werden sollten. Das erste dieser beiden Kodicille enthielt nur den kurzen Paragraph:

„Ich wünsche, daß meine Gebeine am Ufer der Seine ruhen, inmitten des französischen Volkes, das ich so innig geliebt habe."

Dieser Wunsch des sterbenden Napoleons, wird er einmal in Erfüllung gehen?.... Frankreich hofft darauf!

Der große Mann war nicht mehr: die Unsterblichkeit hatte für ihn begonnen.

Man hatte die irdische Hülle des Kaisers auf ein kleines Feldbett mit einfach weißen Vorhängen gelegt, das als Sarkophag diente; der Mantel von Marengo ersetzte das Leichentuch. Hände und Füße waren frei. Man hatte dem todten Kaiser die Obersten-Uniform der Garde-Chasseurs mit dem großen Bande der Ehrenlegion angelegt, seine Lieblings-Uniform in den Zeiten seiner Macht. Ihm zur Seite lag sein Schlachtschwert, dasselbe, das er bei Austerlitz, Wagram, Moskau, Dresden, Montmirail und Waterloo getragen, auf seiner Brust ein Cruzifix und zu seinen Füßen die goldene Urne, die sein Herz bewahrte. Rechts zu seinen Häupten stand ein Altar, vor dem der Abbe Vignali in Priesterkleidung Gebete sprach. Alle Personen seines Haushalts standen zur Linken: Antommarchi und der englische Arzt wachten bei dem Leichnam.

Die Dienerschaft verbreitete die Kunde von des Kaisers Tode auf der Insel, und alsbald waren alle nach Longwood führenden Wege mit Neugierigen bedeckt: Europäer, Asiaten, Amerikaner, Handelsleute aus Aethiopien, Japan, Indien und aus den fernsten Fernen über das Weltmeer hergeschifft, Norwegische, Schwedische und Dänische Seeleute, gesellten sich zu den Eingebornen und den englischen Soldaten, um dem Helden die letzte Huldigung zu bringen, und es lagerte so viel Trauer auf diesen sonnverbrannten Physiognomien, auf all diesen weißen, schwarzen und kupferfarbenen Gesichtern, daß man wähnen konnte, jede dieser Menschenracen habe ihren Monarchen verloren. Es war, als hätte die Vorsehung, da sie in jenem traurigen Moment so viele Individuen der verschiedenartigsten Naturen und Klimate auf Helena's Felsen vereinte, glänzendes Zeugniß dafür geben wollen, daß in allen Theilen der Welt der Genius des großen Mannes immer mächtig bleiben werde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Ordnung, in welcher die einzelnen Personen in das Sterbegemach eingelassen wurden, war folgende. Zuerst kamen die englischen Offiziere des 20sten und 66sten Regiments, dann die Unter-Offiziere, dann die Fremden, endlich die Bewohner der Insel. Diese traurige Scene verging unter religiösem Schweigen. Thränen flossen aus allen Augen, Seufzer stiegen aus jeder Brust, man sah selbst aethiopische Sklaven sich vor des Kaisers Bette niederwerfen. Ein Rescript des Gouverneurs untersagte den Frauen den Zutritt in Longwood; allein sie achteten des Verbots nicht, und Hudson Lowe, wie den Beschwerden eines langen Weges trotzend, kamen sie nach Longwood, mischten sich unter den stetigen Zug der Besucher und gaben dieser ernsten Feier eine Weihe, die kein Pinsel, keine Feder wiederzugeben vermag.

Der Sarg, der zur Aufnahme der irdischen Hülle bestimmt war, ward acht und vierzig Stunden nach der Ausstellung des Körpers auf dem Paradebette in das Sterbegemach gebracht. Er hatte drei Einsätze, einen aus Blei, einen aus weißem Blech, den dritten endlich aus Mahagoni-Holz. Der Körper wurde ganz angekleidet in den Blei-Sarg gelegt. Die goldene Urne mit seinem Herzen wurde, seinem Wunsche entgegen (sie sollte der Kaiserin Marie Louise gesandt werden), in eine Ecke des Sarges auf ein, mit weißer Seide überzogenes Kissen gestellt. Der Hut, da der Raum es nicht anders gestattete, wurde zu den Füßen des Todten gelegt. Auch einen goldenen Adler, ein Gold- und ein Silberstück, beide mit seinem Bildniß, das Messer und Besteck, deren Napoleon sich gewöhnlich bediente, endlich einen Teller mit seinen Lieblingssachen that man in diesen ersten Sarg. Dann wurde er geschlossen, und nachdem man ihn sorgfältig verlöthet, in den Sarg von weißem Blech, und dieser letzte dann wieder in den von Mahagoni-Holz gehoben, den man mit kupfernen Schrauben schloß. Abermals diente der Mantel von Marengo diesem Cenothaph als Leichentuch, und auf der Mitte des Sarges, der weder eine Inschrift trug, noch von Wachskerzen umgeben war, hatte man ein silbernes Crucifix befestigt.

Die Offiziere des Kaisers hatten gleich am Todestage einen auf der Insel wohnenden Graveur mit der Anfertigung einer Goldplatte beauftragt, welche die einfache und bescheidene Inschrift führen sollte:

„Napoleon,
Geboren zu Ajaccio
den 15. August 1769;
Gestorben auf St. Helena
den 5. Mai 1821."

Allein Hudson Lowe, hiervon benachrichtigt, erklärte dem Grafen Montholon, daß er sich durchaus solcher Anordnung widersetzen müßte.

„General," setzte er hinzu, „meine Instructionen machen es mir zur Pflicht, dies nicht zu gestatten; es ist schon genug, wenn mein Gouvernement es duldet, daß man die Worte „der General Bonaparte" auf den Sarg schreibt."

Bei dieser Erklärung rief der General: „das ist eine schändliche Bedrückung! es ist infam, das Opfer bis über das Grab hinaus zu verfolgen!"

Aber der Büttel von St. Helena blieb unerweichlich; selbst der Grabstein durfte keine Inschrift führen. Das englische Gouvernement, das den Tod des erhabenen Gefangenen verschuldet, befahl, seinen Grabstein kahl zu lassen, in der Furcht, daß ein Wort, ein Emblem den Lebenden das Andenken an einen Mann zurückrufen könnte, der einst den Sieg von den Pyramiden bis zum Kreml trug.

Der achte Mai war zum Leichenbegängniß bestimmt. Kurz vorher, ehe der Leichenzug sich von Longwood nach dem Thale, wo der Kaiser beerdigt werden sollte, bewegte, näherte sich Hudson Lowe, der am Morgen angekommen, einigen zum Haushalte des Kaisers gehörigen Personen, beklagte den Verlust, den sie erlitten, einen Verlust, sagte er, der ihn in einem Augenblicke um so schmerzlicher träfe, wo sein Gouvernement allem Anscheine nach, den Leiden des Gefangenen ein Ziel zu setzen sehr geneigt geschienen. „Ich war beauftragt, fügte er mit erheuchelter Bewegung hinzu, dem General Bonaparte zu eröffnen, daß der Augenblick nahe sei, wo ihm, was er so sehnlich gewünscht, gestattet sein würde, seinen Aufenthalt in England oder in Amerika zu wählen. Seine Majestät Georg IV begehrte nichts eifriger, als dieser grausamen Verbannung ein Ende zu machen. Es schmerzte ihn, einen Mann, den er bewunderte und schätzte, unter so harten und demüthigenden Verhältnissen zu sehen, und es drängte ihn, der Erste zu sein, der seinen Leiden ein Ziel setzte. Aber ach! jetzt, da er todt ist, bleibt uns nichts, als ihm diejenigen militairischen Ehren zu erweisen, die dem großen Hauptmann und berühmten Soldaten gebühren."

Diese zu späte Verheißung einer besseren Zukunft und diese noch spätere Apologie waren ganz des unversöhnlichen Geistes des britischen Gouvernements würdig. Die Freunde des Kaisers erwiederten auf diese Phrase Hudson Lowe's nur durch ein Lächeln des Mitleids und der Verachtung; und leise wiederholten sie den schrecklichen Fluch, den Napoleon von der Höhe seines Fel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sens, seinen Verfolgern in's Antlitz geschleudert: Ich vermache die Schmach meines Todes Englands regierendem Hause!

Es war ein köstlicher Morgen, dieser Morgen des achten Mai. Die Sonne strahlte zur Verherrlichung der Apotheose des Helden mit doppeltem Glanze am Firmament; ruhig und majestätisch wogte das Meer. Eine ungeheure Volksmenge bedeckte alle Zugänge; Musikchöre auf allen Anhöhen; lang gehaltene dumpfe Trommelwirbel mischten sich in die Trauermärsche der Janitscharen-Musik.

Es war Mittag: englische Grenadiere nehmen den Sarg und tragen ihn mit Mühe in die große Allee des Gartens, wo der Leichen-Wagen ihn erwartet. Der Mantel von Marengo bedeckt ihn, und unmittelbar darauf setzt sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung:

Der Abbe Vignali, im Priesterornate; ihm zur Seite der junge Heinrich Bertrand, einen silbernen Weihkessel tragend; der Doctor Antommarchi und der englische Arzt Arnott; dann kam der Leichenwagen, von vier Pferden gezogen und von zwölf englischen Grenadieren ohne Waffen escortirt; an den Seiten des Leichenwagens gingen der junge Napoleon Bertrand und Marchand; dann folgten die Grafen Bertrand und Montholon zu Pferde: hinter ihnen die Hausdienerschaft; dann die Gräfin Bertrand mit ihrer Tochter Hortense in einer Kalesche mit zwei Pferden, die der Abgründe wegen, neben denen die Straße hinlief, von Domestiken geführt wurden; dann das Leibpferd des Kaisers, in schwarzer Decke und von Archambault geführt; dann die Marine-Offiziere zu Fuß und die englischen Generalstabs-Offiziere zu Pferde; dann der Contre-Admiral und der Gouverneur, gleicherweise zu Pferde; endlich die Matrosen der bei St. Helena ankernden Schiffe und die Einwohner der Insel.

In dieser Ordnung ging der Zug von Longwood, die Hauptwache und die ganze Garnison, 2500 Mann, welche an der linken Seite der Straße, bis Huts-Gatt aufgestellt war, vorüber. Die in gewissen Entfernungen von einander aufgestellten Musikchöre spielten Trauerhymnen. Dann, in dem Maße, wie der Leichenwagen sich vorwärts bewegte, zogen sich die Truppen wieder zusammen, und folgten diesem bis an den Ort der Beerdigung. Die Dragoner an der Spitze, dann das 20ste und 66ste Infanterie-Regiment, die Marine-Soldaten, die Volontaire von St. Helena, und endlich das 12te königliche Artillerie-Regiment mit zwölf Feldstücken; die Kanoniere bei ihren Geschützen, die Lunten in der Hand und zum Feuern fertig.

Eine Viertelmeile jenseits Huts-Gatt hielt der Wagen. Die Truppen machten Halt und reihten sich in Schlachtordnung längs der Straße. Dann hoben die zwölf englischen Grenadiere den Sarg auf ihre Schultern und trugen ihn auf einem neuen Wege, den man ganz ausdrücklich dazu gebahnt, an die Gruft. Die Reiter stiegen ab; die Gräfin Bertrand und ihre Tochter verließen die Kalesche, und das Gefolge nahm denselben Weg, ohne irgend eine Ordnung zu beobachten; die Grafen Bertrand und Montholon aber, wie der junge Napoleon Bertrand und Marchand schritten neben dem Sarge und hielten die Zipfel des Leichentuches. Die Grenadiere setzten den Sarg an dem Rande der Gruft nieder, wo man auch die Gewinde zum Hinabsenken bemerkte. Von diesem Moment ab herrschte Todtenstille rings umher: Generale und Soldaten, Franzosen und Engländer, Bürger aller Nationen, alle waren tief und schmerzlich bewegt. Man entblößt den Sarg: der Abbe Vignali schreitet heran, spricht das letzte Gebet, wirft eine Handvoll Erde auf den Sarg, und langsam sinkt er in die Gruft.... Napoleon ruht auf St. Helena, die Füße gegen den Orient, das Haupt gegen den Occident und sein Ruhm in allen Welten.

Dann erbebte die Erde vom Geschützesdonner und die Artillerie des Admiralschiffes antwortete von der Rheede. Niemals haben die Echos der Insel grausendere Töne wiederhallt. Diese Salven verkündeten der Welt, daß Napoleon sein Sterbebett gegen sein Todtenbett vertauscht, wie er einstmals seine einfache Wohnung gegen den Pallast Ludwig XIV. vertauschte.

Mag auch Großbritannien mit eisernen Armen das Grab des großen Mannes hüten, alle, die Zeugen seiner Leichenfeier gewesen, Franzosen, Engländer, Russen, Amerikaner, Schweden, Indier, sie sind, neue Apostel, in die Welt gegangen, ihren Nationen von dem Tode des Mannes zu erzählen, der nicht allein Frankreichs, nein, der Ruhm der ganzen Welt war.

Nichts stört jetzt mehr das Schweigen dieses, von einer Trauerweide beschatteten Grabes, zu dem jeder Soldat mindestens einmal in seinem Leben pilgern sollte, wie die wahren Gläubigen zu Muhameds Grab; nichts, als der Schritt des englischen Söldners, der noch immer zitternd den Todten, der zu seinen Füßen schläft, bewacht.

Emile Marco de Saint-Hilaire.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Schornsteinfeger.

Alle unsere Privilegien gehen verloren. Es gab eine Zeit — und diese Zeit liegt nicht so gar fern — wo man es als eine muthwillige Verletzung einer alten, ehrwürdigen Gewohnheit gerügt haben würde, wenn ein Autor oder Künstler das schwarze Sujet dieser Skizze anders als heiter behandelt hätte. Die lebhaften und lichten Farben, welche man früher an solche Darstellungen verschwendete, standen im umgekehrten Verhältniß zu dem Dunkel des Originals; in der Art, wie der Neger Kleider von blendender Weiße am meisten liebt, oder wie die finstere Außenseite einer venetianischen Gondel oft in so grellem Widerspruche steht mit der Lust und Fröhlichkeit der Gesellschaft, die sie führt.

Wir wollen uns jedoch keineswegs rühmen, dies Alles verändert zu haben, wie Sganarelle sagt. Die Wahrheit zu gestehen, die beständige Fröhlichkeit, welche jene lügenhaften Gemälde dem Schornsteifeger beilegten, verlor sich von selbst, und wir, die wir getreue Ueberlieferer des wirklich Bestehenden sind, werden unser Thema mit weniger Feuer behandeln; und obwohl sich unsere Geistesstimmung mehr zu einer wahrhaften Skizze jener schwarzen Person, die, wider ihren Willen, uns vorliegt, neigt, werden wir uns dennoch nicht ganz aus dem Gesichtskreise entfernen, aus dem man ihre Physiognomie zu betrachten gewohnt war.

Den ersten Mai feiern die Schornsteinfeger ihr Frühlingsfest; dann sieht man jene grotesken Carricaturen von Milord und Milady, von **Jack in Greens**,* gefolgt von Banden zerlumpter Schornsteinfeger in Schwarz, Weiß und Grau, in phantastischem Aufzuge durch die Straßen ziehen und die Einförmigkeit des Lebens der Londoner Bürger angenehm unterbrechen. Wenn der Winter sich, nach der Gewohnheit dieses mürrischen Greises, verlängerte, und die Sterblichen ihre zitternden Glieder am Kaminfeuer wärmten, statt nach der, in die Poesie übergegangenen Tradition auf das Feld, in den Wald zu wandern und die Weißdornblüthe zu brechen, so hinderte dies die Schornsteinfeger nicht, sich in ihrer ganzen Glorie zu zeigen. Glänzende Herolde der Sonne, verkündeten sie stets ihre Ankunft, und grüßten die erwachende Natur mit Hoffnungsgefühlen, die fast der Freude glichen.

Aber, ach! das ist vorbei; dieses heitere Fest wird nicht mehr gefeiert, es ist verschwunden, wie die guten, ehrlichen Watchmen und so viele andere alte und ehrwürdige Gebräuche. Wenn diese Procession noch stattfindet, dann wird sie von elenden Betrügern in der Tracht der Schornsteinfeger veranstaltet, die niemals wußten, was es heißt, einen Sack mit Ruß zu tragen, oder von der Krone eines Schornsteins eine ganze große Stadt zu seinen Füßen zu schauen. Deutlicher gesagt, die heutigen Schornsteinfegermeister haben es für angemessener erachtet, ihre fröhlichen Gesellen am ersten Mai mit einem Mittagsmahle in Chalk-farm, in Eyre-Arms, oder in einer andern vorstädtischen Nachahmung der Champs-Elysées zu regaliren. Das Publikum ist jetzt des Anblicks dieser fröhlichen Umzüge beraubt. Möge nur das irdische Glück dieser schwarzen Lämmer dadurch erhöht und ihnen Ersatz dafür werden. Möge diese schwarze, aber fröhliche Heerde nicht allzusehr von der schonungslosen Hand des Mißgeschicks geschoren werden!

Diese Mittagsmahle in den Vorstädten entbehren durchaus jeder Romantik, und doch täuschen wir uns vielleicht, indem wir nach der Stimmung der dabei Betheiligten urtheilen. Der Ausdruck ihrer grinsenden Physiognomien bei dem Anblick einer mit ungewohntem Luxus verzierten Tafel, mag denen, die nur den conventionellen Maßstab ihrer pittoresken Ideen, basirt auf ihre Kenntniß der Alpen, Appeninen, der Pyrenäen und des Po hier anlegen wollten, sehr prosaisch erscheinen, aber der eines majestätischen Plumpuddings ist ohne Zweifel den gierigen Blicken eines hungrigen Kindes ein weit romantischerer Gegenstand, als das liebliche Arnothal den Augen eines gesättigten Reisenden, und die Hoffnung auf eine gebratene Gans mit Gewürzen angemacht, deren Namen schon das delicate Ohr der Fashionablen verwundet, ist einem jungen, mit Appetit begabten Burschen tausendmal sublimer, als der Anblick des Vesuv oder der von nächtlichen Phantasien hervorgezauberten Berge.

Wenn Dir, geliebtes Publikum, mein absoluter Souverain, diese Hypothese ausschweifend erscheint, denke daran, daß es einst eine Zeit gab, wo Du selbst jung warst, wo Du dies gereifte Alter, dessen Beschwerden Du mit so viel Anmuth trägst, noch nicht erreicht hattest; wäre es uns nur vergönnt, einen einzigen Repräsentanten deiner zahlreichen Corporation auszuheben, dann

* Noch vor wenigen Jahren zogen die Schornsteinfeger am ersten Mai in bizarrer Procession durch London. Eine Art Vorläufer eröffnete den Zug; dann kamen, lächerlich aufgeputzt, ein Marquis und eine Marquise, von einem Pfeifer und einem Tambour begleitet. Ihnen folgte Jack in Greens, eine ganz in Buschwerk verhüllte Person. Durch diese Procession wollte man wahrscheinlich das Ende des Winters feiern.

wollten wir ihn in den höflichsten, einschmeichelndsten Worten fragen: „Erinnere Dich, mein guter Mann, welches waren Deine Ideen über das Schöne, und welche Dinge erschienen Dir am begehrlichsten, als Du noch an der knappen Tafel Deines Collegii oder Deiner Pension darbtest?"

Die wohlthätige Mistreß Montague, dieselbe, welche den Versuch über die Werke und den Genius Shakespeare's geschrieben, gab in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts (diese Dame starb 1800) jeden ersten Mai den Schornsteinfegern ein Diner.

Und weshalb gab sie das Diner? Es geschah dies, sagte man, zum Gedächtniß ihres Sohnes, der, lange Zeit verloren, unter Schornsteinfegern wiedergefunden, und seiner Familie und seinen Freunden wiedergegeben wurde. Diese Sage gibt uns abermals den Beweis, daß Wahrheit und Lüge sich fast immer in traditionellen Erzählungen begegnen.

Die Wahrheit aber ist, daß Edward Worthley-Montague, der Sohn der geistreichen Lady Marie Montague, das väterliche Haus verließ und freiwillig die schwarze Tracht der Schornsteinfeger anlegte. So fand ihn ein Freund seines Hauses zufällig auf der Straße und gab ihn dem Comfort und der Reinlichkeit wieder, zwei Dinge, gegen die der junge Edward eine Idiosynkrasie zu haben schien; denn bald darauf verschwand er von Neuem, ging als Schiffsjunge zur See, und zeigte all sein Lebtage jene bizarre Laune, welche sich schon durch die Wahl seines ersten Standes manifestirt hatte.

Die Laune des Bampfylde Moore Carew, der sich alles Comforts und Luxus des Reichthums entäußerte, um ein Zigeunerleben zu führen, läßt sich, wenn auch nicht theilen, doch eher begreifen und entschuldigen; aber ein romantisches Streben, Schornsteine zu kehren, eine enthusiastische Neigung für geschundene Beine, triefende Augen, ein rußiges Gesicht, bekunden jedenfalls ein zerrüttetes Hirn.

Dennoch muß man das Andenken des originellen Edward Montague achten: er war das erste Kind, dem man die Kuhpocken oculirte; seine Mutter hatte in Constantinopel diese hochwichtige Entdeckung gemacht.

Aber Mistreß Montague ist nicht die einzige Philantropin, welche in einer, die unsere begrenzenden Epoche wegen ihrer Gastfreundschaft gegen die verachtete Kaste der Schornsteinfeger citirt zu werden verdient. Charles Lamb erzählt in seinen köstlichen „Versuchen" eine Anekdote von seinem Freunde Jem White. Dieser sonderbare Mann gab jährlich am Tage der berühmten Bartholomäus-Messe sämmtlichen Schornsteinfegern der Metropolis ein ceremonielles Gastmahl, dessen Hauptgericht eine Art sehr beliebter Würste waren. Einladungskarten ergingen an alle rußigen Burschen London's, und wenn der Tag, der glorreiche Tag, gekommen war, verwaltete der fröhliche Gastgeber, von Lamb und einem anderen Freunde unterstützt, das Ceremonienmeister-Amt in Person. Alles, was diese Gasterei Komisches haben konnte, ward durch ein affectirtes Decorum und eine neckische Würde bemäntelt; die Speisen waren in Ueberfluß vorhanden, und Alles war so angeordnet, daß auch nicht der leiseste Anschein eines Spottes die Fröhlichkeit der Geladenen störte.

Indeß, wenn auch ein Festtag und ein reichliches Mahl hungrigen und arbeitsmüden Jungen — Zeit, Gelegenheit und Ort, wo die Tafel servirt ist, mögen sein, wie sie wollen — immer willkommen erscheinen, so ist es doch weniger das Mahl, als die Sitte, sie außerhalb der Grenzen des traurigen Reiches von Kalk und Ziegeln zu versammeln, welcher wir unsern ganzen Beifall schenken. Eine Promenade an irgend einen Vergnügungsort der Vorstädte verschafft ihnen mindestens schon die Wohlthat, reinere Luft einzuathmen, und was auch müssiggehende Narren dagegen sagen mögen, wir werden sie dennoch auf die schönen Landschaften um Hampstead und Highgate, diese beiden Zwillingshügel, wie Thompson sie nennt, aufmerksam machen. Warum, ihr Menschen ohne Mitleid und ohne Nachdenken, wollt ihr noch immer den Armen den Genuß daran wehren? Es ist die Neuheit, die allen Dingen Reiz verleiht; und darf man auch nicht behaupten, daß die Schornsteinfeger dem Ursprung ihrer Vergnügungen, wenn sie das geräuschvolle Gefängniß verlassen, um ihre Glieder in dem reinen und blauen Aether zu baden, ins Detail zergliedern und nachspüren, so darf man doch annehmen, daß sie, obwohl jeder Wissenschaft fremd, dennoch für den Geist in Milton's Versen empfänglich sind, worin dieser die Gefühle eines Mannes beschreibt, der lange in einer volkreichen Stadt festgehalten, auf einen Augenblick den Lärm und die Sorgen hinter sich lassend, hinaus eilt, um an dem Zauber der Natur, den Süßigkeiten des Landlebens sich zu weiden.

Wir haben uns mit diesem Vergnügen vertraut gemacht; wir sind daran gewöhnt, wie Andere daran gewöhnt sind, es zu entbehren; und konnten unserem Geschmack am Landleben, der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sich mit den Jahren vermehrte, ungehindert genügen. Die Nothwendigkeit, in Städten zu leben, erscheint uns indeß als eins der geringeren, auf den Armen lastenden Uebeln, die selten oder vielleicht nie frisches Grün und Blumen sehen und deren Leben zwischen zwei Horizonten von Backsteinen verfließt. Aber, wenn wir bedenken, daß eine Ausflucht auf das Land den Geist eben so erfrischt, wie Wasser den Körper, so thut es uns jedesmal wohl, wenn wir zerlumpten Bürgern von Drury-Lane oder Whitechapel in der Nachbarschaft von Hornsey-Wood oder Dulwich begegnen. Meistens jedoch sind es Kinder, die jenes Genusses, der so vielen Individuen versagt ist, theilhaftig werden. Im Norden und Westen von London hat man dem Mangel an Luft und Rasen durch Anlegung vieler Parks abzuhelfen gewußt, aber im Osten der Metropolis, welch eine Oede! Gibt es denn keinen wohlwollenden Genius, in der Gestalt eines Millionairs, eines Administrators oder irgend einer Corporation, der sich jener müden, armen Wesen, die des Friedens, des beseelenden Lächelns unserer allgemeinen Mutter beraubt sind, erbarmt?

Man wird uns vorwerfen, daß diese Abschweifung auf das Landleben durchaus in keiner Beziehung zu den Schornsteinfegern stehe; man verzeihe es uns; es schien direkt aus dem Gegenstande hervorzugehen und wird ihn vielleicht nicht verunstalten. Was hier zu Gunsten der Armen allgemein gesagt worden, läßt sich auf den Schornsteinfeger, den Vorwurf unserer Skizze, ebenfalls anwenden.

Ein Factum diene zum Beweis, welch eine heterogene Mischung von Schwäche und Kraft, von Wohlwollen und Apathie des Menschen Character birgt: das heißt, wenige lassen ihre Schornsteine durch Maschinen reinigen, und doch interessiren sie sich für die Behandlungsweise des Kindes, das die Meister an Stelle derselben schicken.

Wir haben die Hauseigenthümer befragt, weshalb diese Maschinen nicht allgemeiner angewendet werden, obwohl sie für gewisse alte Gebäude nicht praktisch sind. Geschieht es aus Abneigung gegen Neuerungen? oder weil der handliche Gebrauch pittoresker erscheint? oder vielleicht, weil das frühe Läuten des kleinen Arbeiters dem auf seinem Eiderbett müssig Schlummernden eine angenehme Erschütterung bewirkt? Nein, keiner dieser Gründe ist zulässig. Unbedingt muß man dem Einfluß jenes apathischen und schmeichlerischen Dämons, der unter der Gestalt von Gleichgültigkeit und Theilnahmlosigkeit so sehr geeignet ist, die besseren Entschließungen zu ersticken, dies Factum zuschreiben.

Dieser Dämon hat die gute Lise, ehemals Betty, das Dienstmädchen, nicht verschont. Sie hat sich mit dem Vorsatz ins Bett gelegt, den kleinen Schornsteinfeger am nächsten Morgen auch nicht eine Minute an der Hausthür warten zu lassen; und doch reckt sie sich, halb erwacht in ihrem Bette, reibt sich die Augen, schläft noch eine halbe Stunde lang, indem sie thut, als ob sie das Pochen des armen Jungen nicht vernimmt; sie zeigt ihre Sympathie für den Schornsteinfeger nur durch das Murmeln: „der Teufel hole diesen Schornsteinfeger! schon hat er zum dritten Male geklingelt! Wenn ich wüßte, daß die Herrschaft ihn nicht hörte, er sollte noch eine halbe Stunde an der Thüre warten, um für seine Unverschämtheit gestraft zu werden.“

Recht schön, Lise; aber wir glauben, deine Herrschaft hört es. Seine kreischende Stimme wird zu ihr dringen; das Geräusch der Hausglocke, wenn sie an den gedenken, der sie in Bewegung setzt, noch mehr aber seine Stimme, so traurig und kläglich, muß ihnen Mitleid einflößen.

Welch ein abscheuliches Gewerbe für ein Kind! wenn einer von uns dazu verdammt wäre! Können wir nicht dazu beitragen, es ganz zu vernichten? Ja, das erste Mal, daß unser Kamin gereinigt werden muß, lassen wir gewiß einen Meister kommen, der sich der Fegemaschine bedient.

Wir wollen jetzt die dunkle Seite unseres dunkeln Vorwurfs verlassen. Er hat auch seine Lichtseiten, und wir wollen uns ihrer erfreuen. Unser Artikel soll durchaus den Stempel der Genauigkeit tragen.

Schon oben haben wir erwähnt, wie das Publikum Interesse an der Behandlungsweise der kleinen Schornsteinfeger nimmt. Einer unserer Freunde, der oft Fragen darüber vorlegen hörte, versichert, daß die Antwort stets zufriedenstellend gewesen sei, daß die Jungen nur vortheilhaft von ihren Meistern und deren Frauen gesprochen und in Summa ihr Loos ihnen genügte. Indeß ist die Erfahrung eines Individuums ohne Gewicht für den Stand der Masse. Alles ist relativ; und was einem armen kleinen Schornsteinfeger vortrefflich, würde vom Glück Begünstigteren unerträglich erscheinen.

Ein anderer meiner Freunde hat ein scherzhaftes Beispiel von einem Schornsteinfeger, der mehr als zufrieden mit seiner Handthierung war, erlebt. Dieser Freund, ein Maler, arbeitete an einem Gemälde, als ein kleiner Schornsteinfeger,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der ihm zum Modell dienen sollte, mit kindischer Neugier über des Künstlers Schulter blickte und mit tiefer Verwunderung ihm zusah. Unser Freund, der es bemerkte und den es schmeichelte, Gegenstand so unverholener Bewunderung zu sein, wandte sich zu dem Kleinen und fragte ihn: „Möchtest Du wohl Maler sein?" „Ich weiß nicht," erwiederte unhöflich der Junge, nachdem er einen Moment sich bedacht, „ich ziehe doch meinen Stand vor."

Hier läßt sich Hamlets Philosophie anwenden: „Besser ist es, die uns zugetheilten Uebel zu ertragen, als nach anderen, noch unbekannten, zu haschen."

Ohne Zweifel hatte der rußige Besucher des Ateliers, der seinen Stand dem der Künstler bevorzugte, von der sprüchwörtlichen Armuth der Poeten gehört, und in seiner Ideenassociation die Maler für eben so nackte und unbefiederte Vögel gehalten. Eine unbedachtsame Meinung; denn wir Alle sind ein Spiel des Zufalls und der Verhältnisse; auch einen Schornsteinfeger kann der Fluch treffen, der auf eines Poeten Geldbeutel lastet, und wir wollen hier ein Beispiel von jenem demüthigenden Factum geben.

Zwei glaubwürdige Personen unserer Bekanntschaft begegneten jüngst in **Southhampton-Row** zwei kleinen Schornsteinfegern, deren Unterhaltung äußerst belebt war. Unsere Freunde konnten eine Frage nicht vernehmen, die der eine an den andern richtete, aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie die folgende Erwiederung vernahmen: „Nein Johann, mir fehlt l'argent."

Dieses letzte französische Wort wurde mit der lobenswerthesten Anstrengung, den fremden Accent nachzuahmen, gesprochen. Ein Schornsteinfeger klagt, daß ihm l'argent fehle! wer könnte da noch über die kleineren Miseren des Lebens seufzen?

Wir erlaubten es uns zwar, diese kleinen, zu unserer undankbaren Aufgabe gehörigen Anekdoten hier mitzutheilen; werden ihr jedoch unsere ganze Aufmerksamkeit wieder zuwenden. Daß die Schornsteinfegerlehrlinge der abscheulichsten Behandlung ausgesetzt sind, ist leider nur zu wahr; zum Beleg diene eine Begebenheit, die nicht selten den Magistraten der Londoner Polizei-Aemter vorgelegt wird.

Ein Mensch, Namens Devow, wurde wegen brutaler Behandlung eines achtjährigen Kindes zur Haft gebracht. Der kleine Märtyrer war zu einem Verwandten geflüchtet. Er sagte aus, daß bald nach der Zeit, wo ihm seine Mutter dem Angeklagten übergeben, seine Füße dermaßen mit Frostbeulen bedeckt gewesen, daß er sich nur mit Mühe fortschleppen konnte. Zur Zeit seiner Flucht hatte der Leidenszustand des armen Knaben eine solche Höhe erreicht, daß ein Chirurg das Hinzutreten des Brandes, wenn nicht die schleunigste und thätigste Hülfe geleistet würde, als unvermeidlich angegeben. Das Kind setzte hinzu, daß, da er unfähig gewesen, die Schornsteine hinanzuklettern, der Meister ihn mit einer Eisendrahtruthe geschlagen, und sein schwächlicher und zarter Körper noch die Spuren solcher Behandlung trüge.

Wir müssen der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß die brutale Behandlungsweise der Meister gegen ihre Untergebenen, die Schläge und Mißhandlungen, von welcher Art sie auch sein mögen, selten mit einer, dem Frevel gemäßen Züchtigung gestraft werden. Englands Journale geben hierin tausende von Beispielen. Der Magistrat übt bei solcher Angelegenheit eine unbegreifliche und gewiß strafwürdige Nachsicht.

Dennoch kam der Angeklagte in dem oben erwähnten Fall nicht so gelinde davon, als man wohl hätte erwarten können: er ward zu einer Geldstrafe von fünf Pfund Sterling verurtheilt, und, da er diese nicht zahlen konnte, auf zwei Monate ins Gefängniß gesetzt. Außerdem ward noch ein besonderer Prozeß wegen Verletzung der Parlamentsacte, welche die Annahme von Kindern unter zehn Jahren zu Schornsteinfegerlehrlingen verbietet, eingeleitet.

Devow erleidet in diesem Augenblick seine Strafe. Wäre er indeß einer der begüterten Mitglieder seines Standes gewesen und hätte den Richtern die fünf Pfund mit einer groben und unverschämten Bemerkung hingeworfen, so steht zu fürchten, daß er heute nicht verhindert wäre, die Trostespfeife in dem Sanctuarium seiner Hausgötter zu schmauchen.

Jene Acte wurde im Jahre 1834 durch Beschluß einer Parlament-Commission erlassen. Sie enthält viele menschliche und gerechte Gebote: die Kinder, wie schon gesagt, dürfen nicht vor dem zehnten Jahre in die Lehre treten und jeder Meister muß Familienvater sein. Es ist bei schwerer Ahndung verboten, Kinder durch Drohungen oder Ueberredung zu vermögen, in einen Rauchfang zu steigen, wenn noch Feuer darin unterhalten wird. Der Lehrcontract muß, nach einer Probezeit von zwei Monaten, von zwei Magistratspersonen contrasignirt werden; und diese sollen ihre Zustimmung verweigern, wenn der Lehrling die geringste Abneigung gegen das Gewerbe zeigt. Endlich schreibt die Acte auch die Art vor, wie in Zukunft die Schornsteine gebaut oder reparirt werden sollen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Bis hierher wäre Alles gut. Aber warum untersagt man das Arbeiten der Kinder nicht auch in solchen Schornsteinen, die den freien Gebrauch der Maschine zulassen? Nicht eine mangelhafte Reform, eine radicale Verbesserung ist nöthig. Hoffen wir, das Gewerbe der Schornsteinfeger vor dem gewaltigen Fortschritt der physischen und moralischen Wissenschaften gänzlich schwinden zu sehen. Es hat sich herausgestellt, daß dies Gewerbe Erzeuger der schrecklichsten Krankheiten ist und furchtbare Leiden und Vernichtung zur Folge hat; ist dies nicht Grund genug, es ganz zu verbannen? Regt nicht das Elend jedes Wesens unser Mitleid an, und fordert nicht die Ehre des Menschengeschlechts, daß wir uns vor Allen der Kindheit erbarmen?

Man tadle uns nicht, wenn wir schließlich den Wunsch aussprechen, daß die Schornsteinfeger nicht mehr dem Literaten, dem Künstler oder dem Gesetzgeber zum Vorwurf dienen mögen. Allgemach verschwinden die großen und kleinen Mißbräuche. Die heutige Generation lächelt nachsichtig über die letzte Zopfperrücke; unsere Nachkommen werden etwas, den Augen der Menschheit weit erquicklicheres sehen — den letzten Schornsteinfeger.

John Ogden.

Der Küster.

So oft man den Namen John Bubb ruft, beeilt sich unser Küster zu antworten, ein Name, der die Schöngeister des Kirchspiels am Tage seiner Wahl sehr amüsirte. Bei dieser Wahl zählte Bubb vornehmlich auf zwei Stimmen; die eine gehörte dem Fleischer an, weil Bubb täglich acht Portionen Fleisch für seine eigene Person gebrauchte, die andere dem Bäcker, der vermuthlich von eben so gewichtigen Gründen bestimmt ward. Letzterer trat gerade in dem Augenblicke ein, um zu seines Kandidaten Gunsten den Ausschlag zu geben, und so wurde Bubb Küster zu St. Marien.

Also antwortet John-Juste Bubb eifrig, wenn ein Kirchenvorsteher seinen Namen ruft, noch eifriger aber, wenn ihn Herr Clark, der Herr des Kirchspiels nennt, der die Ehrenplätze in der Kirche einnimmt und in der großen Familiencarosse zum Morgengottesdienste kommt

Mit all' seinen Kindern, kleinen und großen,
Lustig wie Finken, des Waldes Genossen,

die das Vorrecht haben, den fünfhundert Schritt langen Weg, der das Herrenhaus vom Presbyterium trennt, gefahren zu werden. Dem Abendgottesdienst wohnt nur die Dienerschaft der Clarks bei, indeß ohne Beihülfe der großen Familiencarosse.

Mit gleicher Eile antwortet John Bubb, wenn der Pfarrer ihn in die Sacristei ruft. Er hört seinen Namen in den entferntesten Winkeln der Kirche. Ist er zufällig im rothen Löwen, wenn ihn der Pfarrer ruft, so setzt er das Glas ab und wischt sich den Mund; hat er eben einen Zug gethan und das Nössel Anies schon halb im Mund, so verarbeitet er's, indem er nach seinem Hute greift, und ehe der Pfarrer Zeit gehabt, ein zweites Mal Bubb zu rufen, ist er in der Sacristei. Wenn ihn dieser fragt, warum er nicht gleich erschienen, so erwiedert er, daß er seinen Namen allerdings gehört und gleich gekommen wäre, aber daß die Jungen vor seiner Nase und trotz Riegel und Gitter auf den Kirchhof stiegen und daß selbst ein Engel sie nicht verhindern könnte, über die Grabsteine zu klettern.

Der Pfarrer läßt sich besänftigen; er setzt in Bubbs Rechtlichkeit Vertrauen, und bemerkt nicht die Abweichungen von der Perpendiculär-Linie, in der Bubb sich zu halten bemüht ist; eben so wenig die schwankenden Umrisse, die zweideutige Richtung der Horizontallinie, welche Bubb, indem er das Gemach verläßt, beschreibt. Aber der Korn-Anies drängt sich des Pfarrers Geruchsnerven auf; er schnüffelt, läßt seine Blicke rings umherschweifen und fragt endlich Bubb, ob er nicht einen sonderbaren Geruch verspüre. Der listige Bubb schiebt diesen auf einen im Schrank befindlichen Gewürzkuchen, und der Pfarrer scheint dies einzusehen; während dessen Bubb einen Seitenblick auf eine Flasche süßen Schnapses wirft, die er in Gemeinschaft mit seinem Collegen Cobbes geleert. Endlich gehen dem Pfarrer die Augen auf; er schaut auf seinen ungetreuen Küster, dessen Blicke doch unmöglich von dem Aroma des Kuchens allein so funkeln können, und der aus einer Ecke in die Andere taumelt, sich hebt und bückt, um dem verhängnißvollen Examen auszuweichen; da spricht der würdige Pfarrherr mit strengem Blick und ernster Stimme:

„Gewiß, ich irre mich nicht; Bubb, ihr seid betrunken; das heißt, das Getränk hat euch überwältigt!"

Bubb ist ohne Zweifel von so schwerer Beschuldigung oder vielleicht von etwas noch schwererem sehr bewegt, denn er erwiedert taumelnd:

„Doctor Drawly, ehrwürdiger und gestrenger; ich bin durchaus von nichts dem Aehnlichen überwältigt! Ich bin nur von einer heftigen Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

KÜSTER.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

müthsbewegung erschüttert, aber von nichts anderem! Ich! Ich hätte getrunken! Der erste Küster dieser ansehnlichen Gemeinde sollte seinen Unterküstern und den Kirchspielsarmen am hellen Mittag ein Beispiel von Trunkenheit geben! Unmöglich! moralisch unmöglich, sehr werther Pfarrer, sehr gestrenger Herr.

„Unmoralisch und doch möglich, Herr!" erwiedert der Pastor.

„Herr! und nicht mehr Bubb! Mußte ich darum leben, um diesen verhängnißvollen Tag zu sehen? das ist zu viel!"

Und der Schuldige führte seine Fingergelenke an die Augen, und brachte diese mit einem Tropfen Nasses, vielleicht Grog oder Rum, bedeckt, zurück; dann fuhr er, da der Pfarrer milder gestimmt schien, in seiner Rechtfertigung fort:

„Ehrwürden, könnte ich unter einem so beredten Seelsorger (der Pfarrer sah gar nicht mehr strenge aus) wie sie, nachdem ich erst gestern — wohl mir, wenn ich sie hätte hören können, denn die Kinder machten einen Höllenlärm — ihrer Predigt über die Tugend der Unmäßigkeit beigewohnt habe..."

„Der Mäßigkeit," verbesserte der Pfarrer.

„Könnte ich, sage ich, mich in trunkenem Zustande vor sie wagen, und Cobbes, oder gar Simes und Brare, den Kirchendienern, ein so schlechtes Beispiel geben? Ich bin dessen gänzlich unfähig, Ehrwürden!"

„Laßt's gut sein, Bubb."

„Ach! Doctor, diese Milde und Gnade richtet mich wieder auf."

„Jetzt geht, und sorgt, daß ich euch nie wegen Unmäßigkeit tadeln darf," sagte der Pfarrer mit Güte.

„Gewiß das werden sie nicht, Doctor!" und erfreut, diesmal noch so gelinde davon gekommen zu sein, eilt Bubb, so schnell es seine Beine erlauben, alle Maßregeln zu nehmen, um dem würdigen Pfarrer keinen Anlaß zu solchem Tadel zu geben. Ein leichter Schlag mit der Kanne gegen das Fensterkreuz des rothen Löwen, wohin es ihn unwillkührlich gezogen, ruft alsbald Cobbes herbei, der das Signal verstanden.

„Der Doctor... hm!..." murmelt Bubb und wendet sich rechts. „Hm!" murmelt Cobbes und wendet sich links; beide nehmen ihren Weg um die Häuser und treffen sonderbarer Weise gleichzeitig vor der Thür des rothen Löwen wieder zusammen, treten jedoch nicht eher hinein, bis sie geprüft, ob das Haus still und in der alten Ordnung und ob nicht gar zu viel Leute sich darin aufhalten.

Gegen den Vicarius, der arm und alt ist, und wie ein bejahrter Lieutenant auf kein Avancement mehr zu hoffen hat, ist Bubb durchaus nicht so aufmerksam, so schnell mit einer Antwort da, wenn dieser ihn ruft. Bubb antwortet ihm aus der Entfernung, wenn er überhaupt eine Antwort für zweckdienlich hält; sonst läßt er ihn schreien.

Bubb neigt seinen Kopf auffallend rechts; seine linke Hand paradirt auf der Hüfte, wenn seine rechte den mächtigen silber-verzierten Stab, das Zeichen seines Amtes, hält. Wenn ihn Briggs, der arme Bälgetreter grüßt, läßt er sich zuweilen herab, zu sagen: „Wie geht's, Briggs?" und ohne eine Antwort abzuwarten, legt er die Stirn in strenge Falten und zieht die Augenbrauen mit wichtiger Miene in die Höhe, wodurch er ihm zu verstehen geben will, daß eine weitere Familiarität ihm nicht schicklich scheint. Briggs eilt dann in seine armselige Wohnung, etwas von hochnasigen Menschen vor sich hin murmelnd.

Einen Augenblick später ist Bubb gegen Softstop, den Organisten, offen wie eine Kirchenthür, zugänglich wie ein Tempel, leutselig wie ein Waisenhausvorsteher, der eure Absicht bemerkt, ihm zur Belohnung seiner Frömmigkeit oder seines Verdienstes eine Gabe zukommen zu lassen.

Man hat Bubb beschuldigt, daß er stolz geworden sei, seitdem er zu der hohen Würde, die er bekleidet, erhoben wurde. Noch niemals haben wir einen Mann in die Höhe kommen sehen, der nicht von solcher Verläumdung begeifert worden.

Mr. Bubb, um die Wahrheit zu gestehen, ist nicht stolz auf seine Person, er ist es nur auf seine Kleider. Das Gold an seinem Stab würde erblinden und zur Flitter werden, würde dieser mit Demuth und Bescheidenheit getragen. Das weiß Bubb, und darum verleiht er den Emblemen seines Amtes alle nur mögliche Würde. Seine neue, rothe, mit Goldknöpfen verzierte Weste braucht nicht, wie die bescheidene Weste des Bedürftigen, bis an den Hals zugeknöpft zu werden, um die Abwesenheit eines Chemisets zu verhehlen. Das Kirchspiel hat die Weste bezahlt, darum hat es auch das Recht, sie aller Orten, an Wochen- und Sonntagen, zu bewundern, sei es nun im gewöhnlichen Verlauf des täglichen Lebens oder bei besonderen Anlässen. Sein, mit Goldschnüren galonnirter Dreimaster ist nicht dazu da, unbemerkt zu bleiben; schon seine Form soll die Aufmerksamkeit anregen; sein Beinkleid von schwarzem Plüsch, mit in der Sonne glänzenden goldenen Knieknöpfen, ist noch niemals der

öffentlichen Bewunderung entzogen worden, und Bubb ist nicht der Mann, der, wenn er ausgeht, sich seines Mantels zu schämen hätte.

Herr Bubb ist durchaus nicht stolz; nur betrachtet er sich, und das mit Recht, als einen Menschen, dem Natur und Kunst eine doppelte Würde verleihen. Wenn er also die Gesellschaften, die er vor den Tagen seiner Größe frequentirte, nicht mehr besucht, wenn er Tiffin's Gruß unerwiedert läßt, wenn er es unter seiner Würde hält, Cummin zu antworten, erkundigt dieser sich nach seinem Gesundheitszustande, wenn er Simmons anstarrt, als hätte er ihn früher nie gesehen: so ist es nicht der Mensch, sondern der öffentliche Beamte, der seiner Würde nichts vergeben darf. Bubb ist nur von dem Gefühl seiner Würde durchdrungen, aber keineswegs stolz.

Die Armen haben seine Gesinnungen über die Armen, seitdem er Küster geworden, sehr verwandelt. Oftmals hat er seitdem vom Elend sprechen hören, indeß, für sein Theil, niemals einsehen können, daß es Elend gäbe. „Wo ist es? wo sind die Armen? wo wohnen sie? was sind ihre Bedürfnisse? was wollen sie? Bekommt nicht jeglicher Arme dieses großen Kirchspiels aus dem Vermächtniß des verstorbenen Alderman Gutterbrug jeden ersten Sonntag des Monats zehn Dreipfennig-Brode und Erdkohlen? wird nicht zum Weihnachtsfeste ein Shilling unter fünf arme Wittwen vertheilt, auch funfzig wollene Röcke für den Winter, um die fünfhundert Weiber hadern? Wenn vierhundert und funfzig leer ausgehen, wer trägt die Schuld? Warum haben sie nicht früher für wollene Röcke gesorgt? Es ist der eigene Schade dieser armen Geschöpfe!"

Bubb kann es durchaus nicht finden, daß die Armen arm sind, wenn er auch einräumt, daß sie nicht so behaglich leben wie Andere. Er hat oft von gänzlicher Entkräftung aus Mangel an Lebensmitteln sprechen hören, aber ihm ist noch kein einziger Fall vorgekommen. Er hat jüngst erst sieben Diners im Kirchspiel beigewohnt und nicht allein Ueberfluß an Allem, was die Jahreszeit bot, gefunden, sondern auch grüne Erbsen, welche die Jahreszeit nicht brachte und von denen der Scheffel eine Guinee kostet. Es ist wahr, daß er von einem Menschen gehört, der Hungers gestorben; es war ein Verfertiger von Comödien oder andern profanen Dingen; aber er konnte nicht begreifen, wie dieser Hungers sterben konnte. Warum hatte er nicht, wie er selber, die Gastfreundschaft in Anspruch genommen und sich bis zum Platzen mit Speisen vollgestopft? Seinem Dafürhalten nach existirt in dem Kirchspiel durchaus keine Armuth, kein Elend.

Aus alle dem geht hervor, daß Mr. Bubb keine Sympathie für die Armen fühlt; die Häupter wohlhabender Familien haben alle Sympathie, über die er disponiren kann, in Anspruch genommen. Ihnen gelten seine Grüße und Verbeugungen, ihretwillen führt er die Hand an den Hut, für sie ist er aufmerksam und dienstfertig. Für die Armen indeß hat er keinen Hut; er richtet sich stolz auf, streckt die Nase in die Höhe, und blickt, da er fünf Fuß acht Zoll hat, über der Armen Kopf nach einem entfernten Gegenstande, gleichviel welchem, während diese um sein Fürwort nachsuchen. Er läßt sie schreien, ohne sie zu unterbrechen. Wenn sie über Hunger klagen, erwiedert er ihnen, daß es ja nicht an Arbeit fehle; wenn sie krank sind, verordnet er ein Recept, und dies Recept lautet stets: „Nehmt für zwei Groschen Absynth, das wird euch helfen, und ihr werdet nach acht Tagen wieder arbeiten können."

Bei den armen alten Weibern des Kirchspiels ist Mr. Bubb im Allgemeinen sehr schlecht creditirt. Wenn ein hoher Würdenträger ihre Klagen stets mit Achselzucken, abgewandtem Kopf und ennuyirtem Wesen anhört, so darf er sich nicht wundern, wenn er nicht im Geruch großer Heiligkeit bei ihnen steht. Die alten Weiber tragen ihre Beschwerden ungern einem Manne mit solch gentlemännischem Benehmen, wie sie es nennen, vor. Der folgende Dialog beweist, daß, wenn auch der Ausdruck ihrer Meinungen verschieden, doch ihre Intentionen dieselben sind:

Erste Unzufriedene. „Ist doch ein angenehmer Mann, dieser Mr. Bubb!"

Zweite Unzufriedene. „Ist nichts weniger als angenehm, dieser Mr. Bubb!"

Dritte Unzufriedene. „Der Küster! Mr. Brinks, sein Vorgänger, das war ein Küster! der hatte ein Herz für uns arme Frauen, und sein Tod war ein harter Schlag. Gott schütze uns! aber er ist hingegangen, um den Lohn seiner Thaten zu genießen. Segen sei mit seiner theuren Seele! Aber was diesen Bubb betrifft, ich kann diesen hartherzigen Kerl nicht ausstehn! Ich sollte nur Küster sein, ich wollt es ihm anstreichen."

Vierte Unzufriedene. „Sie haben recht, Frau Grundle; es kommt ihm nicht zu, den Kopf so hoch zu tragen, wenn er auch einen Hut mit Tressen trägt; allein das geschieht nur, weil er sich schämen muß, wenn er an seine Großmutter denkt!"

Fünfte Unzufriedene. „Und seine Frau, das arme Schlachtopfer! ehe er Küster ward,

führten sie ein so schönes Leben! aber er denkt nicht an seinen armen guten Vater."

Sechste Unzufriedene. „Ach, Frau Sleeke, was hilft das Denken in unserer elenden Welt! Sehen sie ihn nur an, den Gottlosen! er ist kaum zwei Jahre Küster und schon so dick, daß er nicht mehr durch seine Stubenthür gehen kann, während wir andern Geschöpfe (der Himmel verzeih mir die Sünde!) so mager sind, daß gleichzeitig sechs von uns bequem hinaus und hinein gehen können!"

Es ist ein bemerkenswerthes Factum in der Naturgeschichte des Küsters, daß er, wäre er auch nur mit einer geringen Majorität erwählt, sofort anschwillt, und neun Monate nach seiner Wahl schon so dick geworden ist, daß er seinen Rock, seine Weste, sein Beinkleid ablegen und gegen solche Kleidungsstücke, die mit seinem zunehmenden Embonpoint im Verhältniß stehen, vertauschen muß.

Mit Eitelkeit einher er geht;
Trägt seinen Stab mit Majestät!

Ich habe bemerkt, daß M. Bubb, nach anderer großen Männer Weise, sich durchaus über jede Verläumdung seiner Untergebenen erhaben fühlt, und daß alle seine Sorge sich darauf beschränkt, seine weißen Seidenstrümpfe von dem Straßenschmutz des Kirchspiels rein zu erhalten. Er haßt diese allzu empfindlichen Leute, die ihm Tyrannei und Anmaßung zum Vorwurf machen.

Man verschreit Mr. Bubb als stolz, weil er manchen Leuten kein Gehör schenkt — gibt es nicht auch Leute, die ihn, den Verdienstvollen, Achtungswerthen, ebenfalls zurückweisen?

Der Neid ist der Schatten des Verdienstes,

sagt einer unserer besseren moralischen Schriftsteller.

Mr. Bubb glaubt oft Mangel an Respect zu entdecken, wo ein solcher gar nicht existirt. Eines Tages sah ich ihn einen so entrüsteten Blick von einem Ende der langen Straße zum andern werfen, einen solchen Zornesblick, daß er die Straße, selbst wenn sie noch fünf Mal länger gewesen, durchdringen mußte. Anfangs wußte ich nicht, warum es sich handelte, als ich endlich ein fröhlich ausschauendes, aber distinguirtes Individuum, das sich auf die andere Seite schob, als wolle es einer Begegnung des Küsters ausweichen, entdeckte. Allem Anschein nach hatte dieses arglose Geschöpf die Galle des Küsters erregt und die folgenden Invectiven hervorgerufen:

„Der Miserable! wer ist er, daß er die Nase so hoch trägt, wie ein Lord, und meinem Gruß ausweicht? Cobbes, hierher, und schaut euch einmal diesen Menschen an, der mich nicht grüßen will."

Cobbes schnitt eine Grimasse — was hätte er auch anderes thun können.

„Mr. Cobbes, wo ist eure Loyalität? wo ist euer Patriotismus, eure Vaterlandsliebe, eure Achtung für Kirche und Staat? Ich erröthe über euch. Knöpft mir den Rock auf, Herr!... nicht von der Stelle... ich will euch zeigen, wie meine Blicke den Schaamlosen zu Boden schlagen, vernichten, niederdonnern werden, wo ich ihn auch finde, im ganzen Rayon des Kirchspiels... Bringt die Falten aus meinem Rock."

M. Cobbes gehorchte; und, den Zorn seines Vorgesetzten zu beschwichtigen, wagte er, furchtsam zu äußern:

„Macht sich sehr gut heute, Mr. Bubb!"

Es sollte sich dies auf den Küster selbst, nicht aber auf seinen Rock beziehen.

„Herr Unterküster," fuhr Bubb mit siegendem Lächeln fort, und Cobbes erbebte: „Habt Acht auf dies Subject! Ich weiß nicht, wer dieser Mensch ist, aber was ich weiß, ist, daß ich ihn einmal, nein zweimal in der Kirche bemerkt habe, und daß ich damals zu John sagte, sein Hut wäre nicht einer der besten, ein Bettlerhut, ein Hut, aus einer Trödelbude, ein äußerst verdächtiger Hut. Habt ein Auge auf ihn, Cobbes, denn ich habe so meine Ideen; wacht über ihn, denn ich habe so meine Zweifel; besonders gebt Acht, wenn er sich in Abwesenheit der Herrschaft dem Orte nähert, wo die neuen Gebetbücher liegen, denn ich habe meinen Verdacht; dieser Zeisig sieht aus wie ein Mensch, der unsere Sturmglocke stehlen will. Er ist jedenfalls ein Vagabund oder ein Narr; ich habe gesehen, wie er einem Armen einen Shilling gab; und als ich ihm begreiflich machte, daß es sehr heiß wäre und meine Laufereien in dem großen Kirchspiele mich beträchtlich angriffen, was glaubt ihr wohl, daß er mir gab?"

„Eine halbe Krone?" sagte Cobbes.

„Nein, Herr; er fertigte mich mit ironischem Lächeln ab, und bemerkte, daß der Pomp des Kirchspiels durch die Hitze nicht gelitten zu haben schiene. Welche Antwort! und mich nicht wieder zu grüßen, wenn ich ihn grüße, mich, den Oberküster dieser großen Parochie! Arge, schändliche Welt! Wiederum ein schlagendes Beispiel von der Verderbtheit des Jahrhunderts, wie der Pfarrer sagt. Cobbes, wir leben in traurigen Zeiten — jagt die Jungen fort — in traurigen Zeiten."

Nach diesem wüthenden Ausfalle verließ ich das würdige Paar, das seine Schritte alsbald

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach dem rothen Löwen lenkte, da keine Störung von Seiten des Pfarrers zu befürchten stand.

Zum Lobe des Mr. Bubb muß es gesagt werden, daß er zwar auch keinem andern Menschen, doch sich die größte Achtung zollt. Keinen großen Mann gibt es, der sich höher schätzte als er und der übrigen Welt ein leuchtenderes Beispiel gäbe. Seine Selbstschätzung gebar eines Tages folgende Idee in ihm: Da er bemerkt hat, daß die Küster zu ihrem wichtigen Posten nur in großer Ceremonie, nach vielen Vorbereitungen, Lärmen, Aufregung, Bewegung, langen Debatten der Kirchspielredner, Cabriolet-Fahren, Fatiguen von Philisterpferden, Opposition der Tories, Geträtsch der alten Weiber, Gleichgültigkeit der Whigs, Wuthausbrüchen der Radicalen und Kindergeschrei gewählt wurden, so ist der Gedanke in ihm rege geworden, daß, da eine Küsterwahl so viel Tumult und Unordnung, so allgemeine Bewegung verursacht, die nächste Revolution, welche die Welt erwartet, unfehlbar von seinem Kirchspiel ausgehen, Europa funfzig Jahre lang verwirren und kein Küster mehr auf seinem Posten ruhig sterben würde. Er gibt zu, daß die Könige ruhig auf ihren Thronen sterben könnten — aber ein König ist noch lange kein Küster.

Es ist schon gesagt worden, daß Mr. Bubb bei der Weibergemeinde der Parochie durchaus verschrieen ist; wir müssen noch hinzufügen, daß die Kindheit aller Classen, die reiche und die arme, die schmutzige und die aufgeputzte, ihn verabscheut. Diesen jungen Unschuldigen ist er ein grausamer und tyrannischer Herodes! Auffallend ist, daß die Kindheit alle Küster mit ungünstigem Auge betrachtet. Das Wort Küster schon erscheint ihr synonym mit Büttel und schwarzer Mann. Ich war nicht wenig erstaunt, daß den vorigen fünften November die zum Feuer verdammten Bildnisse weit mehr Mr. Bubb als Guido Faux* glichen. Glücklicherweise war der würdige Küster durch Gicht im Bett gehalten; und Mr. Cobbes hielt es als Küster und Mensch unter seiner Würde, diese kühne Parodie auf seinen erhabenen Chef zu bemerken; vielleicht trifft sie ihn später selbst. Also wurde Bubb an jenem denkwürdigen Tage unter großem Jubel verbrannt, vorher aber an den Galgen gehenkt und von der protestantischen Schaar, welche diesem Auto-da-fé beiwohnte, auf die allerchristlichste Weise gepeinigt.

* Der fünfte November ist der Jahrestag der Pulververschwörung; an diesem Tage werden der Pabst und Guido Faux, welcher das Oberhaus in die Luft sprengen wollte, in effigie verbrannt.

Trotz seiner Gleichgültigkeit und Verstocktheit gegen die Armen und seiner vielen Besuche in dem rothen Löwen ist Mr. Bubb dennoch ein sehr ehrenwerther Küster.

Cornelius Webbe.

Der Student der Medicin.

Die Scene begibt sich auf dem Vorhofe eines anatomischen Theaters im Hospital von ***. Unser Student tritt stürmisch ein. Er ist ein junger Gentleman, nach englischem Maaß ungefähr fünf Fuß acht Zoll hoch, mit finsterm, dunkelm Auge und schön gezeichneten Brauen, die an der Nasenwurzel sich begegnen. Seine Nase ist breit, lang und fleischig, und harmonirt durchaus mit einem sehr dicken, hervorquillenden Lippenpaar. Der Teint des jungen Mannes gleicht der Farbe mit Rauch gemischten Nußes; seine Stirn ist niedrig; und ein, nach der Weise der Billardspieler und Schenkenbesucher, keck auf das linke Ohr gestülpter Hut mit äußerst schmaler Krempe verbirgt die übrigen Theile seines Kopfes. Eine schwarze Cravatte, nach Ben Brace, des bekannten englischen Matrosen, Vorschrift umgeschlungen, ein sehr großer und ziemlich schmutziger Hemdkragen, ein rothbrauner Rock mit gewaltigen schwarzen Hornknöpfen, in ihren unteren Theilen sehr schadhafte und schmutzige Inexpressibles von Plüsch bilden sein Costüm, das im Ganzen einem December-Modenkupfer gleicht. Seine Hände haben die weiten Taschen seines langhaarigen Flauschrocks zu ihrem temporairen Aufenthalt genommen; unter dem Arm trägt er einen Octavband, dessen Deckel ursprünglich von dem Buchbinder marmorirt, von dem weisen Schüler aber total beschmiert worden ist. Aber es ist Zeit, unseren Kopf sprechen zu lassen; es ist ein Bronzekopf, wie das Automat des Mönchs Baco.

„Sage doch, Bill, wie bist Du gestern Abend nach Hause gekommen? Du siehst heut Morgen sehr unternehmend aus. Aber, warum hast Du so schnell das Feld geräumt? Du hättest noch bleiben müssen, um den Gesang der Ferkel zu hören; das war famos! Später kam noch der Sänger mit der Baßstimme, den Du kennst; das ist ein Kerl, comme il faut! Donner, was der für eine Stimme hat! Ich möchte wohl seine Lunge haben. Endlich trat das kleine Närrchen in dem blauen Hut mit weißer Feder auf; Du weißt, hm! sie machte in: „guter Mond, du gehst so stille" Furore. Jim und ich, wir waren ganz toll; wir ließen uns geröstete Käse, Ale und Whisky geben und schwelgten, und doch bin ich heute Morgen frisch wie 'ne Rose, alter Junge! Indeß muß ich jetzt etwas Anregendes zu mir nehmen. Was wollen wir genießen? Wir wollen uns aus Billy-Barlow Bier holen lassen, und dann „Kopf oder Schrift" spielen. Willst Du 'ne Cigarre? Ein verdammt nettes Geschöpf, das Ladenmädchen, wo ich sie kaufte; sie versprach, mich morgen nach der „Adler-Schenke" zu begleiten; 's famos! — Schon neun Uhr! Wollen wir in die

Vorlesung gehen? Ach was, wir wollen daheim anatomische Untersuchungen anstellen." Exeunt arcades.

Ein Auditorium von ungefähr zweihundert Personen, mit den verschiedenartigsten Physiognomien und Kostümen befindet sich in einem, mit gewölbter Decke versehene Amphitheater. Auf dem für den Professor reservirten Platze steht ein großer, mit einem Tuche bedeckter Tisch, aus dem ein Paar Arme und Füße hervorragen. Auf eine Tafel hinter diesem Tische sind menschliche Körpertheile mit Kreide gezeichnet. An der einen Seite des Tisches hängt an einer Art von Galgen ein Skelett, an der andern ist die Thür, durch welche der Professor tritt. Eine mit einem Gitter versehene Gallerie zieht sich um das ganze Amphitheater.

Ein wirres Stimmengebraus herrscht unter dem medicinischen Auditorium. Einige unterhalten sich, Andere reißen Possen; einige bekäuen ihre Nägel; andere schreiben Noten in ihre Hefte und spitzen ihre Bleifedern, und sehr viele werfen sich mit Papierkugeln.

Die anberaumte Stunde hat geschlagen, die Ungeduld der medicinischen Zuhörer hat ihren Gipfel erreicht, und wird nur durch den Versuch eines fleißigen Zuhörers unterbrochen, der, um in die erste Reihe zu gelangen, unter den Pulten wegkriechen muß. Bei jedem solchen Anlaß wird dasjenige Individuum, welches so Kühnes unternimmt, mit Beifallklatschen und Gelächter begrüßt.

Endlich erscheint der Professer, und nach Beseitigung der „Pst!" und „Hm!" beginnt er seinen Vortrag. Kaum hat er fünf Minuten gesprochen, als man polternde Tritte auf der Treppe hört und die Thüre zur Gallerie mit Geräusch sich öffnet. Die Ursache dieser Störung ist Mr. Thomas Hogmore, unser Held, der in diesem Moment eintritt, und dem der Professor, über die Unterbrechung wüthend, einen vernichtenden Blick zuschleudert. Herr Hogmore erträgt diesen Blick mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit, aber kaum hat der Professor die Augen abgewandt, als eine Grimasse an ihre Stelle tritt, die in dem Ausstrecken der Zunge und einem Blinzeln mit dem linken Auge besteht. Hierauf läßt er sich nieder, nimmt die Miene eines aufmerksam Zuhörenden an, und stemmt die Beine gegen das eiserne Gitter, während seine obere Kinnlade auf einem äußerst gewichtigen Knotenstocke ruht.

Jetzt hebt sich der Vorhang. Ein allgemeines Gelächter erschallt, denn er enthüllt den Blicken des Auditoriums die Büste eines verstorbenen Professors der Anatomie, die durch das Genie des Mr. Hogmore mit einem Schnurrbart und einem fließpapiernen Krönungsmantel verziert worden. Der Professor ist über eine so plötzliche Ausgelassenheit erstaunt, aber hinter sich blickend, entdeckt er bald die Ursache derselben. — „Meine Herren ... Jemand ... ich kann sagen, ein Individuum, hat sich nicht gescheut, sich gemein zu benehmen! (Bravo! hört! hört!) Meine Herren, wer auch dieses Individiuum sei, ich erlaube mir zu wiederholen, daß er sich seiner selbst schämen muß; — ich habe genug gesagt. Ich berufe mich auf den gesunden Verstand und das Schicklichkeitsgefühl meines Auditoriums. (Hört! hört! Pfui! Hinaus mit ihm! ein Lärmen, woran der Schuldige den meisten Antheil hat.)

Nach diesem Intermezzo geht der Vortrag weiter; aber da sich dieser über die festgesetzte Zeit verlängert, wird das Endigen desselben durch ein allgemeines Scharren und Husten von der ganzen Versammlung angedeutet. Wir werden jetzt unsern Neophiten begleiten, der, wie wir aus der Art erkennen, wie er sein Mittagbrod, bei einem Restaurant, den er mit dem klassischen Namen „Nachteule" beehrt, einnimmt, pflichtmäßig von dem Vortrage erbaut worden.

„Nun, Jack, mein Junge, wie geht's Dir? Ich habe den Morgen furchtbar geort; wenn ich nicht tüchtig einhaue, halte ich es nicht aus. Ich bin ungeheuer erschöpft. Nun, mein Mädchen, was gibt's heute?"

„Rindfleisch, mein Herr, und vortrefflichen Kohl; Kalbsbraten und Schinken, ein auserlesener Bissen; Bohnen mit Hammelfleisch, Leber mit Speck, Kalbskopf und Gehirn... Alles is da, und empfehlenswerth. (Mit Emphasis:) Auch Wildpretsachen, Cotelets und Beafsteaks."

„Ach, bringe uns Leber mit Speck. Apropos, Jack, wirst Du im Collegium die detaillirte Anatomie der Leber vortragen?"

„Ich weiß nicht, ich glaube nicht."

„Ich glaube es auch nicht; meine anatomische Arbeit war diesen Morgen köstlich."

„Warum hast Du sie nicht abgeformt."

„Uebrigens kann man Leber sehr gut auf dem Teller studiren."

Solche Unterhaltung würzt das Mahl.

„Sally," ruft endlich Mr. Hogmore, „was bin ich schuldig?"

„Eine Kalbsleber mit Speck, Master, zehn Pens; Kartoffeln elf; Brod zwölf; zwei Glas Bier einen Shilling und neun Pens; Käse zwölf Pens, und Sellerie — Sie haben doch Sellerie gehabt?"

„Ja."

„Macht zwei Shilling und einen Penny, Master."

„Oho! zwei Kugeln und ein Kügelchen? Ich würde Dir selbst was Klingendes schenken, wenn ich nur was hätte."

„Wirklich, Master? hm!"

„Freilich. Sage mir, wo wirst Du denn nächsten Sonntag hingehen?"

„Bald hier, bald dort, Master, wie sich's gerade macht."

„Komm doch einmal her, ich habe Dir etwas zu sagen."

„Nun — was denn?"

„Ich muß Dir sagen, Sally, daß Du ein verwettert schmuckes Mädchen bist."

„Ach, Sie schwatzen nur so. Da! da haben wirs... Schauen Sie nur auf meinen Fuß ... was Sie gemacht haben."

Es ist zu bemerken, daß Mr. Hogmore, um seinem Complimente Nachdruck zu geben, das hübsche Mädchen auf den Fuß getreten und den schmutzigen Abdruck zweier Reihen kleiner Nägel darauf zurückgelassen. Nach diesem Act der Galanterie bezahlt er seine Rechnung und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

treibt sich, nach Laune, eine schlechte Cigarre rauchend und die Vorübergehenden mit dem Ellenbogen stoßend, in der Fleet-Straße oder am Strande umher.

So vertreibt er sich die Zeit bis zum Abend, dann kehrt er in seine Wohnung im dritten Stock zurück, um dort mit einigen Freunden Whist zu spielen. Die Aufmerksamkeit der Spieler ist zwischen dem Spiele und dem **Grog au Whisky** getheilt, denn neben den Marken hat ein jeder Spieler ein Glas mit diesem edlen Getränk zur Hand. Der Inhalt dieser Gläser wird aus einer auf dem Tische stehenden grünen Flasche und dem auf dem Feuer brodelnden Kessel, der den Abend zweimal aus dem in der Nebenkammer befindlichen Wasserkruge Nahrung erhält, gefüllt, und Spiel und Getränk versetzen die Gesellschaft in die ausgelassenste Stimmung. Ist der Wasserkrug und die grüne Flasche geleert, dann wird das Anathem über beides ausgesprochen, die Leuchter in den Kamin geworfen und man schickt sich zu einer Abendpromenade an. Die jungen Gentlemen stürzen in die Straße herab, tanzen nach selbstgepfiffener Melodie, schreien, heulen, reißen die Hausglocken ab, insultiren einen Watchman und werden endlich in das Gefängniß gebracht, aus dem man sie den nächsten Morgen nach der gewöhnlichen Strafe für Trunkenheit wieder entläßt.

Wir nehmen an, daß unser Held von einem, mit seiner Familie befreundeten Gentleman zum Diner eingeladen ist, und nach unumgänglich nöthiger Reform seiner Toilette, sich bei diesem eingefunden hat. Der Herr des Hauses zerlegt einen Hasen.

„Oh sie sind sehr vertieft, bemerkt sein Gast; sie zerschneiden jetzt das Nackenband. Es ist sehr groß und stark bei gewissen Thieren, und neulich habe ich erst ein solches an einem Neger bloßgelegt. Er war ziemlich gut geformt."

„Bloßgelegt, mein Herr! frägt ein ihm gegenübersitzender Gast, wie geschah das?" Da erinnert ein Ellenbogenstoß seines Nachbars den Studenten, daß Damen anwesend sind. Mr. Hogmore wirft also, da er seine Gedanken nicht durch Worte ausdrücken darf, auf den Frager einen bedeutsamen Blick, faßt Messer und Gabel wie zwei Federn, und secirt damit ein auf dem Teller vor ihm liegendes Stück Fleisch, indem er subtil das Fette vom Magern trennt.

Endlich nimmt man das Tischtuch weg und servirt das Desert. Ein junger Geistlicher erzählt von dem Examen, das er so eben in Cambridge bestanden hat.

„Sie haben's also überstanden," sagt unser Held. „Wie haben sich die Perrückenstöcke benommen, haben sie sich als Gentlemen gezeigt, oder haben sie euch verblüfft gemacht?"

Der Geistliche erwiedert hierauf höflich.

„Indeß," fährt Mr. Hogmore fort, „sind Ihre Examina nichts gegen die Unsrigen. Schon drei Monate martere ich mich ab, und dennoch will Doctor Hoarley, daß ich mich noch drei Monate vorbereiten soll. Die Anatomie kenne ich so ziemlich, und die Examinatoren verstehen selbst nicht viel, aber darum eben martern sie uns so entsetzlich. Sie sind nur im Latein und Griechisch examinirt worden, aber wir haben das Latein und Griechische und Gott weiß, was noch! Ich habe mein lateinisches Examen überstanden und bin dessen herzlich froh. Man gab mir eine ganze Seite, und wenn ich nicht den Aufsatz meines Nachbars zu Hülfe genommen, wäre ich zu Grunde gerichtet gewesen. Ich verabscheue das Latein. Wozu dient es? Als wenn man durch das Latein die Schenkelpulsader kennen lernte. — — Welche Plage!"

„Sie sind ohne Zweifel ein Freund der Poesie?" fragt eine junge Dame, den Sprecher unterbrechend.

„Der Poesie? Ei was! . . . Ich habe nicht ein poetisches Werk angesehen, seitdem ich die Klasse verlassen. Ueberhaupt habe ich immer die kurzen Verse den langen vorgezogen. Ha, ha, ha!"

„Aber die Musik, die lieben sie gewiß?"

„Die Musik? Ei, lustige Lieder hab' ich allerdings gern. Haben sie schon „das Meer" singen hören?"

„Nein, ich habe das Vergnügen noch nicht gehabt; ist es hübsch?"

„Famos. Kennen sie „die Bucht von Biscaya?"

„Nein."

„Das Lied kennen sie nicht; dann müssen sie einmal nach dem „Kohlenloche"* gehen; nein — ich will sagen, es ist nicht durchaus nöthig, daß sie gerade dorthin gehen, aber dort singt man meine Lieblingslieder."

„Das Kohlenloch! Mein Gott! Welch ein sonderbarer Ort zum singen. Das muß sehr amüsant sein!"

„Ich bilde mir ein, sagte ein Schöngeist der Gesellschaft, „daß dies ein sehr geeigneter Ort zur Aufführung der „**Cenerentola**" sein muß."

Dieser Scherz macht Alles Lachen; Mr. Hogmore ist der Meinung, daß man auf seine Kosten lacht. Er schaut den Witzling ingrimmig an; und murmelt etwas von „Persönlichkeit," als wenn dies Substantiv den Titel von Rossinis Oper vervollständigte.

„Was halten sie von der Phrenologie?" fragte ein junges Mädchen von dreißig Jahren, angethan mit einem azurfarbenem Kleide und einem diesem Kleide conformen Teint.

„Gall hat all seine Geltung bei uns verloren. — Darf ich um Nüsse bitten."

„Und von den Functionen des Gehirns?" fragte sie weiter.

„Darüber gibt's bei uns kein Examen, und wie gesagt, Gall und Spurzheim gelten nichts mehr."

„Es ist wahr, Sie haben keine philosophische Basis."

„Die Philosophie ist mir zu luftig, ich liebe das Positive. Apropos, ich will ihnen ein köstliches Stückchen von Gall erzählen. Gall hatte einen Jungen, der einen für seine Eigenliebe sehr argen Buckel hatte; der alte Gall verschaffte sich also eine Zinnplatte und eine Schraube, die er an den Kopf des Kindes vermittelst eines eigenthümlichen Apparats befestigte und schraubte die Platte täglich mehr und mehr an den Körper, um den anstößigen Höcker zu verdrängen."

„Wirklich — und das Resultat?"

„Das Kind verdrehte die Augen, verschluckte seine Zunge und starb unter Konvulsionen. Ha, ha, ha!"

* Eine von der untersten Klasse des Volks besuchte Taverne.

„Ist diese Geschichte nicht apocryphisch?"

„Wie so? Es war Gall oder Spurzheim, ich vergaß welcher. . ."

Die Damen ziehen sich zurück; die Herren sprechen von Pferden, Politik, Landwirthschaft, praktischer Meteorologie, von dem Stande des Hafers und des Wetters, bis man den Kaffee bringt.

Musik gehört jetzt durchaus zu jeder Soiree; eine Dame setzt sich also an das Klavier, um das Ihrige in dem **la ci darem la mano** zu thun. Mitten im Vortrag aber beginnt Mr. Hogmore, in der Meinung eines seiner Kneipenlieder zu hören, zu pfeifen und ausgelassen zu jodeln.

Da man in der Gesellschaft seine Lustigkeit nicht theilt, zieht er sich mit einem Schulfreund, der ihn begleitet hat, in einen Winkel zurück und beginnt eine lebhafte und sehr laute Conversation.

„Darauf war ich, mein Seel, nicht gefaßt! Einem wie uns, Wein und Wasser nach dem Mittagsmahle zu geben, und nicht einmal Zucker. Grog wäre mir weit lieber gewesen."

„Was hältst Du von dem jungen Mädchen, die eben singt?" fragte sein Freund.

„Is 'ne Schelmin, sie hat einen famosen Hals; indeß sind das Schlüsselbein und die Muskel **sterno-deï-mastoidia** ein wenig zu sehr hervorstehend. Aber die Gesellschaft bricht auf, wir wollen uns auf die Strümpfe machen. Ich bin müde; und Du?"

„Wir werden noch gerade zur rechten Zeit in der „Biertonne" ankommen, ich habe einen Wolfshunger!" **Exeunt.**

Wir werden mit einem kurzen Resumé der moralischen und intellectuellen Fähigkeiten des Mr. Hogmore schließen.

Der Hauptzug seines Characters ist Eigenliebe; er brüstet sich besonders mit Schlauheit und Gewandtheit, und da er in jedem Menschen einen Schurken sieht, setzt er Alles daran, nicht hintergangen zu werden. Demzufolge zweifelt er nicht allein an Allem, sondern versagt auch Allem, was ihm nicht ganz klar erscheint, Glauben. Seine Vernunftschlüsse, obwohl nicht leicht zu erschüttern, sind doch sehr beschränkt. Die Geschichte ist in seinen Augen nichts als eine große Lüge, und Julius Cäsars Tod wie die Legende vom heiligen Georg und dem Drachen sind ihm gleich apocryphisch. Da er nur glaubt, was er fassen kann, so glaubt er nur an das, was er sieht. Nach ihm ist die Anatomie die erhabenste aller Wissenschaften; und obwohl er von der Medicin nur confuse Begriffe hat, so liegt doch in dem Seciren, das ihn den menschlichen Körper kennen lehrt, etwas, das seiner Geistesrichtuug zusagt und entspricht. Seiner Meinung nach ist höflich synonym mit weibisch. Er ist gänzlich im Zustande der Unschuld in Bezug auf die schönen Wissenschaften und die Literatur. Was diese letztere betrifft, so verbietet ihm sein Gewissen die Beschäftigung mit ihr, da solches Studium ihn von dem gewählten Berufe abziehen würde. Er hält es für besser in seinen Mußestunden zu spielen, zu trinken, zu rauchen, Zoten zu reißen und die menschliche Natur in ihrer tiefsten Verderbniß zu studiren. Seine Studien sind von materieller, seine Vergnügungen von thierischer Beschaffenheit. Indeß erlauben wir uns zu bemerken, daß es auch von dieser allgemeinen Skizze eines Studenten der Medicin Ausnahmen gibt. Es sind viele, die sich der medicinischen Wissenschaft widmen, um der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden, und denen die widerlichen anatomischen Studien, die sie gewiß nicht aus Liebhaberei treiben, als eine unausweichbare Nothwendigkeit, eine Pflicht erscheinen. Sie sind wahre Philosophen, und der Erfolg rechtfertigt gewöhnlich ihre Mühen — sie werden ausgezeichnete Aerzte.

Paul Prendergast.

Gedruckt bei J. Petsch.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalt.

	Seite
John Davy's Leben und Abenteuer. (Alexander Dumas.)	5
Chateaubriand. (Galerie de la Presse.)	28
Guizot. (Galerie de la Presse.)	31
Der Diamantenhändler. (Miss Pardoe.)	34, 56 u. 73
Der Schachspieler. (Méry.)	46
Die Figurantin. (Philibert Audebrand.)	64
Die Kindbettwärterin. (Leigh Hunt.)	91
Adolph Adam. (Galerie de la Presse.)	100
Frankenstein oder der moderne Prometheus. (Mrs. Shelley.)	104 u. 136
Die Wärterin. (Madame de Bawr.)	128
Das verwöhnte Kind. (R. H.)	144
Napoleon's Tod und Leichenbegängniß. (Souvenirs intimes dutemps de l'empire.)	153
Der Schornsteinfeger. (John Ogden.)	167
Der Küster. (Cornelius Webbe.)	175
Der Student der Medicin. (Paul Prendergast.)	184

Artistische Beilagen.

1. Chateaubriand.
2. Guizot.
3. Schachspieler.
4. Figurantin.
5. Meyerbeer.
6. Kindbettwärterin.
7. Adolph Adam.
8. Krankenwärterin.
9. Das verwöhnte Kind.
10. Schornsteinfeger.
11. Küster.
12. Student der Medicin.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

STUDENT DER MEDIZIN.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Z (40)
1393

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf